







Kinder der Zeit

Novellen

von

Emil Roland,



Berlin W
F. Fontane & Co.
1897

So selten ist es, daß die Menschen finden,
Was ihnen doch bestimmt gewesen schien,
So selten, daß sie das erhalten,
Was auch einmal die beglückte Hand ergriff!
Es reißt sich los, was erst sich uns ergab,
Wir lassen los, was wir begierig faßten.
Es giebt ein Glück, allein wir kennen's nicht:
Wir kennen's wohl, und wissen's nicht zu schätzen.

Goethe.



Kinder der Zeit



Frau von Riesa stand am Turmfenster ihres Gutshauses.

Sie war fünfunddreißig Jahre alt und tadellos konserviert; die ganze Erscheinung trug noch das Gepräge der fünfundzwanzig — nur die Augen nicht.

Diese Augen hatten scheinbar mehr erlebt als alles andere. Ihr verwachter Ausdruck erzählte von allerlei, das die Lippen Lügen straften. Oder waren es Lippen aus der Klasse, die selbst dann noch thörichte Worte sprechen, wenn die Besitzer „sterben vor Schmerzen“ wie in der Doppelstrophe des alten Liedes? Oder gehörte diese Frau selbst zu denen, „die mit dem Tod in der eigenen Brust den sterbenden Fechter gespielet?“

Sie hatte einen Fehler: sie paßte nicht in ihre Zeit. Sie war zu aufrichtig, zu ideal, zu vorurteilslos für ein Jahrhundert, in dem man wohl schlimme Eigenschaften kultivieren darf — nur nicht gerade diese.

Darum hatte sie sich an dem Geist dieser Zeit die Stirne oft genug wundgestoßen. Darum paßte sie nicht zu den Menschen, in deren Sphäre sie geboren war. Darum thaten diese sie hohnlächelnd in den Bann.

Sie war eine geschiedene Frau — das genügte!

Aber die Geschichte ihrer Heirat trug an ihren sonderbaren Augen keine Schuld; die war abgethan für sie. Ihr einstiger Mann schwang jetzt an einem süddeutschen Hof ein Kammerherrnszepter, hatte wieder geheiratet, diesmal seinesgleichen: eine hübsche Unbedeutende, und nur zuweilen dachte er mit einer Art Heimweh noch an die schönen Züge seiner ersten Frau und mit einer Art Grauen an die geistreiche Rolle, in die er sich damals hineinzwang, um sie zu gewinnen . . .

Ihre Menschenkenntnis hatte sie jenes eine Mal im Stich gelassen. Sie hielt den Firnis für echt, nahm unter allen Bewerbern ihn, den eleganten Mann mit seiner Schiller- und Goethe-Schwärmerei, seinem Kunstenthusiasmus, seinen Phrasen vom Ideal.

Mein Gott! All' die Tiraden hatte er irgendwo gelesen . . .

Als sie ihn durchschaute, bestand sie auf Scheidung.

Es wurde eine große Sache daraus in der kleinen Hofstadt, wo ihre Familie hauste, ein Sturm im Wasserglas. Herr von Riesa war ja so unschuldig!

Sie setzte ihren Willen durch und verfiel dem Ostrazismus der Gesellschaft. Diese verfuhr mit ihr nach dem sozialen Gesetzesspruch, den der Märchen-

dichter Andersen in die Worte faßt: „Du bist groß und ungewöhnlich; darum mußt Du gepufft werden.“

Ihre Rolle war ausgespielt. Sie zog sich auf ihr Landgut zurück und baute sich ihre Welt auf, die Welt, in die sie gehörte, von der sie selbst nicht wußte, war ihre Zeit schon vorüber oder noch nicht gekommen? eine geistige Welt, wie reiche, pflichtenlose Menschen sie sich leisten, Menschen, die sich hermetisch abschließen können vor dem kalten Wind der Wirklichkeit.

Ihre Stellung hatte sie zwar verloren, aber ihre Persönlichkeit gerettet.

Ob sie Unrecht that? Nach der allgemeinen Regel: ja! Woher nahm sie das Recht, eine Ausnahme sein zu wollen? Weil sie aufrichtig, ideal, vorurteilslos war? Oho! das genügt im neunzehnten Jahrhundert noch lange nicht.

Sie verachtete die Wirklichkeit und glaubte an das Ideal — deshalb schauten ihre Augen auch so seltsam in die Welt, halb verächtlich, halb gläubig.

So war Frau von Riesa.

* * *

Im Gutshof erscholl Hufschlag. Ein Reiter sprang ab.

Das Pferd hieß Vasantasena, wie die holde Bajadere im alten Inderstück. Die Herkunft des Namens war dem Besitzer böhmisch, wie vieles andere noch — aber er hatte bei drei Wettrennen auf Vasantasenas

Darum hatte sie sich an dem Geist dieser Zeit die Stirne oft genug wundgestoßen. Darum paßte sie nicht zu den Menschen, in deren Sphäre sie geboren war. Darum thaten diese sie hohnlächelnd in den Bann.

Sie war eine geschiedene Frau — das genügte!

Aber die Geschichte ihrer Heirat trug an ihren sonderbaren Augen keine Schuld; die war abgethan für sie. Ihr einstiger Mann schwang jetzt an einem süddeutschen Hof ein Kammerherrnszepter, hatte wieder geheiratet, diesmal seinesgleichen: eine hübsche Unbedeutende, und nur zuweilen dachte er mit einer Art Heimweh noch an die schönen Züge seiner ersten Frau und mit einer Art Grauen an die geistreiche Rolle, in die er sich damals hineinzwang, um sie zu gewinnen . . .

Ihre Menschenkenntnis hatte sie jenes eine Mal im Stich gelassen. Sie hielt den Firnis für echt, nahm unter allen Bewerbern ihn, den eleganten Mann mit seiner Schiller- und Goethe-Schwärmerei, seinem Kunstenthusiasmus, seinen Phrasen vom Ideal.

Mein Gott! All' die Tiraden hatte er irgendwo gelesen . . .

Als sie ihn durchschaute, bestand sie auf Scheidung.

Es wurde eine große Sache daraus in der kleinen Hofstadt, wo ihre Familie hauste, ein Sturm im Wasserglas. Herr von Riesa war ja so unschuldig! Sie setzte ihren Willen durch und verfiel dem Ostrazismus der Gesellschaft. Diese verfuhr mit ihr nach dem sozialen Gesetzesspruch, den der Märchen-

dichter Andersen in die Worte faßt: „Du bist groß und ungewöhnlich; darum mußt Du gepufft werden."

Ihre Rolle war ausgespielt. Sie zog sich auf ihr Landgut zurück und baute sich ihre Welt auf, die Welt, in die sie gehörte, von der sie selbst nicht wußte, war ihre Zeit schon vorüber oder noch nicht gekommen? eine geistige Welt, wie reiche, pflichtenlose Menschen sie sich leisten, Menschen, die sich hermetisch abschließen können vor dem kalten Wind der Wirklichkeit.

Ihre Stellung hatte sie zwar verloren, aber ihre Persönlichkeit gerettet.

Ob sie Unrecht that? Nach der allgemeinen Regel: ja! Woher nahm sie das Recht, eine Ausnahme sein zu wollen? Weil sie aufrichtig, ideal, vorurteilslos war? Oho! das genügt im neunzehnten Jahrhundert noch lange nicht.

Sie verachtete die Wirklichkeit und glaubte an das Ideal — deshalb schauten ihre Augen auch so seltsam in die Welt, halb verächtlich, halb gläubig.

So war Frau von Riesa.

* * *

Im Gutshof erscholl Hufschlag. Ein Reiter sprang ab.

Das Pferd hieß Vasantasena, wie die holde Bajadere im alten Inderstück. Die Herkunft des Namens war dem Besitzer böhmisch, wie vieles andere noch — aber er hatte bei drei Wettrennen auf Vasantasenas

Rücken Preise erritten! Er selbst hieß Viktor und war ein verwitweter Baron, der in der Nachbarschaft eine heruntergekommene Klitsche in die Höhe zu bringen suchte.

Gestiefelt und gespornt trat er bei Frau von Riesa ein. Sie seufzte ungeduldig und schwieg.

„Ich wollte um Nachrichten fragen, aus Kairo —" begann er ungeschickt.

„Ich habe keine," sagte sie kurz, „zum wievielten Male soll ich Ihnen auseinandersetzen, daß meine Schwester und ich nichts mehr voneinander hören?"

„Ich dachte, die Krankheit könnte das ändern."

Sie zuckte die Achseln. „Ich bin nicht der unversöhnliche Teil, gewiß nicht! Und wenn ich glaubte, helfen zu können, würde ich noch heute nach Kairo reisen und meinen Neffen pflegen. Ich hätte dann doch wenigstens einen Beruf."

Viktor seufzte. „Den könnten Sie näher haben."

Sie schwieg.

„Wenn Sie sich doch meiner vier Rangen annehmen wollten! die hätten es nötiger als der Kleine in Kairo!"

Sie stutzte. „Suchen Sie eine Hausdame für Ihre Kinder?" fragte sie.

„Nein, eine Mutter!" versetzte er und sah verlegen an seinen Reitstiefeln herab.

„So passioniert auf einen Beruf bin ich denn doch nicht," sagte sie nach einer Pause, „um mir gleich eine vierfache Last aufzuladen. Wissen Sie nicht, daß

Ihre Jungen im ganzen Kreis die ungezogensten sind? Wenn einmal irgendwo eine Prämie für jugendliche Rangen ausgeschrieben wird, so rate ich: schicken Sie Ihr Vierblatt hin! mich aber, bitte, verschonen Sie —“

„Eugenie, Sie sind scharf wie immer!“ antwortete er, „nein, schärfer! das macht Ihre Position! Warum wollen Sie Ihre alte Stellung nicht zurück haben? Ich bin Manns genug, sie Ihnen zu verteidigen. Sie wissen, daß man meine Kugeln fürchtet!“

Sie sah ihn drohend an. „Was kümmern mich die Menschen? Ich kann ohne sie fertig werden — ohne jeden!“ Dabei schaute sie ihm bezüglich ins Gesicht.

Er seufzte und küßte ihr die Hand, die sie gleichgiltig bot. „Und wenn Sie doch einmal anfangen, wieder nach dem Urteil der Menschen zu fragen, so vergessen Sie nicht, daß ich auf dem Nachbargut sitze!“ sagte er und ging.

Sie sah ihn unten auf Vasantasenas Rücken davonsprengen. Die Szene war ihr keine neue gewesen. Baron Viktor sondierte allmonatlich die Gefühle seiner Nachbarin. Er hätte sie gern geheiratet trotz ihrer Scheidung, trotz ihrer Klugheit und trotz seiner Beschränktheit, deren er sich wohl bewußt war. Aber seiner Vorzüge war er sich auch bewußt! Er ritt superbe und war der beste Schütze in der Gegend.

Nicht nur der vier Rangen wegen wollte er sie — auch für sich und ihr Kapital für seine Klitsche.

Es wäre eine so vernünftige Heirat gewesen für beide Teile! . . .

Als die Dämmerung kam, stieg Frau von Riesa die Bodentreppe herauf, öffnete die Dachluke und zündete ein rotes Lämpchen an, das oben neben dem Brettverschlag lehnte. Sie stellte es mitten in die Oeffnung der Luke und stand fünf Minuten lang schweigend daneben, ohne sich zu rühren, während der rote Schein wie ein kleiner, blinkender Stern in den Abend floß. Dann löschte sie die Leuchte aus und schloß das Fenster. Im selben Augenblick klang das Posthorn herauf. So klang es hier jeden Abend um die gleiche Zeit, ein Stück verlorener Poesie aus alten Tagen, das der Welt abhanden gekommen ist und nur zuweilen noch in entlegenen Thälern wie die Geisterstimme eines hübscheren Einst ertönt. O, wie sie es liebte, dieses Posthorn! Lenaus Verse kamen ihr in den Sinn. Die Jugendlieder umklangen sie:

„Unsre Gräber, denket mein!
Sind schon ungeduldig! —
Daß wir nicht beisammen sind,
Bin ich selber schuldig."

Sie lächelte und stieg die häßliche Bodentreppe herab in ihren warmen, durchleuchteten Salon . . .

Längst hatte sie die Szene mit dem Baron Viktor vergessen. Das alles ging sie ja nichts an! seit die rote Ampel entzündet war, stand sie wieder mitten in ihrer Welt.

* * *

Die rote Leuchte brannte nicht umsonst. Zwei Augen sahen sie — die Augen eines Einsamen; die wußten nun Bescheid.

In der Dachkammer des Giebelhauses, drunten in der engen Gasse des Städtchens wohnte er. Der Rauch der nahen Schornsteine wirbelte zu ihm herein, und ihr Atem tötete ihm die Geranien am Fenstersims, und das Geräusch der nahen Schmiede schrie unmelodisch in seine Einsamkeit. Er gehörte zu denen, die mit ihrem persönlichen Glück das abzahlen müssen, was sie mehr bekamen als die meisten, — zu den Phantasten, die für wenige Himmelsträume hinopfern, was ihnen vielleicht ohnedies die Wirklichkeit an Erdenfreuden gebracht hätte.

Er besaß ein Talent — und Talente sind zuweilen eine Qual! Der biedere Durchschnitt hat es stets am besten, ein Beweis von der Güte des Schöpfers, der in erster Linie für das Wohl derer sorgen wollte, die von jeher, immer und ewig in der Überzahl sind.

Ein Dichter war er, obwohl niemand es dem armen Rechnungsamtmann glauben wollte — die meisten hielten ihn für einen Narren.

Und doch hatte man vor fünf Jahren in der nahen Residenz eine Tragödie von ihm gespielt.

Der Abend trug ganz das Gepräge eines Erfolgs. Die Leute klatschten; der Fürst winkte aus seiner Loge und die Hofdamen fanden, daß seine Sprache Ähnlichkeit mit Schiller habe — nur die Hofherren meinten, „er hätte sich wohl für das Gerufenwerden

an die Rampe einen neuen Rock machen lassen können!" — Aber er wußte ja nicht im Voraus, daß sie ihn rufen würden, und dann — besaß er auch kein Geld zu einem neuen Rock!

Wie er damals an der Rampe stand, blaß und heftig atmend, erschlafft von der langen Aufregung und doch von dem Schwindel ersten Ruhmgefühls wie von Flügeln dahingetragen — wie die tausend Augen ihm entgegenleuchteten und die Heldenworte seines „Robert Guiskard" ihm noch im Ohre hallten — da hatte er einmal gewußt, was Glück war.

Und das Gefühl verkörperte sich ihm an jenem Abend in einer Gestalt. In der Pause stand sie vor ihm und beglückwünschte ihn und Thränen glänzten in ihren Augen, Thränen der Begeisterung — Frau von Riesa. Sie war damals jung verheiratet. Ihr Mann hatte sie hinter die Koulissen begleitet; damals heuchelte er noch den Schöngeist und trotzdem gehörte er zu denen, die den Rock des Dichters zu schäbig fanden.

Er vergaß beides nicht: den Rausch des Glückes nicht — nicht die Frau, die wie die Viktoria seines eigenen Ruhmes vor ihm gestanden hatte.

Aber die Ernüchterung kam.

In allen Landeszeitungen war es bald darauf zu lesen: „‚Robert Guiskard' verdanke nur dem Lokalpatriotismus seinen Erfolg; die Claque wären die Schreiber und Bekannten des Verfassers gewesen; der Fürst hätte nur gewinkt, weil so lange kein Talent in

seinem Lande existiert habe, und der Verfasser sei nur in den Klassikern belesen, ihm mangle jedoch die Originalität."

Und ‚Robert Guiskard' verschwand vom Repertoire, denn die Leute glaubten ihrer Zeitung. Das Land vergaß seinen Dichter, und wem er in den Weg kam, der sah ihn mitleidig an, diesen Träumer aus unzeitgemäßer Zeit, der seine Mitwelt für fähig hielt, sich fünf Akte lang für einen Guiskard zu begeistern, die Mitwelt, die unter dem Banne des Realismus stand, die dem sozialen Drama nachlief, die immer nur den Sumpf sehen wollte und nichts nach den Blumen frug, die ihm entwachsen!

Und der Dichter verstummte. Er konnte nicht weiter; seine Schwingen waren wie gelähmt.

Da traf er die Frau wieder, die einstmals Thränen der Begeisterung für ihn geweint hatte. Sie lebte vereinsamt auf ihrem Gut über der Stadt, gleichgiltig gegen die Zeit und die Welt.

Und er stieg zu ihr hinauf, alle Sonnabende, wenn ihm von oben die rote Ampel das Zeichen gab. Sie war seine Muse; er sang nur für sie, nur um ihren Beifall — und alles, was er dichtete und war, das war er durch sie: ihr Geschöpf, ihre Sache. — — —

Sie pflegte ihre Leute wegzuschicken, wenn er kam, nur ein altes Faktotum hockte strickend auf dem Vestibül. Sie bereitete den Thee selbst und seine Dichteraugen folgten dabei ihren Fingern. Dann las er ihr vor, die Verse der Woche, Verse, die er gesungen, während

der banale Atem des Alltags ihn umwehte, während in der nahen Schmiede der Hammer dröhnend auf den Ambos schlug und der Schornsteinrauch ihm seine Geranien verdarb . . .

Und wenn er las, dann war er nicht mehr der simple Rechnungsamtmann mit dem linkischen Benehmen; dann war er der Dichter, der auserwählte, der in die Harfe griff!

So liebte sie ihn . . .

* * *

Heute saß sie ihm gegenüber, die Hände im Schoß. Es schien etwas Fremdes in seine Züge gekommen, das sie bisher nicht bemerkt. Seine sonst so stillen Augen flackerten unruhig, während er las. Die Schlußszene seines ‚Guiskard‘ las er, die er zum fünftenmal verändert hatte. Welcher Schwung! Das war nicht Schiller, nicht Wildenbruch — das war doch Originalität, was auch die Zeitungen sagen mochten.

„O!“ rief sie, „wenn die Welt nicht so häßlich wäre, sie müßte ja erkennen, wie schön das ist!“

Er senkte den Kopf. „Die Welt richtet sich nicht nach uns; wir müssen uns biegen nach ihr, wenigstens wir auf der Jagd nach der Ehre.“

„Das werden Sie nicht thun!“ rief sie und sah ihn unwillig an, „woher kommt Ihnen die Maxime?“

„Aus Erfahrung!“ versetzte er. „Ich habe in letzter Zeit mehrfach nachgedacht über das Entweder=

oder meines Schicksals! Ich glaube an mich — das nimmt mir keiner. Entweder ende ich ruhmlos und verkannt, bestenfalls mit einem Abonnement auf spätere Unsterblichkeit, wie Camoens, wie Firdusi — oder ich biege mein Talent nach dem Zeitgeist und werde ein Mann des Erfolgs."

„Und schlagen den Idealen Ihrer Jugend ins Gesicht!" fuhr sie bitter auf.

„Wenn es sein muß, ja!"

Sie erhob sich; ihr schwarzes Kleid rauschte hastig an ihm vorüber; er sah seiner Muse sinnend nach.

„Der Guiskard ist fertig," begann er dann; „ich wenigstens werde ihn nicht besser machen können. Morgen fahre ich nach Berlin. Ich will noch einmal mein Glück versuchen auf den Brettern. Tote Bücher reizen mich nicht. Es ist etwas in mir, das an jenem einen Abend dem Koulissengötzen verfiel! Ich muß endlich wissen, was an mir ist."

„Und mein Urteil wiegt nichts?"

„Ich muß in die Welt!" sagte er statt aller Antwort; „einmal in den frischen Wind der Gegenwart! Mag er mir die Flügel knicken, wenn er kann."

„Erhardt!" und sie trat auf ihn zu — „wenn Sie meinen Rat nicht wollen, verschmähen Sie, bitte, meine Hülfe nicht! Weisen Sie wenigstens meinen Mammon nicht von sich!"

Er stand auf. „Eine Muse, die nach ihrer Börse

greift —“ sagte er ironisch — „bitte, ersparen Sie mir das Bild! Ich brauche nichts; ich habe Geld verdient — meine himmelstürmende Lyrik wollten sie zwar nicht, aber meine Novellen nahmen sie — pah! Und was sind die wert? Nicht die schlechteste Strophe meiner Gedichte —“

„Warum kenne ich diese Novellen nicht?“

„Das war nichts für Sie, das war Modeware, Eintagsfliegen . . . pah! Das Schreiben ist ja nicht schwer — man muß es nur können!“ Er nahm das Manuskript vom Tisch. „Robert Guiskard!“ fuhr er fort, „Talisman meiner jugendlichen Träume, bewähre Dich oder weiche! Es schlummern noch andere Gestalten hier“ — und er strich sich über die Stirn.

Frau von Riesa musterte ihn gespannt. Sie hatte ihn so genau zu kennen geglaubt, jetzt fühlte sie: dieser Geist glitt ihr aus der Hand; dieser Mann stand vor einer Krisis, und es wäre Thorheit gewesen, ihn zu halten.

„Reisen Sie glücklich!“ sagte sie. „Ich werde die rote Ampel wohl auf lange zum Gerümpel stellen müssen?“

„In meinem Herzen verlöscht sie nie!“ flüsterte er — „ich werde meine Rückkehr melden und — wenn ich vorher noch etwas zu melden habe —“

Gleich darauf stand sie allein im Gemach. Sie hörte seine Schritte undeutlicher werden, hörte, wie er

das Haus verließ — dann das Schlagen der Gartenpforte, die nach dem Walde zu lag.

Und wenn er nun heimkam — berühmt? Sie sank in den Sessel. Der Gedanke berauschte sie, teilhaftig zu sein seines Ruhms!

Wenn er aber — — undeutlich trat etwas vor ihre Seele; ihre Augen wurden größer; das waren sie wieder, die alten Augen mit ihrem unbrüderlichen Gemisch von Glauben und Verachtung! Sie hatte ihre Macht über ihn doch überschätzt. Der Vogel, der so lange nur für sie gesungen, entflatterte dem Käfig. Was würde die Welt sagen zu seinem Geschmetter?

Ob sie jauchzte oder mißachtete — so wie er heute ging, kam er nie wieder! In den Strom der Zeit wollte er niedertauchen, „in den aufspritzenden Gischt des Jahrhunderts“ . . .

Sie wohnte seitab, wohin der schrille Pfiff der Gegenwart nicht klang, verzaubert in ein Dasein, das sie selber sich zurecht gedichtet, von dem aus sie die Welt verachtete, da sie sich den Luxus gestatten konnte, es zu thun. Dort hatte sie ihn festgehalten, gewähnt, es sei für immer . . . und nun machte die Zeit ihre Rechte geltend auf ihn . . .

* * *

Am nächsten Abend sah Erhardt vom Kourier aus einen hellen Lichtschein, wie der Reflex eines großen Flammenmeeres gen Himmel geworfen, nur blässer

weißlicher — es war ja die Zeit des elektrischen Glühlichts.

Rechts und links lag die Nacht schweigend und sternenlos über den Kieferwäldern. Potsdam schwand vorbei mit rasselnden Gardeleutnants auf dem Perron, die zur „Cavalleria" nach Berlin wollten. Dann blitzte die Havel empor, der Strom Wildenbruchs — „und du mein Land des Sandes und der Fichten!"

Rechts ein illuminierter Riesenbau — viereckig und nüchtern — die große Kadettenanstalt, die berühmten Mauern, hinter denen die Armee ihren Nachwuchs züchtet.

Und das elektrische Meer kam näher. Der Kourier brauste in die Stadt hinein, in die poesielose Vorstadt Berlins mit ihren abgeschnittenen Häusern, aufblitzenden Straßenveduten und dazwischen gestreuten Kolossalbauten.

Knarrend tönte und prasselte der Bahnhofslärm ihm entgegen. Ein feuchter Sprühregen rieselte auf den Asphalt — er war in Berlin.

Und das Gewirr der Droschken, das Gerassel der Pferdebahnen, der grollende, einförmige Lärm des Großstadtlebens nahm ihn auf. Die tausend Lichter schwankten an ihm vorbei, die Lichter der Laternen, der Läden, der Wagen, die blauen, roten, grünen, die oben brannten und flimmerten und unten auf dem Pflaster wiedergespiegelt wurden vom trüben Schwarz der Gosse.

Er schritt glücklich dahin; seine Dichteraugen sahen

das Häßliche nicht. Er begriff, daß in diesem modernen Lebensstrom eine Schönheit liege, wenn man sie auch mit anderem Maßstab messen mußte, als die Träumer abseits vom Wege ihn gewöhnt sind.

Lange durchirrte er die Straßen. Er gab sich keine Mühe, nach ihren Namen zu sehen — dazu war es am Tage noch Zeit; jetzt wollte er sich ganz treiben lassen, schwimmen mit der Woge.

Da standen plötzlich vier hohe Kandelaber im Häusermeer, die brannten ladend und lockend. Die weiße Säulenfront jenseits zeichnete sich deutlich ab hinter dem rieselnden Schleier des Regens. Menschen strömten zum Portal — da wußte er, was für ein Gebäude es war; ein Theater! Eine Bretterwelt wie jene, deren Circefinger er noch jetzt an seiner Seele fühlte.

Er trat ein — — —

Oben im dritten Rang saß dann der Dichter Erhardt, das Manuskript seines ‚Guiskard' in der Tasche, das Schmerzenskind, für das die Mitwelt kein Interesse mehr erschwingen konnte — und unten rollten die Szenen vorbei, Akt für Akt des sozialen Dramas, in dem der Modernen einer, grausam, aber wahr, der Zeit die Larve vom Gesicht riß, und er vernahm, was er bisher nur aus Zeitungen kannte, aus Broschüren, die der Zufall dem armen Phantasten in die Hände warf: den Schrei der Gegenwart, die Seufzer der Zeit!

Die Krisis, vor der er stand, trat ein.

Sie stieg als plötzliches Bewußtsein in ihm auf,

als das Bewußtsein: das könntest Du auch! Dort müssen auch deine Lorbeern liegen — nicht auf dem abgeernteten Felde der Sage und Geschichte, sondern in der Tagesschlacht der Großstadt, auf den Straßen, wo das moderne Leben hinrasselt! Ein Dichter bist Du, warum willst Du ein altmodischer sein, wo es Dir so leicht wäre, in die Reihen derer einzutreten, denen die Mitwelt zujauchzt?

Und vergessen in seiner Tasche ruhte das Manuskript des ‚Guiskard'.

* * *

Er mietete sich eine Mansarde — dort arbeitete er Tag für Tag. —

Und das Werk wuchs ihm unter den Händen. Wo ihm die Erfahrung abging, da sprang sein Talent ein — denn er war wirklich ein Talent! Er hatte es sozusagen „in den Fingerspitzen".

Und tagaus, tagein jodelte sein Stubennachbar dieselben Gassenhauer. Das war er nachgerade so gewohnt, wie das Rasseln der Nähmaschine unter ihm, wie das Dröhnen der Turmuhr, das aus der Höhe zuerst an die Dächer klang. Ja, die nachbarliche Stimme wurde ihm nachgerade vertraut. Ihm fehlte etwas, wenn sie einmal nicht erklang; es lag soviel Keckheit und Frische in ihr, soviel ungezügelte Lebenskraft — eine Stimme, von der es ausgeschlossen schien, daß sie jemals klagen oder stöhnen könne, der man

vielmehr die große Kunst zutraute, daß sie auch über die dunkelsten Abgründe des Lebens hinüberzujubeln imstande sei.

Erhardt wußte vom Thürschild, daß der Nachbar ein Maler war. Die stumme Gemeinschaft that ihm wohl, die hier oben im vierten Stock zwei ebenbürtige Musen führten, nur durch eine dünne, schlecht angekalkte Wand getrennt. Aber den Entschluß, die trennende Schwelle zu überschreiten, fand er doch nicht. Ihm schien es wie eine heilige Pflicht, einzig mit seiner Muse, und immer nur unter vier Augen, mit ihr zu verkehren.

Aber als er eines Tages ein großes Gepolter auf dem Vorplatz wahrnahm, in das die bekannte Stimme hell und keck wie ein lustiges Leitmotiv hineinklang, da sprang er doch von seinem Manuskript empor und trat auf den Flur.

Die Wirtin stand mit weitoffnen Augen da. Ein Mann mit Coaks nahm im Vorübergehen das Ereignis mit und Erhardts Stubennachbar erzählte eine Geschichte und pfiff dazu zwischen den Sätzen.

Dabei packte er seine Habe zusammen, bemalte Leinwandstücke mit Heiligenbildern im Stil Uhdes, Nachahmungen ohne Eigenart, von denen keiner etwas hatte wissen wollen.

„Wer kaufen will, sag's!“ rief er — „das Meter fünfzig Pfennig — —“

Der Glückliche! Als armer Maler war er am kältesten Tag des letzten Winters nach Berlin gekommen

als das Bewußtsein: das könntest Du auch! Dort müssen auch deine Lorbeern liegen — nicht auf dem abgeernteten Felde der Sage und Geschichte, sondern in der Tagesschlacht der Großstadt, auf den Straßen, wo das moderne Leben hinrasselt! Ein Dichter bist Du, warum willst Du ein altmodischer sein, wo es Dir so leicht wäre, in die Reihen derer einzutreten, denen die Mitwelt zujauchzt?

Und vergessen in seiner Tasche ruhte das Manuskript des ‚Guiskard‘.

* * *

Er mietete sich eine Mansarde — dort arbeitete er Tag für Tag. —

Und das Werk wuchs ihm unter den Händen. Wo ihm die Erfahrung abging, da sprang sein Talent ein — denn er war wirklich ein Talent! Er hatte es sozusagen „in den Fingerspitzen“.

Und tagaus, tagein jodelte sein Stubennachbar dieselben Gassenhauer. Das war er nachgerade so gewohnt, wie das Rasseln der Nähmaschine unter ihm, wie das Dröhnen der Turmuhr, das aus der Höhe zuerst an die Dächer klang. Ja, die nachbarliche Stimme wurde ihm nachgerade vertraut. Ihm fehlte etwas, wenn sie einmal nicht erklang; es lag soviel Keckheit und Frische in ihr, soviel ungezügelte Lebenskraft — eine Stimme, von der es ausgeschlossen schien, daß sie jemals klagen oder stöhnen könne, der man

vielmehr die große Kunst zutraute, daß sie auch über die dunkelsten Abgründe des Lebens hinüberzujubeln imstande sei.

Erhardt wußte vom Thürschild, daß der Nachbar ein Maler war. Die stumme Gemeinschaft that ihm wohl, die hier oben im vierten Stock zwei ebenbürtige Musen führten, nur durch eine dünne, schlecht angekalkte Wand getrennt. Aber den Entschluß, die trennende Schwelle zu überschreiten, fand er doch nicht. Ihm schien es wie eine heilige Pflicht, einzig mit seiner Muse, und immer nur unter vier Augen, mit ihr zu verkehren.

Aber als er eines Tages ein großes Gepolter auf dem Vorplatz wahrnahm, in das die bekannte Stimme hell und keck wie ein lustiges Leitmotiv hineinklang, da sprang er doch von seinem Manuskript empor und trat auf den Flur.

Die Wirtin stand mit weitoffnen Augen da. Ein Mann mit Coaks nahm im Vorübergehen das Ereignis mit und Erhardts Stubennachbar erzählte eine Geschichte und pfiff dazu zwischen den Sätzen.

Dabei packte er seine Habe zusammen, bemalte Leinwandstücke mit Heiligenbildern im Stil Uhdes, Nachahmungen ohne Eigenart, von denen keiner etwas hatte wissen wollen.

„Wer kaufen will, sag's!“ rief er — „das Meter fünfzig Pfennig — —“

Der Glückliche! Als armer Maler war er am kältesten Tag des letzten Winters nach Berlin gekommen

mit halberfrorenen Händen und einem Schock Bilderstoffe in den Gedanken.

Langsam hatte er sich in den Spuren anderer hingequält. Da plötzlich begriff er die Richtung seiner Zeit — es war wie eine Erleuchtung! Seltsam mußte man sein, rätselhaft und barock, dann fand man Käufer — und Käufer, von denen lebte man doch!

Und er wurde seltsam, er legte Rätsel in seine Bilder, die der Beschauer vergebens zu lösen versuchte, er nahm die barocksten Ideen aus seiner Phantasie und brachte sie in Farben und stellte sie aus — und eines Morgens las er es in der Zeitung, bei dem dünnen Kaffee in der zerbrochenen Tasse, bei den Pfennigsemmeln las er, daß er ein „Stern“ war, eine neue Berühmtheit.

Er verkaufte Bild auf Bild, und nun zog er von der Mansarde in eine Beletage, wo das Tageslicht hell und breit durch ein riesiges Hoffenster fiel.

Neunundneunzig gehen unter. Ein Hundertster hat Glück — er war ein Hundertster . . .

„Das Meter fünfzig Pfennig!“ rief er, als Erhardt auf den Vorplatz trat.

— Bei dieser Gelegenheit war es, daß Erhardt ihn kennen lernte. Seitdem sahen sie sich öfters. Es gefiel dem jungen Berühmten nicht in der Beletage; die Mansardenzeit mit ihren lieben, ärmlichen, bescheidenen Erinnerungen trieb ihn oft wieder treppauf; er genierte sich, unten zwischen den türkischen Draperien

Gassenhauer zu singen und die gehörten ihm nun einmal dazu!

Da saß er dann auf dem Fenstersims, und während Erhardt schrieb, rauchte er Cigaretten und warf die abgebrannten Papierenden auf das nächste Dach oder in das Fenster des Hinterhauses, wo die Nähterin saß.

Und dann las ihm Erhardt sein Stück vor und der lustige Maler klatschte Beifall.

„Das muß Palmey lesen!" rief er begeistert, und eines Tages brachte er seinen Freund Palmey mit sich, der sehr über die vielen Treppen klagte, aber sich belohnt fühlte, wie er das Drama las.

Palmey war Theaterdirektor und zugleich Schauspieler; er fand eine Rolle darin, die ihm das Blut durch die Adern jagte.

Der Maler klopfte Erhardt auf die Schulter. „Das Glück haben macht solo keinen Spaß," sagte er — „Sie werden mein Kollege darin sein. Am Tag nach Ihrer Premiere baden wir in Sekt — was?" —

Sie waren so verschieden voneinander, an Schicksal, Auffassung und Gedankenwelt — aber sie paßten zusammen, denn beide waren ganze Kinder ihrer Zeit; beide hatten sich modeln lassen von ihr; beide glaubten an ihr Recht dazu . . .

— Und die Muse des Dichters?

Nein, vergessen hatte er sie nicht! wie sollte er auch? Ewig blieb sie die Lichtgestalt seiner Jugend,

seiner ersten Periode, — einer Periode, in der es einen Sommer gab, wo die rote Ampel ihm alles gewesen und wo er alles von ihr erhofft hatte — aber die rote Ampel war ein zu kaltes Licht für ihn; sie brannte so platonisch — er litt damals, raste, wollte verzweifeln — aber überwand, und mit seiner Leidenschaft zugleich überwand er die ganze Periode . . .

Mit diesem neuen Leben aber hatte sie nichts mehr zu thun.

* * *

Indessen verträumte Frau von Riesa in stiller Abgeschlossenheit den Winter. Sie las und dachte viel, war menschenfeindlicher als je und starrte oft viertelstundenlang in die lodernde Glut des Kamins.

Ihr Leben — was war es gewesen? Eine Kette von Enttäuschungen trotz seines äußeren Scheines, eine Kette, in der das alte Lied vom verlorenen Menschenglauben rasselte und das trübe Motiv des Weltschmerzes vernehmlich dazwischen klang.

„Das tiefe schmerzenvolle Glück, des Hasses Kraft, die Macht der Liebe —“ auch das war abgenützt; den Haß vertrieb Verachtung — und die Liebe?!

Die Gestalt Erhardts gaukelte ihr noch vor, von den Hunderten, denen sie vorüberging, nur dieser eine!

Er war bisher in ihren Augen viel weniger ein Mensch gewesen, mehr eine Verkörperung jener höheren Sphäre,

in die sie mit ihm so oft eingetreten, am Wochenende, wenn die Ampel ihn rief — ein Thorhüter am Reich des Schönen. Um sein persönliches Gefühl hatte sie sich wenig gekümmert, sah nicht einmal, wie er einst plötzlich vor der Grenze stand, über die er mit seinem platonischen Gefühl nicht mehr hinauskam, an der die Leidenschaft ihn gefangen nahm, denn er war mehr Mensch als sie.

Jetzt aber idealisierte ihn die Entfernung; sie träumte von seinem Zukunftsruhm; jetzt zum erstenmal mischte sich persönliches auch in ihr Empfinden.

Sie wurde nervös und ruhelos. Baron Viktor, der zu vermelden kam, daß zwei seiner Rangen mit dem Neujahr nach Roßleben abgingen und der an diesen Umstand Hoffnungen knüpfte, den braven Landjunker warf sie moralisch die Treppe hinunter und, was sie selten that: sie vergoß unmotivierte Thränen.

Da erhielt sie — es war eines Sonnabends, die Abendstunde, in der er einst zu kommen pflegte — Erhardts gedrucktes Drama, „Kinder der Zeit“ betitelt, eingewickelt in eine Reihe von Journalen, in denen mit Rotstift je eine Spalte verzeichnet war.

Also wirklich?!

Er gehörte nicht mehr zu den „ärmsten aller Kreaturen“, sein Stern hatte sich bewährt: er war berühmt geworden mit jenem einen plötzlichen Schlag von gestern und heute, der so selten ist, aber da, wo er eintritt, etwas Berauschendes hat, selbst für jene, die noch glücklos in der Ferne stehen.

Die Jamben ‚Robert Guiskards‘ hatten sich überlebt.

„Kinder der Zeit“ — ein modernes Drama war's, wurzelnd im Boden der Gegenwart, in schlichter, packender Rede Probleme behandelnd, die des Tages brennende Fragen waren — realistisch, nicht im bösen Sinn, aber doch durchweht vom dumpfen Geruch der Gasse vom harten Atem des Großstadtelendes.

Daneben lagen die Zeitungen mit ihren glänzenden Stilblüten über die Premiere, die denkwürdige, die den Namen Erhardt für den Augenblick wie rot unterstrichen aus der Geschichte zeitgenössischer Litteratur hervorhob.

Da war der Ruhm, den sie für ihn erträumt ersehnt, zu dem sie ihn erzogen! Ihre Augen jagten durch die Seiten. Mit brennendem Blick sogen sie den Geist des Werkes in sich, den fremden Geist, der sich losgesagt hatte, vom alten Dichtertrieb, — losgesagt nach dem Vorbild hunderter — der Lorbeern wollte und, weil er sie im Götterhain nicht fand, sie in den Herbergen des Elendes suchte.

Ihre Hände sanken in den Schoß — sie schauderte.

Wie lange sie so saß, wußte sie nicht. Auf dem Vorplatz klang Geräusch; sie hörte nichts.

Die Thür ging auf — Schritte — mit blassen Händen saß sie gesenkten Auges noch immer da.

„Eugenie!“ sagte eine Stimme.

Sie fuhr auf. Erhardt stand vor ihr, der neue Modeautor mit seinem Nimbus des Ruhmes, des jungen

Glücks. Er war verwandelt, scheinbar gewachsen. Das plebejische Ungeschick von einst war nicht mehr; den Traum, der in seinen Augen lag, hatte eine schöne Wirklichkeit verjagt — so blickten die Auserwählten, Schoßkinder Fortunens!

Und noch etwas sprach aus diesem Blick: der Hunger nach mehr, nach einem anderen Glück — nicht allein nach dem, das ihn die letzten Tage wie ein Rausch umjubelt. Seltsam! Während er arbeitete und schuf, hatte er seiner Muse kaum gedacht. Als die Spannung aber nachließ, als seine Gedanken leer waren von den Szenen des Dramas, da tauchten zwei geliebte Augen wieder auf vor ihm, da wurde er sich bewußt, wem er die Kraft danke, die ihn vorwärts getrieben, wer seinen Geist gelenkt, gezügelt, geschult und so lange gespart hatte, bis er reif war, mit voller Kraft einzutreten — sie, die Jahre mit ihr!

Und die Kritiker sprachen von den jungen Talenten, die unausgewachsen all ihr Können im ersten Feuerwerk voreilig verpuffen und stellten die überschnellen Thoren in Vergleich mit ihm, der so haushälterisch gewesen war, so wachsam über sein Genie!

Ihm schien, er habe alles ihr zu danken. Das übrige war ja wertlos! Ernüchterung hatte ihn ergriffen nach dem Rausch jener hellen, gefeierten, glückseligen Premierennacht. Die Empfindungen warfen ihn hin und her, und kalt und fest legte das Schicksal der Dichter Hand auf ihn, das Schicksal: nie mehr ganz glücklich zu sein — oder nur für Minuten —

die kurze Wonne zu bezahlen mit langem Elend
steter Qual!

Und er war heimwärts geeilt. Sein Buch hatte
vorausgesandt, damit sie wisse von seinem Glück —
nun kam er selbst.

Das Schicksal ihrer Beziehungen stand auf der
dieser Minute. —

Und es vollzog sich.

Frau von Riesa erhob sich, langsam und schwer,
vor einer herben Entschließung und warf dem
n Dichter sein Buch wortlos vor die Füße. —

er war allein. Mit zornigem Blick raffte er sein
Werk auf und drückte es an das Herz.
Zeitungen, die von seinem Ruhme sprachen, warf
in den Kamin.

Plötzlich lachte er; grell klang es in das Prasseln
Flamme.

„Ungerechte!" sprach er bitter und ging.

Auf dem Vorplatz saß strickend wie immer das
und sah ihm verstört nach. Er eilte über
Hintertreppe davon, durch den schmalen, von
Gezweig überrankten Gartensteig, durch die
verdeckte Holzthür, die er nur zu wohl kannte,
denselben Weg, den er einst heimlich beim Schein
Sterne gegangen war, leise und sorgsam,
ihn keines erspähe von den klatschgierigen Augen
Stadt!

Nun stand er am Kreuzweg. Links ging es
winterstillen Wald mit seinen frierenden

seinen schneebelasteten Tannen, rechts lenkte die alte Poststraße zur Stadt hinab. Er dachte — nicht an Frau von Riesa; in solchen Stunden denkt der Mensch, stumpf geworden gegen die Hauptsachen, an kleine Nebendinge, vergessene Einzelheiten aus alten Tagen — an die gelbe Kutsche dachte er, die Sommers allabendlich über diese Straße rüttelte, altmodisch, unbequem, und doch süß erinnernd an idyllische Jahre, an Zeiten, da die Eisenbahn noch nicht durch das Mark der Länder ging, da stillverschwiegen an ihren Bergeshängen die kleinen Menschenwelten noch ungestört träumen konnten, den holden Traum, süß melodisch umtönt vom schwermütigen Lied des Posthorns, den Traum, den seine Muse so gern geträumt, in den sie auch ihn hatte niederzwingen wollen, damit er nicht greife nach den Schätzen seiner Zeit!

Die Stadt blinkte herauf mit ihren vielen, winzigen Lichtern. Vor einem halben Jahr hatte er sie verlassen, unsicher, zweifelvoll, nur von dem Bewußtsein getrieben, daß er gehen müsse. Nimandem war von seinem Fortgang eine Lücke gerissen. Keine Hand griff warm nach der seinen — fortgestohlen hatte er sich! wer verstand ihn auch dort drunten zwischen jenen Dächern? Heute freilich, als er in der Nachmittagsdämmerung aus dem Zug gestiegen war, als er sich ungesehen vorbeidrücken wollte, da fielen der Bahnhofsinspektor und der Postrat und der Postassistent wie Heuschrecken über ihn her, und preßten ihm die Hände, und gratulierten zu seiner Berühmtheit,

den Abend schon im Stadtblättchen stehen werde,
beteuerten laut, die Stadt könne gar nicht glück-
genug sein, einen solchen Sohn zu besitzen — aller-
s! „sie hätten es ja immer gewußt — “
Und er — schluckte seine Verachtung hinab und
sie von sich, die Wetterfahnen, die den Glück-
mißachtet, die ihn gemartert hatten mit den Nadel-
ihrer Spießbürgerlichkeit, deren gleichgiltiges
seines Ideals ihn täglich auf das Ixionrad
dem er nun entronnen war.
Nein, in die Stadt wollte er nicht zurück! In den
Winterwald, dessen Pfade er kannte, wo die
blaß und silbern durch glitzernde Stämme
trieb es ihn hinein.
Noch einmal schaute er zu den Umrissen des Guts-
zurück. Er dachte — nicht an Frau von Riesa
aber an die rote Ampel, die damals vom Boden-
aus ihr süßträumerisches Licht in längstver-
hte Sommernächte goß, und die nun — vergessen
ausgedient — zwischen altem Gerümpel auf dem
n lag, eine Heroleuchte, deren Öl versiegt war,
e keinen Zweck mehr hatte und keinen Nutzen, die
überflüssig geworden war in dieser nützlich
jen Zeit!

* * *

Die „Kinder der Zeit“, des berühmten
machten ihren Weg über die

größeren Bühnen Deutschlands. Hier und da nur verschloß das Vorurteil, das krampfhafte Festhalten an einem verklingenden Schönheitsbegriff ihnen noch die Pforten eines Bühnentempels.

Schließlich öffneten auch die letzten sich; schließlich drangen sie auch in die Heimatsresidenz des Dichters. Der alte Fürst war tot; der neue protegierte das Moderne; die Gesellschaft folgte und das Publikum bewies, daß es in seinem aufgeklärten Vaterland die Propheten nicht verkannte — ein Beweis, der allerdings ein halbes Jahrzehnt zu spät kam.

Man wollte dem Autor eine glänzende Ovation bereiten. Der Fürst hatte eine Busennadel für ihn parat und begeisterte Backfische Rosen, um ihn zu bombardieren. Denn der Dichter kam mit dem Kourier extra von Berlin, um eine Stunde später mit dem nächsten Zug zurückzusausen dorthin, wo es ihn mit allen Ketten hielt.

Weshalb er kam? Nicht wegen der Nadel — nicht aus treuer Anhänglichkeit an die Stätte, in deren Stille sich sein Talent gebildet; das stand zwar im Tageblatt, aber es war falsch.

Er kam, um von seinem Geschick die Rückzahlung entgegenzunehmen für das lange Weh der ruhmlosen Jahre, für die Zeit, da er, als Schwärmer gebrandmarkt, die enge Luft jener Welt geatmet. Seine Nerven freuten sich auf die neue Erregung. Seine Eitelkeit, die unumgängliche Eitelkeit aller „Mächtigen des Augenblickes“, sehnte sich, diesen Becher der Ge-

nugthuung zu trinken, kredenzt von denen, die il verkannt.

Er liebte zudem die Pose. Seit er die Befangenheit seiner Jugend abgestreift, lernte der Gewohnheit des Bewundertwerdens ai großen Airs, die seinesgleichen sich erlauben Daß er kam, war Gnade. Daß er nur eine Stunde blieb, eilig, dankbar, aber doch mit halben Geringschätzungslächeln — das war Eff

Und die „Kinder der Zeit“ gingen über die wahre, meisterhaft richtige Gestalten, die da und sprachen nach den Regeln ursprünglichster nicht bewundernswert, nicht nach Volksi geizend, aber folgerichtig wie nach unerbitt setz — und ihre Schuld, die vielfache, schwere nicht sie allein: die Zeit nahm sie auf sich, die Mitschuldige an der Schuld ihrer Kinder!

Er hatte noch andre Dramen geschrieben, die gerade so gelobt, umjubelt und angefeindet wie dieses — aber den Erstlingsschmelz nicht mehr, nicht mehr die unbewußte Kraf über ihn gekommen war in jenen stillglücklichen der Berliner Mansarde. Sensation und wehten aus ihnen — aber es gab auch gerade deswegen behaupteten, der Autor sei m wachsen.

Nach dem dritten Akt erschien er.

Kränzeschwirren — jener surrende Ton, den wohl kannte, der ihm noch immer das Blut

glücklicher durch die Adern trieb, der Ton, gegen den Dichter und Mimen niemals blasiert werden! —

Donnernder Applaus, in dem alles mitthat, der Schmiedegesell auf dem Olymp und der Höfling, der ihn einst um seinen Schneider bedauert hatte, der Fürst, dem die schöne Fähigkeit der Anerkennung leuchtend aus den Augen sah, der Backfisch, der ins Lorbeergeschwirr seine Rosen warf, und nicht am wenigsten die blonde Dame mit dem kleinen Veilchenhut, die plötzlich in der Intendantenloge erschienen war wie eine Vision aus der Großstadt: Des Dichters Gattin, eine der reichsten Kohlenprinzessinnen Süddeutschlands, die er bei seinem Freund dem berühmten Modemaler X. Y. Sarante kennen gelernt.

Er dankte lächelnd und verneigte sich tadellos — tadellos, wie ihm jetzt auch der Rock saß. Sein müder Blick, der verwachte, teilnahmlose Blick abgehetzter, zu viel denkender Menschen, glitt über die Menge und das Lächeln, das ihm den Mund umspielte, war hochmütig. So lächeln nur Große der Erde, Künstler und Dichter.

Die Welt hatte viel aus ihm gemacht, innerlich und äußerlich. Das gestanden ihm alle zu, die ihn damals im ‚Guiskard‘ gesehen und jetzt kaum glauben wollten, daß er derselbe sei.

Er dachte auch sekundenlang an diesen ‚Guiskard‘, und das war's, was ihm jenes seltsame Zucken um die Lippen trieb. Er bereute seinen Weg nicht, war er doch ein beständiges Excelsior gewesen; aber neid-

voll dachte er des Rausches von damals, jene
da er sich einmal wie ein Gott gefühlt, da
Schwingen der eigenen Phantasie i
Nacht, da er die Muse seiner Jugend fand.

Zurückrufen konnte er sich das Gefühl
wiedererleben nie! Das war vorbei,
normannische Heldengestalt nahm es mit sich
sie verstieß — aber freilich! Da die Welt n
ihr hatte wissen wollen — —

Seine Augen suchten Frau von Riesa —
sie nicht.

Der Fürst befahl ihn in seine Loge. Die S
gesellen und Lehrlinge kletterten von ihrem
herab, um dem abreisenden Dichter die Pferde
spannen oder wenigstens die Lorbeern an i
zu tragen.

Der Hauptakt des Abends war vorbei.

Der letzte des Dramas rollte über die B
— — Frau von Riesa war doch im
sie saß in einer dunklen Logenecke, damit der
sie nicht sehen sollte.

Auch sie hatte sich verändert. Die
sagten, sie sei vernünftig geworden; die Zeit
habe ihr gut gethan.

Die Zeit in Kairo war aber doch nicht l
gewesen, um die alte Geschichte ihrer Schei
Ort der That vergessen zu machen. Als sie
kam grub man sie neu aus. Man
sie wie ehedem.

Früher war ihr dies „man“ gleichgiltig — jetzt empfand sie es. Seit ihre letzte Illusion in Scherben ging, dachte sie über viele Dinge anders. Auf ihr Gut zu ziehen, gelüstete sie nicht, so wohnte sie bei ihrer Schwester in der Stadt. Sie hatte den Sohn der Schwester zu Tode gepflegt — das dankte diese ihr. Sie hatte einst durch einen unrichtigen Schritt ihrer Stellung geschadet, — das verdachte ihr die Schwester noch immer.

Frau von Riesa wußte, daß sie in gewisser Weise in ihrer neuen Existenz Spießruten lief. Sie wußte, daß die Menschen, die sie jetzt so neugierig durch die Gläser ansahen, sich vorher zugetuschelt hatten: „Die geschiedene Frau!“ Sie hatte wohl gemerkt, wie beim Durchschreiten des Vestibüls ein Bekannter aus alter Zeit wie blindgeworden an ihr vorüberging; „dergleichen pflegt empfunden zu werden.“

Sie war heute nur Erhardts wegen unter Menschen gegangen. Sie wollte wissen, was aus ihm geworden sei.

In der Fremde hatte sie auch über ihn anders denken gelernt. Sie begriff jetzt, daß es dem modernen Menschen nicht zu verargen ist, wenn er sein Patent zur Unsterblichkeit lieber für flüchtigen Tagesruhm hingiebt, als daß er mit diesem Patent im Winkel verhungert — sie begriff, daß sie ungerecht gewesen, daß er nur gethan, was seine Vernunft gebot.

Aber mit dieser Einsicht war auch ihr Schmerz

vorbei. Der Erhardt, wie er geworden, war ihr ein Fremder. Der Mann, der einst mit glühenden Liedern von blauen Blumen und Idealen zu ihr kam, hatte nichts gemein mit dem elegant befrackten Großstadtliteraten, der dem Realismus diente und Millionen erheiratet hatte.

Sie konnte ihn gelassen ansehen — das beruhigte sie . . .

Während des Schlußaktes erschien Baron Viktor in ihrer Loge, der seit Frau von Riesas Rückkehr ein Quartier in der Stadt bezogen hatte und Kammerherrendienste that.

Er geleitete sie aus dem Theater.

Im Vestibül stand derselbe Bekannte, der vorher blind gegen sie gewesen war. Jetzt, nun sie am Arm Baron Viktors ging, dienerte er ergeben um sie herum. Andere folgten seinem Beispiel.

Draußen war Sternenschein, eine kühle, linde, stille Nacht.

Baron Viktor erzählte beim Gehen, daß jetzt auch seine vierte Range in Roßleben sei. Wenn er sich wieder verheirate, habe seine Frau sich höchstens über ihn zu ärgern, nicht mehr über die Wildlinge.

Sie schwieg.

„Das Wiedersehen mit Ihrem Dichter hat Sie schweigsam gemacht!" begann er.

„Mit meinem Dichter?"

„Das war er doch einmal —," sagte Viktor ruhig; „Teufel, bin ich eifersüchtig gewesen auf den! Nicht

wegen seiner Theaterlorbeern, aber um die Sonnabend Abende, die er bei Ihnen sein durfte."

Sie sah ihn erschreckt an.

„Gnädige Frau können ruhig sein: Ich habe keine Mitwisser, aber da ich in jener Zeit allabendlich wie ein Primaner Ihre Fenster umgirrte —"

„Und es weiß doch sonst niemand davon?" fragte sie hastig.

„Bitte!" entgegnete er ein wenig gereizt. „Ich bin kein Humboldt an Geist, aber ich klatsche nicht!"

Sie sah ihn dankbar an.

„Ich möchte ja Allen die Rippen zerschießen, die über Sie klatschen!" rief er plötzlich zornig. „Wenn Sie nur nehmen wollten, was ich Ihnen geben könnte! Es ist ja nicht viel, aber Ihre gesellschaftliche Stellung machte ich gewiß wieder zurecht."

Sie hätte ihm früher über die offene Bemerkung gezürnt — jetzt schwieg sie nachdenklich. Ihre Stellung zu ihm veränderte sich mit jeder Sekunde.

Wie doch die Zeit die Menschen wandelt! dachte sie. Da ist kein Einziger, der auch nur für ein Jahr im voraus gutsagen könnte für sich selbst; ja, abscheulich wäre diese Charakterschwäche, wenn sie nicht diese Signatur bedeutete für unsere Menschlichkeit! Weil wir Menschen sind, sind wir schwach, haltlos, ewig schwankend zwischen schwarz und weiß.

Warum aber sollen wir uns niedriger schätzen, nur, weil wir handeln, wie wir nicht anders können — weil Verhältnisse uns knechten, die wir nicht geschaffen

haben? Sie fing an, milder über sich selbst zu denken und lächelte fast über den Traum von einst. Schön war er zwar gewesen, aber, unparteiisch gesprochen, auch überspannt.

Viktors Schatten fiel neben ihr auf das Pflaster.

Sie mochte über diesen Mann denken, wie sie wollte, die lange Bekanntschaft hatte ihn ihr doch vertraut gemacht, ihm eine Art Recht eingeräumt, das eines Bruders, eines Freundes.

Gleichgiltig war er ihr bisher gewesen, aber ihn zu verachten, lag nie ein Grund vor — im Gegenteil! seine Zähigkeit und seine Diskretion flößten ihr Achtung ein.

Die Zähigkeit war fast rührend, die Diskretion vornehm. Geist hatte dieser Mann nicht, aber Herz.

Ihr fiel ein, wie früher eine Bekannte von ihr den Baron Viktor stets das „gute Tier“ genannt hatte — das war er noch.

„Es wäre doch auch gar nicht so unvernünftig,“ fuhr er fort — „vom Standpunkt des Nutzens aus, meine ich — für Sie nicht, der Stellung wegen — für mich, wenn ich nun einmal von Gefühlen schweigen muß, die übrigens wirklich da sind —“ seine Stimme wurde ganz weich und er verstummte eine Minute — „für mich liegt der Nutzen ja auch auf der Hand. Bedenken Sie nur Ihre Kapitalien! Bei meiner Klitsche kommt ja doch nichts heraus — ich versteh' mich nun einmal nicht auf die Oekonomie.“

Die Liebeserklärung klang primitiv, aber das

empfand Frau von Riesa: dieser Mann that nicht anders, als er war, und verschmähte den Firnis. Dazu hatte er recht: so unvernünftig war es nicht! Wer mit seinen Idealen bankrott ist, sehnt sich nach einem unangefochtenen Dutzendschicksal und schraubt die Ansprüche herab ... Und statt ihm den sechsten Korb auszuhändigen, sagte sie diesmal Ja.

Nun stand sie da, wo sie sich vor drei Jahren vielleicht verachtet hätte — auch sie huldigend dem Nützlichkeitsprinzip — auch sie ein Kind ihrer Zeit ...



Cunctator



20 Juli.

Von St. Gallen nach Rorschach, über grünen Vordergrund hinweg Blicke auf den blauen See, ein paar Kapuziner als Staffage. Das Bild gezeichnet, dann zerrissen. Solche Natur beleidigt man, wenn man sie schlecht kopiert.

Glühende Hitze. — In Rorschach aufs Schiff, fürstliche Equipagen am Strande, famose Pferde, ein vornehmer Graubart, zwei schlanke Prinzessinnen und etliche Windhunde, ein chikes Bild.

Nach Bregenz an Lindau vorbei.

Lindau schön wie ein Traum. Den Hafen gezeichnet, wieder nichts geworden. Gut, daß ich kein Maler bin! All diese unfixierbare Schönheit ringsum könnte mich unglücklich machen.

Ein Herr mir gegenüber — Wetter! wo habe ich das Gesicht schon gesehen, diesen morosen Denkerkopf, klug, aber unzugänglich? Irgendwo in Berlin? Auf Rügen? Da, ich hab's! Gestern noch in einer französischen Zeitschrift auf dem Marmortisch eines St.

Galler Cafés — ja, und doch auch in Berlin, einmal Unter den Linden, dicht am Pariser Platz: Larholtz, der berühmte Nervenarzt!

Larholtz, mein Idol!

Die meisten Menschen wissen solch einen Beneidenswerten, der sie zuweilen sein möchten — ich er!

Ein Nervenarzt von Weltruf! Ein Kenner jener seltsamen, unerforschten Reiche, die, wie jahrhundertelang der dunkle Teil von Afrika, verschleiert in der Geschichte der Wissenschaft daliegen! Den dunklen Teil Afrikas durchqueren sie jetzt flottweg, die Stanleys, die Abenteurer, die anderswo Verkrachten — aber Licht in jene Rätselwildnis? Er ahnt. Doch wie lange wird's währen, bis wir wissen!

Ich möchte ihm folgen dahinein, wenigstens es versuchen!

Mein Buch fällt mir ein, das mühsam zurechtgequälte Buch meiner Jugend. Es blieb hinter mir, als ich abreiste, ich mußte es für einige Zeit vergessen, meiner Nerven wegen —

Die Nerven, jawohl, die! Nervenarzt sein und selber nervös! Vielleicht hätte ich doch besser gethan, Maler zu werden.

Wie groß mir Larholtz erscheint gegen mein eigenes bescheidenes Ich! Wie groß, obwohl ich ihn körperlich um anderthalb Kopf überrage. Na ja, die kleinen Leute! Die sind ja meist die gescheiteren! Das Großsein ist auf Bällen recht nett und in Mädchenaugen . . .

Ich fange an, mich schlecht zu halten, um den lächerlichen Kontrast mit Larholtz' geistiger Größe auszugleichen.

Larholtz merkt natürlich nichts.

Wenn ich ihm doch mein Buch widmen dürfte! Wie mir das helfen würde in der Gelehrtenwelt — wie die Etikette der Weinflasche. Aber da kann doch nicht ein beliebiger Fremdling auf einem Dampfer so eine Größe sans façon anspringen und um solch eine Gnade betteln!

Er könnte ja sagen: „Weiß ich denn, was Sie leisten, junger Mann?" Und ich habe noch nichts geleistet.

Wenn ich ihm doch einen Dienst erweisen dürfte! Aber ich kann ihn ja nicht von Bord stoßen, um ihn dann aus dem Wasser herauszuziehen!

Er hat so seltsam klare Augen, Augen, die an Steine erinnern, die im Finstern glühen, oder an Mommsens Augen, die auch im Dunkeln leuchten sollen.

Da drängt sich selbst hier das Alltägliche an das Große. Ein langbeiniges Kind erscheint, ein Mädchen noch unter Backfischalter, mit rehbraunen Strümpfen, ditofarbenen, schiefgelaufenen Stiefeln, einer recht großen Nase, runden Augen und unvernünftig langen Händen.

„Papa!" sagt sie, „gieb!"

Dabei klettert sie neben ihm auf die Schiffsbank, wühlt mit beiden Fäusten in seiner oberen Rocktasche,

rüttelt ihn dabei hin und her und zieht schließlich eine Düte Fruchtbonbons ans Tageslicht.

„Aber Papa, die Düte ist ja zerdrückt!“ ruft sie vorwurfsvoll.

Er sieht tieferschrocken drein, der große Gelehrte. „Meine liebe Cilly,“ sagt er, „es geschah ohne böse Absicht.“

„Ach, Papa!“ jammert Cilly. „Auf die Absicht kommt's nicht so viel an, wie auf das, was ist! Ich wette, die Hälfte hast du in den See rutschen lassen!“

„Gewiß nicht, so viel ich weiß!“

„Ach, Papa! Du bist immer so —“

Cilly entfernt sich murrend.

Die Leuchte der Wissenschaft blickt schuldbewußt in den See. Eigentlich wäre jetzt der gegebene Moment, ihn moralisch zu ermuntern! Jetzt tröstete ihn vielleicht die Frage: „Gestatten Sie, daß ich Ihnen mein Buch widme?“

Cilly Larholtz — ein freches, kleines Frauenzimmer!

In Bregenz angelangt, Larholtz nicht mehr gesehen. Großes Gedränge am Ufer. Klosterschüler, Touristen, Kaiserjäger und österreichische Damen mit echtem Wiener Dialekt.

Ueber dem prosaischen Bahnhofsgewirr sehr schön aufgebaut die graue, altertümliche Stadt. Alles malerisch, wohin die Neuzeit nicht reicht. Berge dahinter — ah, richtig! Dort das Pfänderhaus, steige heute abend hinauf.

Jetzt Schlafintermezzo von mehreren Stunden.

Nein, diese Glut!

21 Juli.

Da sage mir noch einmal jemand, daß man heutzutage selbst auf Reisen nur alltägliches mehr erlebt!

In Berlin — ja! wo soll's da auch herkommen, wenn man selbst so abgemattet mithetzt und künstlich das Auge vor allem verschließt, was nicht direkt ins Tagesprogramm gehört, — aber auf Reisen!

Oder geschieht etwa folgendes alle Tage?

Ich steige also gestern spät abends auf den Pfänder, ich, ein gründlich ausgeschlafener Mensch.

Himmlisches Gefühl, dies beständige Aufwärts, wenn das „Unten" immer mehr versinkt und man echte Himmelsnähe empfindet!

Ein junger Mann überholt mich im Sturmschritt.

Ueber das dämmerige Nachtbild hingestreut, blinken vereinzelte Lichter — Lichter aus den Häusern von Bregenz —, bei einem davon schreibt vielleicht Robert Byr, der dort wohnen soll (wenigstens Bädeker sagt's), einen neuen Roman; Lichter, schwankende, auf dem Wasser: die letzten Abenddampfer, eine ganze Lichterkette! Weiter hinaus: Lindau, das, von oben gesehen, wie ein Halsband von gelben Steinen auf dem Wasser schwimmt, und immer ferner und kleiner die Lichter der andern Bodenseestädte und Schlösser, Mond und Sterne darüber, ersterer halbvoll — man übersieht ein unendliches Stück Geographie.

rüttelt ihn dabei hin und her und zieht schließlich eine Düte Fruchtbonbons ans Tageslicht.

„Aber Papa, die Düte ist ja zerdrückt!“ ruft sie vorwurfsvoll.

Er sieht tieferschrocken drein, der große Gelehrte. „Meine liebe Cilly,“ sagt er, „es geschah ohne böse Absicht.“

„Ach, Papa!“ jammert Cilly. „Auf die Absicht kommt's nicht so viel an, wie auf das, was ist! Ich wette, die Hälfte hast du in den See rutschen lassen!“

„Gewiß nicht, so viel ich weiß!“

„Ach, Papa! Du bist immer so —“

Cilly entfernt sich murrend.

Die Leuchte der Wissenschaft blickt schuldbewußt in den See. Eigentlich wäre jetzt der gegebene Moment, ihn moralisch zu ermuntern! Jetzt tröstete ihn vielleicht die Frage: „Gestatten Sie, daß ich Ihnen mein Buch widme?“

Cilly Larholtz — ein freches, kleines Frauenzimmer!

In Bregenz angelangt, Larholtz nicht mehr gesehen. Großes Gedränge am Ufer. Klosterschüler, Touristen, Kaiserjäger und österreichische Damen mit echtem Wiener Dialekt.

Ueber dem prosaischen Bahnhofsgewirr sehr schön aufgebaut die graue, altertümliche Stadt. Alles malerisch, wohin die Neuzeit nicht reicht. Berge dahinter — ah, richtig! Dort das Pfänderhaus, steige heute abend hinauf.

Jetzt Schlafintermezzo von mehreren Stunden.

Nein, diese Glut!

21 Juli.

Da sage mir noch einmal jemand, daß man heutzutage selbst auf Reisen nur alltägliches mehr erlebt!

In Berlin — ja! wo soll's da auch herkommen, wenn man selbst so abgemattet mithetzt und künstlich das Auge vor allem verschließt, was nicht direkt ins Tagesprogramm gehört, — aber auf Reisen!

Oder geschieht etwa folgendes alle Tage?

Ich steige also gestern spät abends auf den Pfänder, ich, ein gründlich ausgeschlafener Mensch.

Himmlisches Gefühl, dies beständige Aufwärts, wenn das „Unten" immer mehr versinkt und man echte Himmelsnähe empfindet!

Ein junger Mann überholt mich im Sturmschritt.

Ueber das dämmerige Nachtbild hingestreut, blinken vereinzelte Lichter — Lichter aus den Häusern von Bregenz —, bei einem davon schreibt vielleicht Robert Byr, der dort wohnen soll (wenigstens Bädeker sagt's), einen neuen Roman; Lichter, schwankende, auf dem Wasser: die letzten Abenddampfer, eine ganze Lichterkette! Weiter hinaus: Lindau, das, von oben gesehen, wie ein Halsband von gelben Steinen auf dem Wasser schwimmt, und immer ferner und kleiner die Lichter der andern Bodenseestädte und Schlösser, Mond und Sterne darüber, ersterer halbvoll — man übersieht ein unendliches Stück Geographie.

Von oben mehrstimmiger Gesang.

Vor dem Pfänderhaus sitzt eine Gruppe bei Windlichtern: Bregenzer Lehrer mit Frauen, alle musikalisch, Stielersche Mundartlieder, dazwischen Jodler.

Der Schnellläufer sitzt bereits neben ihnen und trinkt „Gießhübler“.

Zehn Minuten später saust er mit Pfeilgeschwindigkeit wieder hinab; es scheint ständige Abendpromenade für ihn — nur ein Katzensprung!

Ich, ein nervöser Großstädter, bin erschöpft auf eine Bank gesunken und kräftige mich mit Cognak.

Da gewahre ich im Scheine der Lichter Larholtz, der aus der Dunkelheit kommt und ins Haus geht.

Also der auch hier? Da kann ja die langbeinige Cilly ebenfalls nicht weit sein.

Das letzte Lied verhallt. Die Bregenzer ziehen plaudernd bergab. Ein paar eingeschlafene, kleine Kinder werden von den Vätern rüstig zu Thal getragen. Zuweilen klingt noch fernes Gelächter an mein Ohr.

Ich esse im leeren Speisesaal zu Abend. Ein junges Ehepaar wandelt zärtlich durch; ein primitiver Singleton kauft sich beim Kellner eine Zigarre.

Per Fremdenbuch will man mir sofort meinen Namen ausquetschen. Ich nehm's geduldig. Richtig, da steht er schon! „Doktor Larholtz-Berlin“ — wie bescheiden! nun ja, die wahre Größe — „mit zwei Töchtern.“ „Cilly und Lilly,“ hat eine unschöne Kinderhand dazu gekritzelt; ich sehe ordentlich Cillys

lange Finger beim Schreiben! Also noch ein derartiges Exemplar, womöglich Zwillinge. Wo sie nur stecken? Schlafen vermutlich Vorrat wegen des Sonnenaufgangs morgen früh.

Nach dem Essen verziehe ich mich auf die Terrasse und starre rauchend in die Nacht. Nein, wie schön! Ich sehe den Säntis, sehe links einen hellsilbernen Streifen — den Rhein, den jungen Rhein!

Wie herrlich der Gedanke ist, auf den Rhein hinabzuschauen, auf die stille, poesievolle Kindheit dieses Großen! Der Silberstreif sieht so harmlos aus, gar nicht, als ob er bald jenseits des Sees, dem er hier sicheren Laufes zueilt, den wilden Kopfsprung von Schaffhausen auszuführen dächte.

Da tönt mit einemmal Geklapper über mir. In der oberen Etage zankt sich jemand.

„Nein, Lilly!“ ruft ein gereiztes Organ. „Ich schlaf' in keinem Fall bei offenem Laden! Der Mond scheint mir aufs Bett — ich werde ja mondsüchtig!“

„Aber Cilly! Der Laden ist angerostet, bedenke doch! Die Höhenluft ist so feucht,“ erwidert eine vernünftig ruhevolle Stimme.

„Du bist unausstehlich!“ ruft Cilly. „Gleich machst Du den Laden zu oder ich gieße Dir das Waschbecken über den Kopf.“

Die andre seufzt. Nein, wie kindisch sie sind, des großen Larholtz kleine Töchter!

Ich sehe von unten, wie sich oben eine weiße Gestalt mit dem Laden zu schaffen macht.

„Es geht nicht! er will nicht!“ Da — ein dunkler Gegenstand durchschwirrt die Luft und, knapp an Lebensgefahr vorbei, saust mir ein grüner Fensterladen direkt vor die Füße.

„Au!“ ruf' ich und fahre auf; meine große Zehe ist beteiligt.

Ich falle von der Bank und liege plötzlich platt auf dem Boden. Das Ding ist so schwer, meine glimmende Zigarre fliegt in weitem Schwung auf den Rasen.

Da kreischt oben die Cilly — ich sehe, wie sich im Mondschein ihr langer Hals hervorreckt: „Um Gottes willen, Lilly, du hast jemand totgeschlagen! Da unten liegt er.“

Wie sonderbar so etwas klingt, wenn man noch lebendig ist!

Lillys Kopf taucht in der Höhe auf, ein etwa siebzehnjähriger Kopf mit zwei entsetzten Augen und stöhnenden Lippen. „Cilly,“ stöhnte sie, „laß uns gleich hinunter, aber leise!“

Natürlich bleibe ich ruhig liegen. Unbequem ist's ja nicht einmal, so platt auf dem Boden in der heißen Sommernacht . . .

Minuten vergehen. Zuweilen wetterleuchtet es über dem See. Ich wundere mich nur, daß der laute Fall niemanden sonst erweckt hat, aber das Haus auf der Pfänderhöhe liegt still und der Nachtwind streicht säuselnd um seine Mauern.

Da schleichen sie heran, beide in Mänteln, grauen Kautschukmänteln, ganz wie zwei Fledermäuse.

Ich, den Kopf zur Seite, liege regungslos, meinen Hut halb über dem Gesicht.

Weiche Finger greifen mir ans Handgelenk. „Er ist schon ganz kalt!“ sagt Cilly leise.

„Gerechter Gott!“ stöhnt die andre. Ich höre, wie der Kautschukmantel auf dem Steinboden rauscht; sie kniet neben mir. „Fühl ihm die Stirn!“ flüstert Cilly. Eine weiche Hand fährt über mein Gesicht. Jetzt fingern sie mit zweien an meinen Backen herum. Wie angenehm das ist! Mir kommt plötzlich ein Vers aus einer Heineballade in den Sinn:

> „Der Ritter ist klug, es fällt ihm nicht ein,
> Die Augen öffnen zu müssen,
> Er läßt sich ruhig im Mondenschein
> Von schönen Nixen küssen.“

„Es ist aus!“ ächzt Lilly. „O Cilly, was thun wir nun?“

„Den Menschen in den See werfen!“ plant Cilly. „Das Wasser ist nur so weit.“

Gute Cilly! Angesichts des gemeinsamen Verbrechens wird das Schwesternpaar höchst friedfertig. „Wie soll ich darüber hinwegkommen!“

„Dumm ist's ja, wenn's auch Zufall war,“ klagt Cilly, „Mord ist Mord. Aber warum mußte der Mensch auch gerade da sitzen; etwas weiter links wäre ihm nichts passiert. Wir hatten ihn ja schließlich

nicht gebeten, sich gerade da hinzupflanzen! Halten wir uns daran!"

Cilly hat entschieden etwas von dem robusten Gewissen des Baumeisters Solneß. „Du," sagt sie dann, „er ist ganz hübsch blond."

„Er war blond!" seufzt die andre.

„Weißt Du was? Wir wollen ihn nicht zu genau ansehen, sonst werden wir ihn nie wieder aus unsern Träumen los!" sagt Cilly. „Das einzige ist, wir schaffen ihn weg. Hier können sie ja gar nicht umhin, ihn morgen früh zu finden. Pack ihn am Kopf! Ich werde ihn schon an den Füßen nehmen. Wir tragen ihn dort in das Boskett, und wenn ihn da bei Gelegenheit einer aufstöbert, so sind wir längst vom Pfänder herunter."

„Cilly, diese Erinnerung verwind' ich nie!" stöhnt Lilly. Dann nimmt sie mich am Kopf unter den Armen. Cilly packt meine beiden Füße — nein, wie energisch sie packt! — und die Töchter meines angebeteten Vorbildes schleppen mich mühsam zu dem nahen Boskett. Ich mache mich so leicht wie möglich.

„Er muß bei seinen Lebzeiten ein recht langer Mann gewesen sein!" bemerkt Cilly. „Hoffentlich hinterläßt er keine allzu zahlreiche Familie!"

„Ach, Cilly, scherze nicht! Mir ist sehr elend zu Mut! Ich glaube, so etwas wird doch recht schwer bestraft."

„Ach was!" eifert Cilly. „Mit so 'was Zu-

fälligem werden's die Gerichte schon nicht so genau nehmen."

Angesichts einer so gleichgiltigen Auffassung der ganzen Sache kann ich nicht umhin, laut aufzuseufzen.

„O Gott," ruft Cilly, „der Mensch lebt! Laß ihn los! Auf der Stelle!"

Meine Füße klappen laut auf; Cilly verfährt sehr energisch, und ich bin Lilly dankbar, die mein stöhnendes Haupt langsamer auf den Rasen bettet. Der Trauerzug ist gerade beim Boskett angelangt.

Die beiden Kautschukmäntel verschwinden lautlos in der Nacht.

Wahrhaftig, des großen Larholtz kleine Töchter haben von gewissen Dingen eigentlich recht laxe Ansichten!

Es wetterleuchtet wieder.

Eine Weile bleibe ich noch liegen — warum nicht? Auf dem ganzen Pfänder lebt ja niemand, der mir das verbieten könnte! Medizinisch richtig ist die Situation auf der feuchten Erde nicht; aber wenn man selber Arzt ist, thut man einmal gern, was man seinen Patienten entrüstet verbieten würde.

Eigentlich war es doch nett, wie die weichen Händen so auf mir herumklavierten! Nett, auch einmal etwas Besonderes zu erleben, denn alle Tage passiert so etwas doch entschieden nicht! —

Am nächsten Morgen um Drei flötet der Hausknecht das Zauberwort „Sonnenaufgang" durch das

Schlüsselloch. Zehn Minuten später wandere ich in den noch grauen Morgen hinaus.

Die Welt liegt in Nebelschleiern. Es ist kaum eine lebhafte Farbe in der Natur. Vor mir her auf die nahe Anhöhe zu geht Larholtz. Ich trete in seine Stapfen, leider nur figürlich; dabei denke ich lächelnd an mein nächtliches Erlebnis.

Oben sitzt der primitive Singleton, der sich gestern beim Kellner die Zigarre kaufte, und raucht diese. Das junge Ehepaar lehnt an der Brüstung und schweigt sich aus. Larholtz und ich stehen stumm nebeneinander. Alles wartet auf das Schauspiel.

Die schweigenden Gebirge liegen rings in ernster Erhabenheit da.

„Schöne Aussicht!“ sagt der Rauchende. „Hier müßten sich sehr gut lyrische Gedichte fertigstellen lassen.“

Niemand antwortet. Der Redner grinst verlegen. Da steht Cilly plötzlich neben ihm. Sie ist in ungeordneter Toilette und gähnt. Dieser Sonnensport ist ja auch eigentlich etwas recht Anstrengendes.

„Was sagten Sie?“ fragt sie neugierig.

Der Rauchende wiederholt sein plattes Aperçu.

„Ja so!“ versetzt sie kordial. „Aber ich denke mir auch andres hier oben ganz nett.“

„Das wäre?“ fragt er redselig.

„Na, zum Beispiel, wenn ich mir das Leben nehmen wollte, so würde ich es gewiß in so schöner Gegend thun. Ich glaube auch, so denken viele.“

Aha, sie beugt vor, falls man im nächsten Augenblick einen Verwundeten auffindet; sie will die That im voraus psychologisch motivieren.

Larholtz dreht sich um. „Cilly, schwatz keinen Unsinn!“ bittet er. „Wo steckt denn die Lilly?“

„Sie packt. Sie sieht die Sonne vom Zimmer aus an.“ Dann tritt sie näher an den Vater. „Lilly möchte gern möglichst bald nach Bregenz; sie erwartet einen Brief von Dele poste restante.“

„Gut!“ sagt Larholtz. „Heute mittag müssen wir so wie so in Schruns sein.“

„Wären wir erst dort!“ seufzt Cilly.

Jetzt steigt plötzlich der goldene Ball über den Alpenbergen auf. Die Gegend erglüht. Das Wasser färbt sich blau. Rosenschein flammt über die Berge.

Die kleine Cilly starrt beständig auf das Boskett.

So tadelnswert ich ihr ganzes Benehmen finde, so kann ich doch nicht umhin, den unternehmenden Zug in der kleinen Person zu bewundern.

Ich hebe denn auch ihr Zopfband auf, das von der schwarzen Mähne zu Boden gefallen ist.

„Na, so was!“ sagt sie, „bald giebt's keinen Alpenberg mehr, auf dem ich nicht schon ein Zopfband verloren hätte!“

„Die Sonne!“ sagt der Vater, „paß auf, Cilly!“

Cilly sieht das immer höher flammende Gestirn ziemlich geringschätzig an, als wollte sie sagen: Na ja, was ist das denn weiter?

Dann stiefelt sie mit dem Vater zum Frühstück ab.

Dem Boskett wirft sie noch einen mißtrauischen Blick zu. Im Frühstückszimmer erscheint dann auch Lilly, sehr verschleiert; ich sehe ihr Gesicht kaum, sehe nur, daß es blaß ist. Dem Vater fällt nichts auf — seine Größe liegt ja auch mehr in der Theorie. Er erkundigt sich eifrig, wann die nächsten Züge nach Bludenz gehen.

Als sie fort sind, thue ich dasselbe.

„Schruns“ — der unmelodische Name! Wo liegt denn das Nest? Im Montavonthal — aha! Montavon klingt auch schon besser.

Natürlich reise ich den Larholtz nach, ich kann die Kleine ja nicht mit der vermeintlichen Schuld ziehen lassen, ich bin einfach dazu verpflichtet!

* * *

Ich glaubte erst, ihre Spur verloren zu haben — da saßen sie im Zehn-Uhr-Zug nach Bludenz, „Nichtraucher“; — ich warf meine Zigarre fort und stieg gleichfalls in „Nichtraucher“ ein.

Ja, da saßen sie! Nur die Cilly sah bei meinem Kommen auf. Sie aß Weintrauben aus einer Zeitungstüte (Bregenzer Tagblatt) und spuckte die Schalen mit ungeschlachter Grazie aufs Papier. Ihre Lippen erinnerten dabei an die des Traubenessenden Murilloknaben. Ich könnte mir denken, daß ein Maler dieser Cilly einmal nachliefe, Modells wegen; ich persönlich

würde keinen Fuß um sie rühren, mein Geschmack ist eine andre Sache, vielleicht deckte er sich mehr mit der älteren Larholtz.

Was ich unter ihrem grauen Schleier sah, war hübsch, aber —

Schönheit ist für mich gleichbedeutend mit Gesundheit —

Hübsch — aber beichsüchtig!

Diese grüngelbe Schattierung stört mich. Darum sind Bordones Venezianerinnen und, modern gesprochen, Blaas' Fischermädchen vom Kanal so schön, weil sie gesund sind, tadellos gesund!

Allerdings, Gott sei Dank, nicht im niederländischen Sinn! Sie sind mir zu drastisch, zu übertrieben gesund, die Teniersschen Damen platzen ja fast!

Maß halten — auch damit!

Wenn Lilly Larholtz einmal drei Stahlpillenschachteln hintereinander nähme, wie hübsch müßte sie sein! Alle Wetter! Vielleicht etwas beschränkt. Larholtz besaß keine Söhne — am Ende vertrat sie den üblichen, beschränkten Sohn großer Väter.

Sie saß durchaus passiv da, gerade als ob der Mordversuch von gestern gänzlich ihrem Gedächtnis entfallen wäre.

Larholtz sah mich natürlich auch nicht an. Er las im Bädeker; dann rückte er in eine Schlummerpose; als der Zug von Bregenz abfuhr, schloß er die Augen. Sein Profil lag auf dem braunen Polster. Wie gut ich diese Züge kannte, diese Gelehrtennase, den feinge-

schnittenen Mund, das ganze charakteristi
dieses Wohlthäters der Menschheit!

Nur Cilly beachtete mich; sie hatte n
Einsteigen zugenickt, etwas linkisch und
nisierend.

Eben vor Dornbirn war Larholtz

Hellbesonnt lag das Thal da, hinter ıym
rühmten Berge mit ihren altvertrauten Namei
Ekkehardklang, ihrem Gletscherschnee.

„Schließlich hätten Sie mir das Zopfl
nicht aufzuheben brauchen!" sagte Cilly — ,
ich's in Bregenz verloren."

„Dann hat es wohl so sollen sein!" dem

„Wollen Sie Weintrauben?" und sie
ihren Vorrat hin.

„Cilly!" mahnte jetzt die ältere, „Papa

„Ach! 's ist so langweilig ohne Unterh.
seufzte Cilly. „Was ist denn das für 'n
Kasten?" fragte sie nach einer Pause.

„Das ist die Jesuiten-Erziehungsanstalt
kirch."

„Ach so, Jesuiten, nicht wahr, die dürfen
heiraten?"

„Cilly!" stöhnte die Schwester.

„Nanu!" sagte Cilly.

Das Kind hatte eine so indiskrete Art,
aufhörlich zu fixieren. Um weitere Diale
schneiden, folgte ich Larholtz' Beispiel und
Augen. Ein Tunnel unterstützte mich f

Cilly schwieg einige Minuten. Nach dem Tunnel hörte ich sie neben ihrer Schwester flüstern.

„Lilly, ich bin fest überzeugt, daß der Mann mit dem Leben davongekommen ist, sonst hätte man ihn ja heute früh gefunden! Wir können unser Gewissen wirklich beruhigen. Er mag eine Ohnmacht gehabt haben, weiter nichts. Er ist sicher noch in der Nacht weitergewandert."

„Ja, ins Jenseits!" fiel Lilly ein.

„Aber Lilly, und solch 'ne Dummheit, nun den ganzen Tag zu fasten! Beim Frühstück nichts und jetzt nicht mal 'ne Weintraube — nimm doch! ich kann ja beim besten Willen nicht mehr!"

Aha! Darum hatte sie mir die Früchte des Südens angeboten, weil sie nicht mehr konnte — selbstlose Wohlthat!

„Du, der Mann da war heute früh auch auf dem Pfänder. Soll ich 'mal bei dem sondieren, ob nach unserm Fortgang oben noch was passiert ist?"

„Nein, Cilly, nein, das ist verdächtig, der schläft ja auch —"

„Dummer Einfall, zu schlafen!" grollte sie. „Sonst, weißt Du, hat er eigentlich ganz was Anziehendes, nimm 'mal allein die Nase! Die ist anständig! Wirklich, die Nase ist gut! wenn ich meinen Erker bedenke —"

„Cilly, schwatz doch nicht so! mir ist so elend."

„Natürlich, wenn man nicht ordentlich ißt! Du siehst auch höllisch unkleidsam aus. Laß doch die Toten ruhen, na, was war es denn überhaupt?"

„Cilly, Du machst mich nervös!“

Lilly fing an zu weinen. Das arme Ding! Wenn ich doch eine Flasche Rotwein gehabt hätte, wahrhaftig! Trotz der Nähe des großen Larholtz, ich hätte sie ihr eingeträufelt! Blasse Mädchen thun mir so leid! — —

Bludenz kam. Larholtz wurde von seiner Cilly wachgerüttelt. Daß ich ihm das schwere Kolli aus Seehundsfell vom Netz auf den Perron beförderte, merkte er gar nicht. Cilly fand das offenbar auch nur natürlich. Die Familie stieg in einen Wagen. Cilly handelte vom anfänglichen Preis einen Gulden herunter — und fort rollten sie.

Wie gut hätte ich als Vierter mitfahren können — aber anknüpfen! Die Initiative ergreifen!

Sie ist mir immer schwer geworden — die Initiative nämlich.

Phlegmatische Menschen sind eigentlich schlimm daran. Wenn der Sanguiniker mit beiden Füßen in eine Situation hineinspringt, so stehen sie zaudernd da, besehen und bekritteln erst die Sache, bedenken alle Folgen und siehe! plötzlich ist die Gelegenheit vorbei, und sie stehen — wo sie standen!

Und die Gelegenheit ist's doch, die oft so hübsche Perspektiven in ein sonst einförmiges Leben hereinbringt!

Dort hinaus ging also der Weg ins Montavonthal. Die Larholtz waren mir sicher, die Mittagstunden sengend. Ich verfügte mich ins Hotel Scesaplana, aß

und schlief. Zwischen der Spalte der Gardine lugte mir ein Gletscher aufs Bett. Vor dem Fenster rauschten zwei mächtige Kastanien.

Als ich aufwachte, war es kühler, die Sonne hinab, was zwar bei jenen himmelhohen Felsriesen noch immer keine späte Stunde bedeuten will. So wanderte ich denn „ins Montavon". Ein Bua trug mir den Rucksack nach; ihn selber zu tragen, war ich zu faul — ich bin nämlich aus Hessen, und da ist man sehr bequem!

* *
*

Gewiß werde ich vieles von dieser Reise bald vergessen, den Weg ins Montavonthal nicht!

Ich gehöre keineswegs zu jenen gründlichen Touristen, die es für ein Verbrechen halten, eine im Handbuch besternte Sache nicht gesehen, einen Gipfel am Wege nicht angestarrt zu haben.

Ich reise ja nicht, um für Bädeker Notizen zu sammeln.

Das Treibenlassen ist mein Grundsatz; davon wird man gesund. Das wäscht einem die bleiche Großstadtfarbe vom Gesicht und füllt die eingefallenen Backen aus — in Gegenden wenigstens, wo gut gekocht wird, und gekocht wird im Montavonthal sehr gut!

Die Luft, die von den eisigen Gipfeln des niederweht, muß irgend einen besonders hungrig machenden Bestandteil in sich tragen, denn es ist

außergewöhnlich, was in den Speisesälen von Tschagguns, Schruns und Vandans gegessen wird.

Aber damit wollte ich nicht gerade anfangen. Das allein ist keineswegs der Grund, weshalb ich das Montavonthal nicht vergessen werde; seine Schönheit war's, sein friedlicher Reiz, sein stillverborgenes Daliegen abseits der großen Heerstraße, und dann vor allem der holde Gegensatz zwischen der idyllischen Lieblichkeit des Thals und der imponierenden Grandezza seiner Bergwände.

Und o! diese Blumenfülle im Thal!

Schon in Bludenz, das im Reiseführer als „finsteres Städtchen" angezeigt wird (der Mann muß in sehr pessimistischer Stimmung gewesen sein, der das schrieb! hatte vielleicht gerade sein Rundreisebillet verloren), schon in Bludenz beginnt eine gewisse Ueppigkeit in den Gärten. Mit seinen glatten Kirchtürmen, seinen hellen Häusern liegt es blumengeschmückt am Eingang des Thals.

Die Ill plätschert neben dem Wanderer. Zuweilen überdacht eine Brücke die Wellen, eine Holzbrücke mit braunem Plankendach, in der es hohl tönt, wenn man hindurchschreitet (eine rechte Saalthalbrücke, für den bemerkt, der die Saale kennt), dann hinter grünen Wiesen die kleinen Kirchorte mit ihren absonderlich klingenden Namen, deren einstige Melodie bei den einen im Volksmund verschwunden ist, bei den andern noch seltsam das Ohr berührt — die Bergnamen halb italienisch, wie das wohlklingende Scesaplana, dann, an Jürg Jenatsch

Rhätikon! Die Gedanken werden fort-
rechts hinauf zum Arlberg, und noch
Paß der Maloja, von dem der Inn
der grüne wohlbekannte Inn, der in
Berechnung immer durch die schönsten
und sich dann als Schlußeffekt beim un-
Passau zur schimmernden Donau heran-

eröffnen der Phantasie die schönsten
während man sinnt und träume, um-
r Duft der Montavoner Blumen das
Ueberfülle von Nelken, die auf den Fenster-
rfer schwanken, eine Fülle von Sonnen-
Gärten, Malven, Geranien, Rosen,
alles in so satten Farben, alles so groß
als sei die Blume das Symbol dieses

tauchen alte Riesenbäume auf, und Kuh-
läutend durch den Abend, und kleine
lugen vom Berghang, und zuweilen tönt
Jodler eines Salontirolers, und mein
echt nach, oder ein Mädchen steht am
mit handbeschattetem Auge in das
oder auch nach einem Burschen aus.
Häuser sind so nett angestrichen, und die
so lustig, und immer neben mir laufen
ren, in denen des Mittags die Larholz
gefahren sind, und ich denke: Eigentlich
sehr Hübsches, so gegen Abend in

ein Thal hineinzuschlendern, in dem die Berge
enger zusammentreten, wenn man weiß, daß an
Stelle ein Dorf liegen wird mit Insassen,
absichtlich nachzieht, und wenn man dann so
stille Absicht dabei hat und sich sagt:
diesen Weg rückwärts machst, wirst du Dein Z
reicht haben!

Jawohl, bei den Gipfeln des Rhätikon
ich, daß ich dies Montavonthal nicht eher ver
bis der große Larholtz mir gestattet hat, ihm mei
zu widmen!

Da ist Schruns — Sironzo, wie es
hieß —, der Hauptflecken des Montavon, mit
riesigen Kirche und vielen steinbedachten
Illbrücken und Straßenbildern in Menge, wo
die Rosenranken der Giebelfenster ein ferner
seine kühle, weiße Linie zieht, Kinder als
oder ein Maler, der am Gartenzaun klebt
den kecken Strichen der modernen Schule die
keit des Abends auf sein Whatman bannt.

Dort die „Taube" und — siehe da! am
zaun hängt auch schon Cilly Larholtz.

Deutlich baumeln die braunen Beine
Abend.

„Ach!" sagt sie, „ich dachte, Sie hätten
Arlberg gewollt."

„Wenn Sie erlauben, bin ich hier."

„Wir glaubten schon, wir würden Sie gar
wiedersehen."

„Wer ‚wir'?"

„Lilly und ich, das heißt: eigentlich nur ich, denn Lilly ist viel zu elend, um überhaupt etwas zu denken."

„Ihre Schwester ist krank?"

„Ja," sagt Cilly, „und nicht einmal Vater weiß, was sie hat, und Vater ist, wie man sagt, ein ‚Licht' — halt, da fällt mir ein," und sie springt vom Heck herunter, „ich habe Sie beim Kaffee im Fremdenbuch nachgeschlagen — Sie sind ja auch Doktor?"

„Allerdings."

„Da will ich doch gleich —." Im nächsten Augenblick ist Cilly verschwunden. Der Taubenwirt geleitet mich freundlich in ein schattiges Gemach. Zehn Minuten später klopft es — Larholtz tritt ein.

Natürlich kam mir sofort allerhand in den Sinn, was ich hätte sagen können.

Als er aber seinen Namen mit jener absichtlichen Undeutlichkeit murmelte, mit der geistige Größen, der Bewunderung satt, ihr Inkognito wahren, da riskierte ich es darauf, ihm als der schlechteste Menschenkenner zu gelten, ihn scheinbar für nichts andres gehalten zu haben, als für einen Dutzendtouristen ohne Bedeutung.

Und ich merkte, daß es ihm so das liebste war.

Er begann damit, daß seine Cilly ihm meinen Beruf verraten habe, und da er morgen mit einem Jugendfreund die Scesaplana besteigen wolle und seine älteste Tochter ihm mit ihrer Gesundheit nicht in Ordnung scheine, möchte er mich bitten, ob ich vielleicht, falls

ich noch länger in Schruns bliebe, während seiner Abwesenheit ein aufmerksames Auge auf die Kleine haben wolle; er wisse zwar, wie ärgerlich es sei, in der Freiheit der Reisezeit mit Berufssorgen gequält zu werden, aber er spräche ja nur für den Notfall, denn die Lilly sei eigentlich ein ganz gesundes Mädel, und das mit der Scesaplana könne er schlecht aufschieben des Jugendfreundes wegen, der dazu extra von Zürich hergekommen sei.

Natürlich ertötete ich alle Bedenken in ihm, daß es für mich eine Zumutung wäre — im Gegenteil! ich blieb ohnehin noch in Schruns; ich wäre als junger Arzt auch keineswegs praxismüde und so weiter.

Wo ich denn bisher praktiziert hätte?

„Zwei Jahre in Perleberg — hinten in der Uckermarck — seit dem letzten Winter in Berlin."

„Ah! dort hinten war es wohl zu einsam?" lächelte er; dann bat er mich, ob ich vielleicht seine Tochter jetzt schon begutachten wolle?

Natürlich ging ich mit. Vor dem Spiegel sondierte ich eine flüchtige Sekunde mein äußeres Ich. Der unerwartete Besuch war mir gerade in die letzte Fertigstellung dieses kostbaren Besitzes gekommen.

Wir stiegen treppauf in ein Verandazimmer. Dort lag die Lilly in einem Schaukelstuhl und weinte. Cilly stand daneben und trocknete ihr mit einem blaugeränderten Taschentuch, in das Jockeymützen und Peitschenstiele eingewebt waren, die Thränen ab.

„Aber Lilly,“ sagte Larholtz, „was soll denn das heißen?“

„Am Ende ist ihr eine Thränendrüse aufgebrochen!“ warf Cilly ein.

In diesem Augenblick riß jemand die Thür auf, und ein Mensch — kragenlos, in Joppe, mit Gamaschenstrümpfen — kam hereingestürmt, der Jugendfreund aus Zürich.

Mir angenehm, denn er zog nach einigen Minuten heftigen Gestikulierens Larholtz mit sich fort.

Lilly weinte noch immer; ich fühlte ihr den Puls.

„Nun lassen Sie doch das Taschentuch weg!“ sagte ich zu Cilly. „Denken Sie denn, daß ich Ihre Schwester durch das Leinen sehe?“

Und so sah ich denn ihr Gesicht, das Gesicht des Mädchens, auf das ich nach des Vaters eigenem Wunsch in der nächsten Zeit ein Auge haben sollte . . .

Recht gern! es war auch ein Bellevue — bella vista!

Sie blickte mich furchtsam an.

„Lilly!“ mahnte die Schwester, „nur keine Angst, er wird dir ja nicht gleich den Kopf abschneiden!“

„Sie sollten in erster Linie essen und trinken,“ sagte ich.

„Siehst du wohl?“ rief Cilly, „der weiß gleich, wo es sitzt. Natürlich — das Fasten! Sie hat den ganzen Tag noch nichts gegessen.“

„Dann werden Sie es jetzt thun, nicht wahr?“ fragte ich eindringlich. „Es ist nur ein Schwächezu-

ich noch länger in Schruns bliebe, während seiner Abwesenheit ein aufmerksames Auge auf die Kleine haben wolle; er wisse zwar, wie ärgerlich es sei, in der Freiheit der Reisezeit mit Berufssorgen gequält zu werden, aber er spräche ja nur für den Notfall, denn die Lilly sei eigentlich ein ganz gesundes Mädel, und das mit der Scesaplana könne er schlecht aufschieben des Jugendfreundes wegen, der dazu extra von Zürich hergekommen sei.

Natürlich ertötete ich alle Bedenken in ihm, daß es für mich eine Zumutung wäre — im Gegenteil! ich blieb ohnehin noch in Schruns; ich wäre als junger Arzt auch keineswegs praxismüde und so weiter.

Wo ich denn bisher praktiziert hätte?

„Zwei Jahre in Perleberg — hinten in der Uckermarck — seit dem letzten Winter in Berlin."

„Ah! dort hinten war es wohl zu einsam?" lächelte er; dann bat er mich, ob ich vielleicht seine Tochter jetzt schon begutachten wolle?

Natürlich ging ich mit. Vor dem Spiegel sondierte ich eine flüchtige Sekunde mein äußeres Ich. Der unerwartete Besuch war mir gerade in die letzte Fertigstellung dieses kostbaren Besitzes gekommen.

Wir stiegen treppauf in ein Verandazimmer. Dort lag die Lilly in einem Schaukelstuhl und weinte. Cilly stand daneben und trocknete ihr mit einem blaugeränderten Taschentuch, in das Jockeymützen und Peitschenstiele eingewebt waren, die Thränen ab.

„Aber Lilly,“ sagte Larholtz, „was soll denn das heißen?“

„Am Ende ist ihr eine Thränendrüse aufgebrochen!“ warf Cilly ein.

In diesem Augenblick riß jemand die Thür auf, und ein Mensch — kragenlos, in Joppe, mit Gamaschenstrümpfen — kam hereingestürmt, der Jugendfreund aus Zürich.

Mir angenehm, denn er zog nach einigen Minuten heftigen Gestikulierens Larholtz mit sich fort.

Lilly weinte noch immer; ich fühlte ihr den Puls.

„Nun lassen Sie doch das Taschentuch weg!“ sagte ich zu Cilly. „Denken Sie denn, daß ich Ihre Schwester durch das Leinen sehe?“

Und so sah ich denn ihr Gesicht, das Gesicht des Mädchens, auf das ich nach des Vaters eigenem Wunsch in der nächsten Zeit ein Auge haben sollte . . .

Recht gern! es war auch ein Bellevue — bella vista!

Sie blickte mich furchtsam an.

„Lilly!“ mahnte die Schwester, „nur keine Angst, er wird dir ja nicht gleich den Kopf abschneiden!“

„Sie sollten in erster Linie essen und trinken,“ sagte ich.

„Siehst du wohl?“ rief Cilly, „der weiß gleich, wo es sitzt. Natürlich — das Fasten! Sie hat den ganzen Tag noch nichts gegessen.“

„Dann werden Sie es jetzt thun, nicht wahr?“ fragte ich eindringlich. „Es ist nur ein Schwächezu-

stand, der bald vorübergeht. Sie werden doch gewiß Ihrem Herrn Vater nicht die Freude an seiner Bergtour verderben wollen?"

„O nein! nein — gewiß nicht!"

„Ihre Schwester wird Ihnen jetzt Essen und Wein besorgen. Ich bitte Sie, besonders von letzterem ordentlich zu trinken und sich dann gründlich auszuruhen. Morgen werde ich wieder nach Ihnen sehen."

Ich sprach in meinem weisesten Altmännerton; dann verbeugte ich mich und winkte Cilly, mitzugehen.

„Sie werden aufpassen, daß Ihre Schwester ordentlich ißt!" schärfte ich ihr ein; „es scheint mir hier eine absichtliche Verweigerung von Nahrung vorzuliegen. Wissen Sie vielleicht etwas davon?"

Cilly wurde verlegen.

„Bitte, sehen Sie mir einmal gerade ins Auge!"

Sie that's, während sie ihren Zopf nach vorne nahm und hineinbiß.

„So! Und nun sagen Sie mir: Hat Ihre Schwester irgend etwas gehört oder gethan, was ihr Gewissen beunruhigt."

Sie zuckte einen Augenblick mit den Wimpern.

„Ich bin nicht Lilly," versetzte sie dann diplomatisch, „aber immerhin wäre es vielleicht ganz richtig, wenn Sie sie daraufhin behandelten!"

„Wie ich meine Patienten zu behandeln habe, weiß ich ohne Direktive, mein Fräulein!" sagte ich einschüchternd. Dann berief ich die Wirtin, beordnete das Menu und ließ eine Flasche Rotwein

bringen, die ich Cilly zu sofortiger Verwendung mitgab.

Sie stand währenddessen sittsam schweigend da und zog dann wortlos mit dem Pontet Canet ab.

Ich traf Larholtz auf der Veranda, sagte ihm meine Ansicht, daß ich garantieren könne, der Schwächezustand werde morgen bereits gänzlich gehoben sein, wurde Herrn Land aus Zürich vorgestellt und verzog mich dann diskret abseits — immer das eine Ziel im Auge, auf Larholtz einen möglichst günstigen Eindruck zu machen.

Bei der Abendmahlzeit an der großen Hufeisentafel placierte ich mich rechts, doch so, daß ich die Charakterköpfe der beiden Freunde im Auge behielt. Die gute Cilly war als Samariterin bei der Schwester geblieben.

Der Mann aus Zürich war eine höchst sonderbare Erscheinung mit einer Perücke — gänzlich bartlos —, fast die Physiognomie eines Charakterspielers, doch trotzdem in sich ohne jedes Mienenspiel — so ein stehen gebliebenes Gesicht, das immer denselben Eindruck macht: abwehrend, mißbilligend, als verachte sein Inhaber alle Menschen als Rasse an sich, — die Haut gelb und pergamenten, die Figur geschmeidig und muskulös, dabei katzenartig fast, wenn er einmal die Arme reckte, was er ungeachtet seiner Umgebung mehrfach that, — recht eine Gestalt, wie sie leicht und sicher, mit Schneebrille und Eisaxt bewaffnet, über die schwindelnden Grate der Gletscher springt. Wie eine

Kellersche Erzählung sah er aus, wie ein Exemplar der seltsamen „Leute von Seldwyla“ — ganz Mann, wie er stimmte, um Larholtz' Freund darzustellen — ein stilvoller Charakterkopf neben dem andern — eine Freude, sie zu sehen zwischen dem farblosen Berlinertum ringsum und den kauenden Werkeltagsgesichtern der übrigen Menschheit.

— — — — — — — — — — — — — — —

Wenn ich diesen Larholtz ansehe, so wird mir zu Mut wie dem jungen Bildhauer, den beim Anblick eines griechischen Marmorgotts mächtige Sehnsucht überfällt, auch so groß zu werden wie Praxiteles und Phidias — oder wie dem Farbenstümper, den vor einem Böcklin schwindelnd der Drang nach dem Exzelsior überkommt.

Der alte Ehrgeiz wacht in mir auf, derselbe, den ich in der Uckermark künstlich niederzwang, der mich dann nach Berlin getrieben hatte — der Wunsch, auch einmal etwas zu bedeuten! O, wenn ich diesem Larholtz doch mein Buch widmen dürfte! Wenn ich also meinen Ruhm begründen könnte, geschützt von dem Lorbeerschatten seines Namens!

Wie dies Jahrhundert nun einmal ist: das Verdienst allein bringt nicht empor. Das Savoir-faire gehört dazu, das dekorative Drum-Herum. Schön, wer es ohne das kann — aber warum soll sich der Strebende nicht zuweilen selbst in Szene setzen, wenn das Schicksal es nicht thut?

Solange man keinem andern damit schadet!

Und gerade bei uns Medizinern! Diese Flut von Aerzten! Diese schwindelnd immer anwachsende Lawine! Bescheidenes Veilchen ist etwas sehr Nettes, aber unpraktisch jedenfalls.

Und ich möchte nun einmal — — — — — —

Durch die andre Fensterseite sehen dunkle Berge in den Speisesaal. Rings um mich her renommieren sich die verschiedenen Gruppen ihre Touren vor. Wie schön muß dies Thal sein in seinen verschiedenen stillen Ecken! ich möchte hinauslaufen in die Nacht — aber morgen früh um Vier rückt Larholtz aus mit dem Mann von Seldwyla. Da will ich draußen Posten stehen und ihm noch einmal für die Gesundheit seiner Tochter garantieren.

Weiß der Himmel! nachwerfen thu' ich mich ihm nicht. Das stumme Kompliment, mit dem ich, an ihm vorbei, das Zimmer verließ, war zurückhaltend im Superlativ — — und dazu dieser heiße Wunsch, ihm näher zu treten! . . .

Früh bei Sonnenaufgang draußen. Der Rhätikon glühte für Minuten ganz rot — es ist das seltsamste Rot, das ich kenne: intensiv und doch durchsichtig.

Dann Gerassel an der Haustür; der Züricher erschien mit Eisaxt und übrigem Zubehör, reckte seine Katzenglieder, sog in tiefen Zügen die Morgenluft ein und benickte mich flüchtig. Dann erschien Larholtz.

„Ich danke Ihnen sehr, lieber Doktor!“ sagte er mit warmem Händedruck. „Sie scheinen sich ja gut auf junge Mädchen zu verstehen. Meine Cilly hat

Ihnen gewiß Ohrenklingen bereitet, und ich gehe mit dem sicheren Gefühl, die Mädels in den besten Händen zu wissen."

Wie freundlich er mich ansah, so kollegialisch, und dabei — ich glaube, er sah mich überhaupt erst jetzt so recht an!

Ich murmelte das gegebene; dann sah ich die beiden über den Kirchplatz davonwandern, legte mich noch drei Stunden zu Bett, träumte von künftigem Ruhm und einer augenblicklichen Patientin und begab mich nach dem Frühstück pflichtschuldigst zu der letzteren.

Wirklich, etwas wohler war sie entschieden!

„Aber essen wollte sie heute wieder nicht!" beschuldigte Cilly.

Ich runzelte die Stirn. „Da ich jetzt für Ihre Gesundheit verantwortlich bin, wünsche ich dringend, daß Sie in diesem Punkte vernünftig sind," sagte ich, „oder wollen Sie sich Ihre nächste Ballsaison durchaus mit Bleichsucht verderben?"

„Na, Herr Doktor!" rief Cilly, „werden Sie nur nicht gleich so böse!" dann, sich vor mich hinstellend: „Wissen Sie wohl, daß Sie als Privatmann viel netter sind, als so im Beruf?"

„Wollen Sie sich wohl gütigst ins Lesezimmer verfügen!" sagte ich streng; „da liegen die neuesten ‚Fliegenden' aus — hier werden Sie vorderhand nicht gebraucht. Oder besser noch, wenn Sie für Ihre Schwester eine Flasche Wein besorgen wollten —"

Sie flüsterte Lilly etwas ins Ohr und ging.

„Fräulein Lilly!“ begann ich dann, „Ihre kleine Schwester wird mich natürlich mißverstehen, aber Sie begreifen gewiß, daß ein Arzt energisch auftreten muß, besonders, wenn — wie bei Ihnen — das Leiden hauptsächlich in einem Mangel an Energie besteht. Ich bin überzeugt: wenn Sie sich nur aufrütteln wollen, werden Sie hergestellt sein. Falls Sie einen Kummer haben, so vergessen Sie ihn!“

„Und wenn man das nicht kann?“

„O, mit guten Willen kann man immer!“

Sie sah mich mit einemmal seltsam an, wie mit neu erwachtem Interesse. Ich bin nicht sehr eitel — nicht mehr, als sozusagen „dazu gehört“ —, aber mir wurde bei diesem Blick klar, daß Lilly Larholtz ein plötzliches, neues Interesse am Leben faßte — jenes naturgemäße Interessebedürfnis junger Mädchen, wo es heißt: „Gegenstand her!“ und der gerade vorhandene genommen wird.

Cilly trat mit dem Wein ein. Lilly trank gehorsam. Dann vollendete ich meine Kur an Larholtz' Tochter und nahm ihr den Alp vom Gewissen.

„Nun, Fräulein Cilly,“ fragte ich, „war ein guter Witz in den ‚Fliegenden‘, irgend ein erzählbarer? Aber da fällt mir ein: eine schöne Geschichte ist ja neulich auf dem Pfänder passiert, gerade in der Nacht, als Sie oben waren.“

Beide Schwestern erblaßten; es war ein so rapides Weiß, wie ich es noch selten sah. Cilly krampfte ihre Hände in den Stuhl, auf dem Lilly lag.

„Denken Sie, ein Bekannter von mir ist fast durch einen herabgefallenen Fensterladen erschlagen worden! Spaßes halber hat er sich tot gestellt, und als dann die Thäter erschienen sind — wie Fledermäuse hätten sie ausgesehen —, hat er sich von denen als Leiche noch ein Stück weiter transportieren lassen, bis ein Seufzer von ihm die Sünder — oder vielleicht waren es auch Sünderinnen? — verscheucht hat. Er erzählte es mir unter vielem Lachen, hat den Sonnenaufgang drum verschlafen. Ist das nicht eine komische Geschichte?“

„Sehr komisch!“ sagte Lilly, und ein leises Rot zog über ihre Wangen. Ich wußte: jetzt war sie endgiltig gesundet. Sie atmete hastig, stürzte ihr Glas Wein herab, sprang plötzlich vom Sessel und rief: „Ach, Herr Doktor, nicht wahr? Cilly und ich dürfen heut einen Spaziergang machen? ich — ich — fühle mich so sehr viel besser!“

Cilly saß auf der Sofakante und nagte an ihrem Zopf. „Sagen Sie mal:“ rief sie dann, „wo ist denn der Freund jetzt?“

„In Konstanz,“ sagte ich; „er will in den Schwarzwald. Ich sprach ihn nur flüchtig — da erzählte er mir eben diese Anekdote.“

Cilly brach mit einemmal in ein schallendes Gelächter aus; sie hielt beide Hände gegen die Schläfen und lachte — lachte die ganze Tonleiter herunter und wieder herauf, so beneidenswert intensiv, wie nur ganz

glücklich veranlagte Naturen oder zuweilen große Schau-
spielerinnen zu lachen verstehen.

Wir Hessen können das nicht so — dazu sind wir zu phlegmatisch.

„Verzeihen Sie,“ entschuldigte die Ältere, „die Cilly hat heute wieder ihren Tag, dann ist nichts mit ihr zu machen.“

„Ach, Lilly!“ schluchzte sie, während ihr Lachthränen die Backen herunterrollten, „thu mir den Gefallen und schick diesen Doktor weg!“

Lilly sah mich an — wie sie reizend war, wenn sie lächelte! Dann gab sie mir die Hand, weiche, schlanke Finger. Ich verordnete ihr auf sofort einen Spaziergang und ging ernsthaft und männlich, wie ich hier von Anbeginn aufgetreten war.

Was ich dachte, brauchten ja auch Larholtz' Töchter nicht zu ahnen!

* *
*

Eine Stunde später saß ich im Klostergarten von Gauenstein, mitten zwischen den üppigsten Blumenbeeten, die fleißige Mönchshände hierher gepflanzt haben. Eine Reihe dichtgrüner Tannen schattete über die Kieswege und grenzte vom fernen Bild das nahe ab. Der Rhätikon stand scharfkantig gegen das lichte Blau. Links lugte ein riesiges Gletscherfeld zwischen zwei Bergkanten durch, die Region der Scesaplana, zu der jetzt der große Larholtz mit seinem Freund emporstrebte.

Ihnen gewiß Ohrenklingen bereitet, und ich ge
dem sicheren Gefühl, die Mädels in den besten
zu wissen."

Wie freundlich er mich ansah, so kollegialisc
dabei — ich glaube, er sah mich überhaupt
so recht an!

Ich murmelte das gegebene; dann sah ich die
über den Kirchplatz davonwandern, legte mich
drei Stunden zu Bett, träumte von künftigem
und einer augenblicklichen Patientin und bega
nach dem Frühstück pflichtschuldigst zu der

Wirklich, etwas wohler war sie entschieden!

„Aber essen wollte sie heute wieder nicht!" 1
digte Cilly.

Ich runzelte die Stirn. „Da ich jetzt fü
Gesundheit verantwortlich bin, wünsche ich dr
daß Sie in diesem Punkte vernünftig sind,"
„oder wollen Sie sich Ihre nächste Ballsaison d
mit Bleichsucht verderben?"

„Na, Herr Doktor!" rief Cilly, „werden S
nicht gleich so böse!" dann, sich vor mich
„Wissen Sie wohl, daß Sie als Privatmann viel
sind, als so im Beruf?"

„Wollen Sie sich wohl gütigst ins Le
fügen!" sagte ich streng; „da liegen die 1
‚Fliegenden' aus — hier werden Sie vor
gebraucht. Oder besser noch, wenn Sie für
Schwester eine Flasche Wein besorgen wollten

Sie flüsterte Lilly etwas ins Ohr und gin

„Fräulein Lilly!“ begann ich dann, „Ihre kleine Schwester wird mich natürlich mißverstehen, aber Sie begreifen gewiß, daß ein Arzt energisch auftreten muß, besonders, wenn — wie bei Ihnen — das Leiden hauptsächlich in einem Mangel an Energie besteht. Ich bin überzeugt: wenn Sie sich nur aufrütteln wollen, werden Sie hergestellt sein. Falls Sie einen Kummer haben, so vergessen Sie ihn!“

„Und wenn man das nicht kann?“

„O, mit guten Willen kann man immer!“

Sie sah mich mit einemmal seltsam an, wie mit neu erwachtem Interesse. Ich bin nicht sehr eitel — nicht mehr, als sozusagen „dazu gehört“ —, aber mir wurde bei diesem Blick klar, daß Lilly Larholtz ein plötzliches, neues Interesse am Leben faßte — jenes naturgemäße Interessebedürfnis junger Mädchen, wo es heißt: „Gegenstand her!“ und der gerade vorhandene genommen wird.

Cilly trat mit dem Wein ein. Lilly trank gehorsam. Dann vollendete ich meine Kur an Larholtz' Tochter und nahm ihr den Alp vom Gewissen.

„Nun, Fräulein Cilly,“ fragte ich, „war ein guter Witz in den ‚Fliegenden‘, irgend ein erzählbarer? Aber da fällt mir ein: eine schöne Geschichte ist ja neulich auf dem Pfänder passiert, gerade in der Nacht, als Sie oben waren.“

Beide Schwestern erblaßten; es war ein so rapides Weiß, wie ich es noch selten sah. Cilly krampfte ihre Hände in den Stuhl, auf dem Lilly lag.

„Denken Sie, ein Bekannter von mir ist fa
einen herabgefallenen Fensterladen erschlagen r
Spaßes halber hat er sich tot gestellt, und al
die Thäter erschienen sind — wie Fledermäuse
sie ausgesehen —, hat er sich von denen als
noch ein Stück weiter transportieren lassen,
Seufzer von ihm die Sünder — oder vielleicht
es auch Sünderinnen? — verscheucht hat. Er
es mir unter vielem Lachen, hat den Som
drum verschlafen. Ist das nicht eine komisc
schichte?“

„Sehr komisch!“ sagte Lilly, und ein lei
zog über ihre Wangen. Ich wußte: jetzt war
giltig gesundet. Sie atmete hastig, stürzte ih
Wein herab, sprang plötzlich vom Sessel und
„Ach, Herr Doktor, nicht wahr? Cilly und ich
heut einen Spaziergang machen? ich — ich —
mich so sehr viel besser!“

Cilly saß auf der Sofakante und nagte an
Zopf. „Sagen Sie mal:“ rief sie dann, „wo
der Freund jetzt?“

„In Konstanz,“ sagte ich; „er will in den
wald. Ich sprach ihn nur flüchtig — da erz
mir eben diese Anekdote.“

Cilly brach mit einemmal in ein
lächter aus; sie hielt beide Hände gegen die
und lachte — lachte die ganze Tonleiter
wieder herauf, so beneidenswert intensiv, wie

glücklich veranlagte Naturen oder zuweilen große Schauspielerinnen zu lachen verstehen.

Wir Hessen können das nicht so — dazu sind wir zu phlegmatisch.

„Verzeihen Sie,“ entschuldigte die Ältere, „die Cilly hat heute wieder ihren Tag, dann ist nichts mit ihr zu machen.“

„Ach, Lilly!“ schluchzte sie, während ihr Lachthränen die Backen herunterrollten, „thu mir den Gefallen und schick diesen Doktor weg!“

Lilly sah mich an — wie sie reizend war, wenn sie lächelte! Dann gab sie mir die Hand, weiche, schlanke Finger. Ich verordnete ihr auf sofort einen Spaziergang und ging ernsthaft und männlich, wie ich hier von Anbeginn aufgetreten war.

Was ich dachte, brauchten ja auch Larholtz' Töchter nicht zu ahnen!

* * *

Eine Stunde später saß ich im Klostergarten von Gauenstein, mitten zwischen den üppigsten Blumenbeeten, die fleißige Mönchshände hierher gepflanzt haben. Eine Reihe dichtgrüner Tannen schattete über die Kieswege und grenzte vom fernen Bild das nahe ab. Der Rhätikon stand scharfkantig gegen das lichte Blau. Links lugte ein riesiges Gletscherfeld zwischen zwei Bergkanten durch, die Region der Scesaplana, zu der jetzt der große Larholtz mit seinem Freund emporstrebte.

Seltsam, wie das Fexentum auch die Klügsten nicht
rschont!

Rechts von mir lag das Kloster mit seinem hölzernen
durch das der Himmel vorlugte und ein
Waldwand.

Zuweilen erschien ein neugieriges Kapuzinergesicht
einem der kleinen, epheuumlaubten Fenster, oder
struppiger Mönch mit Sandalen an zweifelhaft
Füßen zog mit einer grünen Gießkanne
er den Hintergrund.

Sie haben keine Ekkehardsköpfe, diese Mönche von
und vom Stielerschen Eiland würde man
ebenso erfolglos ein Ebenbild suchen — sie ver-
sozusagen den realistischen Teil des Mönchtums,
moderne Kunstjünger würden sie ohne Zweifel in
zu verwerten wissen.

Aber auf Blumen verstehen sich diese groben
zenpflanzen!

Betäubend duftete das blühende Durcheinander,
die bunte Farbenskala auf den Beeten mahnte an
verworrenen Teppiche Persiens, auf denen das
Symmetrie der Farben sucht und sich dabei ver-
von einer zur andern verliert.

Da saß ich nun auf einer schattigen Steinbank und
— dachte mein Leben zurück, dachte seinen
nach.

Es war bisher alles so glatt verlaufen. Ich hatte
Beruf, den ich von jeher gewollt, hatte, wenn
nicht viel Mammon, so doch gerade genug, um

den Daseinskampf nicht für immer in einem jener kleinen, elenden Städtchen führen zu müssen, an denen Deutschland so reich ist. Ich konnte mich frei ausleben, weiter studieren, der Wissenschaft in die Seitenwege ihres Irrgartens folgen, konnte, falls ich Glück hatte, etwas leisten.

Wenn ich nur die Chancen ausbeuten wollte, die der Zufall mir bot!

Das wußte ich: aus der einen Chance waren jetzt zwei geworden: ich konnte Larholtz mein Buch widmen, ich konnte um seine Tochter anhalten!

Schwiegersohn des großen Larholtz! Und eine so reiche Frau! — —

Mensch, wie bist Du verächtlich, wenn Du die Staffeln aufwärts steigst von einer Zufälligkeit zur andern, und keine Staffel auch nur das kleinste Verdienst von Dir bedeutet!

Und Du nimmst, nimmst immer! Gierig forderst Du der Gelegenheit ihre Schätze ab, und wenn Du genug zusammenstahlst, Zufallsräuber, der Du bist, dann ruhst Du auf Lorbeern, die andere erbeuteten, und lebst und rauchst in den Tag hinein, um nur ja zu vergessen, daß eins auf diesem Wege nicht zu erlangen war: Befriedigung!

Aber wenn nun Liebe mitsprach, das alles adelnde Gefühl?

Würde es mir einfallen, dies blasse Mädchen zu heiraten, wenn es nicht Larholtz' Tochter wäre?

Nein!

Hübsch? ja, zu Minuten hatte sie mir gefallen, ich hatte mir absichtlich ihre Reize vorgezählt, mit Genugthuung gesehen, daß ich ihr nicht gleichgiltig war, aber Liebe?! nein, wenigstens bis jetzt nicht.

Und ich mag mein Glück nicht andern zu verdanken haben! Wenn ich vorwärts komme, will ich mir sagen können: Dein Werk! O, ich würde die ja schließlich hassen, der ich es zu danken hätte — und das verdiente die kleine Lilly Larholtz doch wahrlich nicht! —

Ich will seine Rückkehr noch abwarten, dann verlasse ich dies Thal.

Bis dahin — man will ja kein Thor sein — kann ich mir ja Lilly Larholtz noch einmal ansehen.

O, wenn ich sie doch liebte! Wenn ich überhaupt einer großen Leidenschaft fähig wäre! Aber ich mit meinem hessischen Fischblut, mit meinem Hessentrotz, der sich eigensinnig in eine Idee verbeißt und keinen Deut von ihr abweicht!

Ich will keinem Mädchen meine Zukunft verdanken!

* * *

In schlechter Laune vom Kloster heruntergestiegen. Dann alles abgeschüttelt. Bei Tisch vom Wirt neben Larholtz' Töchter placiert, beide sehr niedlich, das heißt: nein, die Cilly eigentlich nicht.

Unterhaltung über Gegend, Kunst, Reisen, alles vernünftig. Cilly leidlich sedat, aß mit Riesenhunger.

Lilly sehr heiter, höflich mit einer unangenehmen Nachbarin. Abscheulich, daß ich im Klostergarten fast bereit war, sie zu hassen, und welche Uebertreibung!

Von Larholtz' Häuslichkeit ein festes Bild gewonnen: Berlin W.; die Frau seit zehn Jahren tot, statt ihrer regiert eine Hausdame.

Nein, ich liebe Lilly Larholtz nicht, aber ich darf ihr das ja schließlich nicht übelnehmen.

Im Gefühl dieser sicheren Erkenntnis begleitete ich die beiden am Nachmittag nach Tschagguns.

Ich benahm mich farblos wie immer gegen Damen. Von jenem leuchtkugelartigen Witz, den manche einspännige, junge Leute in ihre Konversation zu streuen vermögen, besitze ich nicht das mindeste.

Cilly rannte meist querfeldein; sie ist übrigens gar nicht mein Fall; daran fühle ich, daß ich noch Nerven habe.

Lilly ging neben mir auf der Landstraße. Sie hielt genau Takt mit meinen Schritten. Sie hat etwas so Nervenberuhigendes in ihrem ganzen Wesen, dabei ist ihr Organ so weich, so gleichförmig.

Gar nicht dies knarrende Gequieckse der Cilly.

In Tschagguns tranken wir im Gasthausgarten Tiroler. Die Ill plätscherte deutlich herauf durch die großen Bäume; man sah sie nicht, nur das Dach der Holzbrücke sah man, die hier von Flieder und Akazien umwuchert ist. Viele Bäume; die Kirche sieht aus der Ferne aus wie von Wipfeln getragen.

Gegen Abend gingen wir zurück.

Eine Sichel klang am Wege. Die Sommerhöhe ist bald vorüber. Die erste Sichel, das erste Memento vom Ende! Blumen- und Heuduft überall. Lilly war sehr schweigsam. Ich glaube fast nicht mehr, daß sie mich gern hat, oder sie ist bereits abgekühlt, oder es war nur Dankbarkeit für meine Wunderkur — wüßte sie, wie leicht die für mich war!

Abends wieder zusammen. Es ist merkwürdig, wie schnell man bekannt wird, wenn man nichts andres zu thun hat, als bloß zu existieren. Ich wollte, ich hätte eine Schwester, die wie Lilly wäre! Diese hübsche Beschränktheit in vielen Dingen... Kluge Frauen sind gar nicht mein Fall, sie strengen so an!

* * *

St. Anton, 24 Juli.

Oben auf dem Arlberg. Ich fühle mich sehr hoch über dem Montavonthal. Das liegt alles schon so weit hinter mir.

Dies St. Anton ist wunderbar. Die zum Thal abfallenden Berge haben Linien, wie sie nicht vollkommener ineinander verfließen könnten. Und wenn man denkt, daß bei den Erderschütterungen der Chaoszeit doch alles mehr oder minder eigenwillig durcheinander sprang!

Diese Senkungen und Steigungen sind künstlerisch

und doch nicht gekünstelt. Natur, aber wie Stein gewordene Musik, man kann stundenlang hinsehen . . .

Blumenduft giebt es zwar nicht, der blieb im Montavon zurück.

Larholtz kam gegen Mittag von seiner Bergtour wieder, gerade als ich im Gehen begriffen war.

Die große Hitze hatte nachgelassen, ein Gewitter am Morgen die Luft abkühlt. Alles schien aufgelebt unter dem Regen, die Farben kräftiger, der Blumenduft reiner, nicht mehr so betäubend schwül wie am Abend vorher.

Larholtz war etwas erschöpft von der starken Hochtour; der Freund, der durch Herumschlenkern mit der Eisaxt seinen noch vorhandenen Kräfteüberschuß bewies, sah ihn darob ein wenig verächtlich an. Ein merkwürdiger Mann, dieser Herr Land! Wenn er mit seiner Axt jetzt zufällig einen Touristenkopf abgeschlagen hätte, er würde gewiß nicht einmal „Pardon" gesagt haben!

Cilly war ihrem Vater entgegengelaufen und er über meine Kur orientiert.

Er dankte mir herzlich; ich hörte es mit einiger Beschämung an. „In Berlin sehe ich Sie hoffentlich in meinem Hause!" schloß er, „ich werde Ihnen jedenfalls meine Karte schicken."

Da rückte ich mit meinem Anliegen vor, das heißt: mit dem Anliegen, ob ich ihm mein Buch widmen dürfte?

Und mit dem ‚Ja' in der Tasche wanderte ich ab.

Vorher hatte ich die Cilly noch behändeschüttelt und ihr Grüße an die Schwester aufgetragen; diese ruhte vom Morgenspaziergang aus.

Im Augenblick, als ich gehen wollte, trat sie aber von der Veranda in den Garten.

Ich brauchte sie nicht gesehen zu haben; ich vermied es lieber, ich wollte ihren Dank nicht hören und schritt eilig davon.

„Nanu!“ hörte ich noch die Cilly sagen. Ich hatte vorher von meiner Abreise nicht viel gesprochen — das kann ja auch jeder Tourist machen, wie er will.

Die erste Zeit schwebte mir beständig Larholtz' Gesicht vor, die Züge des Mannes, den ich von allen auf Erden am meisten beneidete, der Denkerkopf, der jedem landläufigen Schönheitsbegriff energisch widersprach, den aber der Geist adelte und das seltsam leuchtende Feuer des Auges.

Ja, eins hatte ich erreicht: Larholtz' Achtung. Ich sah es ihm an, daß er mich nicht mehr für eine reisende Null hielt, ich „zählte“ für ihn, sein Händedruck war mir ein Beweis davon.

Etwas nur störte mich: die kleine Pfänderkomödie, die mich mit seinen Töchtern zusammenbrachte; aber das andre rehabilitierte mich wieder: daß ich verschmäht hatte, alles an mich zu reißen, was ich hätte haben können.

Das Mädchen? Vielleicht, daß sie einen Tag lang mein Fortsein bedauerte, am Ende so lange, bis sie unter den Berlinern und Stuttgartern, die zu Dutzenden

in der „Taube“ hausten, einen neuen „Gegenstand“ fand.

Ich hatte mich jedenfalls korrekt benommen und war auf diesem Punkt zufrieden mit mir selbst.

Ein Dorf nach dem andern blieb hinter mir zurück. Bei der nächsten Wegbiegung tauchte Bludenz auf, gellend erklang von fern der Pfiff einer Eisenbahn. —

* * *

Zieht man aus vorstehendem Tagebuchabriß das Facit, so ergibt sich eine jener häufigen Persönlichkeiten, von denen man zu sagen pflegt: „Sie hätten besser gethan, in einer andern Zeit geboren zu werden,“ Menschen, die in Episoden des „Geisteraufeinanderplatzens“ vielleicht auch den Pulsschlag eines höheren Gedankenschwungs veredelnd in ihren Adern gespürt hätten, so aber gestempelt sind mit dem Zeichen einer Gegenwart, die mehr als jede gewesene zur Schablone erzieht.

Vernünftig, ruhig, phlegmatisch von Natur, nur in einem Trieb stark: im Ehrgeiz; sehr hübsch und daher blasiert gegen die landläufigen Eroberungen, die sonst anderer Jugend das Dasein besonders lebenswert machen klug, wenn auch kein schneller Denker egoistisch, ohne natürlich etwas Schlimmes darin zu finden, von jenem häufigen Egoismus, der darum berechtigt erscheint, weil nur Ausnahmen ihn nicht haben, kein

aber doch Kunstverehrer, verwöhnt
einem glatten Schicksal und reichlichem Mammon,
.r selten, höchstens auf Reisen, plötzlich von der
überfallen, daß er wohl anders sein könne, für
hnlich recht zufrieden mit sich, meist von jener
ßen Hauptstadtmüdigkeit angesteckt, die in der Luft
Riesenstädte liegt, wo so und so viel Tausende
täglich bestrebt sind, eine fehlende fünfundzwanzigste
einzuholen.

Der Name zu diesem Steckbrief lautet: Doktor
thur Keyser. Natürlich Arthur — hübsche Menschen
oft Arthur. Er wohnte selbstredend W., in
jener stillvornehmen Straßen, die neben den
einsam hergehen und sich zu diesen ver=
ten, wie etwa schlafende Menschen zu hysterischen.
Sein Name war in gewissen medizinischen Wochen=
bereits ein häufig vertretener, allerdings noch
beachteter. Sein Buch, das im Herbst nach
Alpentour erschien, machte einiges Aufsehen.
große Name, der auf der Widmung paradierte,
wie ein „Seht! Seht!“ Er hatte für einen
fänger rechtes Glück mit diesem Buch; selbst die
rbarmungslosesten der Rezensenten wagten nicht allzu
gegen eine Sache vorzugehen, über der schützend
empfehlend dieser Name stand.

Somit glich sein Buch in gewisser Beziehung
glücklichen Häusern besiegter Städte, auf die der
Feldherr seinen Stempel drücken läßt, sie
Plünderung und Zerstörung sichernd, damit

sich keine frevelnde Räuberhand an sie wage. Selbstredend, um das Gleichnis nicht zu unvorteilhaft für ihn zu machen, verdienen diese Häuser auch das Erhaltenwerden. So auch sein Buch; es war immerhin nicht die schlechteste Ware.

Larholtz hatte zudem mehrfach anerkennend von ihm gesprochen. In seinem Kreis, einem jener hundert Kreise Berlins, die ruhig neben einander hergehen, ohne viel von den andern zu wissen, aber von jedem im eigenen Kreis fast ebenso viel wie Kleinstädter unter sich, in seinem Kreis verlieh ihm das einen Nimbus. Als bald darauf zum Zweck einer wissenschaftlichen Expedition etliche namhafte Gelehrte einen jüngeren Arzt zur Begleitung auszuwählen hatten, fiel die Wahl auf ihn.

Es handelte sich um eine dreijährige Reise in entfernte Erdteile.

Er hatte Larholtz nur einmal aufgesucht, damals, als er ihm sein Buch brachte. Die Damen waren aus; gleichgiltig schmetterte er seine Karten ab. Bald darauf reiste Larholtz zu einem Kongreß nach Paris.

Dorthin schrieb er seinen Dank für die Fürsprache in betreff der Reiseangelegenheit; es war offenes Geheimnis, daß er diese Auszeichnung seinem Gönner verdankte.

Larholtz hatte ein unbegrenztes Wohlwollen für den jungen Kollegen. Ihm, der so überlaufen wurde von Gelegenheitsräubern, so umgirrt wurde um seine Protektion, war die höfliche Ruhe, diese bequeme, nicht

viel Worte machende Verehrung eine wahre Freude gewesen. Bis zu einem gewissen Grad Menschenverächter, wie alle hervorragenden Männer, Schauspieler ausgenommen, zu werden nicht umhin können, empfand er dankbar die Ausnahme von der allgemeinen, ermüdenden Regel. Dazu, ohne daß er es sich selbst gestand, legte dieser Mann, dem das Urteil von Millionen unter Umständen gänzlich egal war, unbewußt einen großen Wert auf das Urteil seiner beiden jungen, unvernünftigen Töchter.

Cilly redete immer wieder von Doktor Keyser, Lilly weniger. Der rechte Sachverhalt entging jedoch dem klugen Vater. Daß eine seiner Töchter je auf Heiratsgedanken kommen könne, schien ihm ausgeschlossen. So ahnte er denn auch nichts von der Deroute, die sein Brief anrichtete, in dem er Doktor Keysers dreijährige Reise erwähnte.

Einmal hatte Lilly ihn gesehen, von der Droschke aus, eine Sekunde an der Kranzlerecke. Sie krankte dann geradezu an seinem verfehlten Besuch und hoffte nun auf die Dinersaison, sobald ihr Vater aus Paris zurückkäme.

Da erhielt sie diese Nachricht, und Lilly, die sich nicht entschließen konnte, der Hausdame ihr tiefes Leid zu klagen, warf sich der jetzt eben zum Backfisch herangereiften Cilly in die Arme und „sprach sich aus“. Cilly, die seit einiger Zeit eifrige Leserin einer Journalmappe war und sich daher in Gefühlsdingen auszukennen glaubte, erwies sich des vollen Vertrauens

würdig. Sie tröstete und redete zu mit der Erfahrenheit einer vielgeliebten Matrone und behauptete dann energisch, „daß etwas geschehen müsse!“

Der Zufall kam ihr in dieser Absicht glänzend zu Hilfe.

* * *

Eines Nachmittags nämlich, wenige Tage vor seiner Abreise, stand Doktor Arthur Keyser auf dem Lehrter Bahnhof und schloß einen jungen Menschen in seine Arme, der soeben dem von Norden kommenden Kurierzug entsprungen war.

Rotwangig, ungeschlacht, in einem verwachsenen Röckchen, das nach einstmaligem Konfirmationsanzug aussah, aber nicht die Fähigkeit entwickelt hatte, sich dem fortwachsenden Volumen seines Besitzers gemäß weiter auszudehnen, stand er vor der langen Großstadterscheinung im Pelz, ganz der Typus des „armen Verwandten“. Seine Augen hatten jenen fragenden Blick all der Menschen, die viel auf andere angewiesen sind, halb das Demütige dieser unverschuldeten Situation empfinden, um dann ihren Stolz zuweilen mit sozialdemokratischen Gleichheitsideen zu beruhigen.

Ein „armer Verwandter“ war er auch, ein Student der Medizin, eben nach dem Physikum, der das Licht der Welt irgendwo in der Lüneburger Heide erblickt und seine ersten Semester in Greifswald studiert hatte, weil er dort billig bei einem Vaterbruder unterkam.

Doktor Keyser hätte sich seiner natürlich längst angenommen, aber er wußte zu wenig von diesem Halbverwandten, er fiel ihm nur nicht ein. Jetzt, nun ihm derselbe in natura entgegensprang, nahm er sich sofort vor, das arme Bürschchen, das sich aus der täglichen Not seiner Jugend — selbiger zum Trotz — so frische Backen gerettet hatte, recht verwandtschaftlich zu behandeln, ja, er freute sich geradezu, vor seiner Abreise noch die nette Pflicht zu erfüllen, dies junge Blut etwas behaglich in der lauten Welt zu installieren.

Der Ankömmling schien gutes in Arthurs hübschem Oval zu lesen und verlor seine Erstlingsbefangenheit, zog ein halbzerrißnes Gepäckstück aus dritter Klasse — „alles, was er mithatte!“ — und riß die Augen so weit auf, als er vor dem Lehrter Bahnhof das Dächermeer der Weltstadt erblickte, daß sein Begleiter ihn um dies Staunen fast beneidete.

In offener Droschke rollten sie davon, über die Moltkebrücke und den Königsplatz, direkt dem Brandenburger Thor zu, dem großen Brennpunkt der tausend Wunder ringsum.

Es war bereits kalt, aber die Sonne stand noch über Berlin. Das Grün fehlte zwar dem Tiergarten, doch die Viktoria leuchtete dafür wie flüssiges Metall über den Bäumen, die Kugelläufe flammten und das dunkle Viergespann des berühmten Thores stand klassisch schön gegen die helle Luft.

Weltfremde riß immer weiter die
und der blasierte Großstädter ließ nach
:inbiegen, um die Wunder seines Berlins
Glanze zu zeigen.

sie, nachmittäglich belebt; die Wagen
hörbar über den Asphalt, die großen
sich von Baum zu Baum, hinter
.eiden sahen berühmte Bilder fremdartig
rnde Schar.

der arme Verwandte, „da können Lüne-
allerdings nicht mit! Vetter,“
den Nachbar am Arm fassend, „laß uns
Laß uns das zu Fuß machen!“ und er
hinunter.

willst!“ Die Droschke wurde mit dem
W. geschickt und die beiden wander-
Korso entlang.

n alle Lädenpracht so stumpf gewordene
)alb ungeduldig, halb lächelnd auf die be-
seines Schützlings, der gegen jedes
uno jedem Begnenden rücksichtslos an
f. ja, als plötzlich ein Bekannter geschlen-
junger Augenspezialist mit sehr ge-
und Chrysanthemum im Knopfloch,
Vetter absichtlich ein paar Schritte zu-
Zugehörigkeit zu verleugnen.

schämte er sich, des Dankesausspruchs
:r „für all seine Güte“ zu hören bekam,
die runden Augen so merkwürdig

die bisher nichts gesehen hatten als weite Heide=
und ein paar nordische Städte, und die nun den
spiegelten, vor dem sie plötzlich staunend stan=
fast atemlos, aber so glücklich! Ein Beneidens=
dem „Tausend und eine Nacht“ da lebendig
, wo alle andern nichts zu erblicken vermochten,
nur das alltägliche Getriebe und Gerassel.
Bei der Passage brach die Begeisterung dann am
lsten aus, eine Begeisterung in reinster, seltenster
tät, um ein paar verstaubter Wachspuppen willen
um ein Plakat, auf dem „Reise durch die Schweiz“
lesen stand.
„Das — das kann man hier auch?!“ rief er und
auf die Worte „Die Schweiz“, „die Schnee=
von denen man so unzählige Male träumt, die
verrückt machen können vor Sehnsucht?“
„Komm!“ sagte Arthur, „wir wollen das gleich
ansehen! Garantieren kann ich zwar nicht da=
Hier!“ Jemand riß am Ende des Seiten=
eine Art Coupeethür auf.
Die beiden traten in einen Bahnwaggon, rechts
links dunkel. Man begann die Fahrt im Gott=
die billigste Dekoration. Eine riechende
beleuchtete von oben die beiden Sitzreihen.
In der Ecke kauerte der weibliche Schaffner, halb
schlafen; gegenüber saßen zwei Mädchen mit Klavier=

Die Fahrt ging weiter — eine bunte Leinwand
Luzern und etlichen Gletschern. Arthur warf

einen blasierten Blick darauf; na! dem Vetter schien's ja wenigstens zu gefallen.

Plötzlich preßte jemand energisch seine Hand.

„Sie?! Sind Sie's denn wahrhaftig? Ja, sagen Sie mal: Sie halten sich wohl immer in der Schweiz auf, sommers in der wirklichen und winters hier?"

Cilly Larholtz stand vor ihm, eine Klaviermappe am Arm, mit der sie eifrig herumschlenkerte.

Er erklärte den Zusammenhang. Der Vetter horchte auf. Mühsam riß er das Auge von dem Neuß-wasserfall los, der jetzt am Waggon vorüberschwankte. Da sah er Cilly ins Gesicht und sie zugleich in das seine. Wahrhaftig! An keinem Teil war besonders viel zu sehen, weder an dem Backfischgesicht mit der großen Nase, noch an dem armen Verwandten im schäbigen Rock. Das hinderte aber durchaus nicht, daß sie sich gegenseitig unendlich romantisch fanden.

„Und wie kommen Sie hierher?" fragte Arthur.

„Aus der Klavierstunde!" sagte sie, „meine beste Freundin und ich nehmen auf dem Rückweg immer eine Sehenswürdigkeit von Berlin mit."

„Allein?" rief er mißbilligend.

„Wir sind uns gegenseitig Schutz genug!" knickste sie.

Na ja! dachte er; die Freundin war auch ähnliches Kaliber wie die Cilly.

Er fragte nach der Schwester.

Da machte der Backfisch plötzlich ein sehr ernstes Gesicht. „Wir wollten ohnehin dieser Tage nach Ihnen schicken," entgegnete sie. „Lilly ist sehr elend,

und Sie haben ihr damals so wunderbar geholfen. Ich wollte erst an Papa schreiben, daß er Sie bitten sollte — aber nun kann ich's ja gleich selber sagen."

Er murmelte, daß er vor seiner Abreise überhaupt noch einmal hätte kommen wollen.

„O bitte! dann kommen Sie morgen, so um diese Zeit, nicht wahr?"

Ein Ruck — die Schweizerreise war bereits zu Ende. Der weibliche Schaffner komplimentierte die Fahrgäste zur Hinterthür hinaus.

„Minna, wir fahren gleich noch einmal!" wandte sich Cilly zu ihrer Freundin, dann sah sie den Reise-bekannten aus dem Montavonthal bittend an: „Nicht wahr? Morgen um fünf? und den da" — sie wies mit ausgespreizten Fingern auf den armen Verwandten — „den da können Sie ja mitbringen."

Die Thür schloß sich. „Minna!" sagte sie und kniff die Freundin in den Arm. „Nein, dieser junge Mensch, so ganz ohne Firnis, nur Natur, echte, unverfälschte Natur — das ist mein Fall!"

Draußen blinzelte Arthur erst ein wenig ins bläuliche Tageslicht. „Wer war dies reizende Wesen?" fragte der Vetter.

„Reizendes Wesen — wo?"

„Da drinnen in der Schweiz."

„Die — die? — das war" er gab den Kommentar. Innerlich weilte er mit seinen Gedanken bereits wo anders; es ging ihm allerhand durch den Sinn.

Das Wiedersehen mit Cilly hatte ihm die Sommertage plötzlich so lebendig gemacht. Sie war doch ein so sympathisches Mädchen gewesen, die Lilly! Aber Dummheit, 'jetzt vor seiner Reise! Und dann überhaupt —

Sobald er Larholtz' Schwiegersohn würde, wußte jeder, daß des großen Mannes Wohlwollen in diesem Fall doch ein wenig subjektiv gefärbt war.

Ihm fiel ein, wie neulich der junge Augenspezialist ihn schnurrbartzwirbelnd gefragt hatte, ob er denn bei Larholtz' Töchtern auch so gut angeschrieben sei wie beim Vater? O! er kannte seine Kollegen.

Und hingehen mußte er, mußte er doch!

Richtig, den Vetter mitnehmen als Blitzableiter — die Cilly war doch die gescheiteste! Jawohl, den Vetter, der machte die ganze Situation unbefangen. Aber allerdings: erst mußte er morgen früh mit ihm zum Schneider.

Seltsam! Dieser Doktor Keyser war ein so gut veranlagter Mensch; die Natur hatte wahrlich nicht geknausert, als sie die Tabelle seiner Fähigkeiten zusammenstellte. Er sah mit klarem Blick das Schöne in der Natur, in Bildern, im Marmor; er war ein leidlicher Skizzenzeichner, und was an geheimnisvollem Wohllaut in einer Beethovenschen Fuge stak, was in Wagners Tongemälden braust und jubelt und klagt, das verstand er so gut wie wenige. Nur eins fehlte ihm — und darin war mancher Mensch, der von all dem geistigen Luxus, den er trieb, keine Ahnung be-

saß, ihm weit voraus: im schnellen Pulsschlag echter Leidenschaft, die er nur dem Namen nach kannte, par renommée, einzig vom Hörensagen.

Zuweilen kam ihm das zum Bewußtsein, wenn andre neben ihm vorschnelle Dinge sagten oder thaten in blinder Hingebung an einen Gegenstand, an das Vaterland, eine noble Passion oder zwei schwarze Augen. Er beneidete sie wohl, begriff sie jedoch nie, und so war er in seiner Art des Denkens und Fühlens nur von jener Behauptung ein Beweis, die er einmal von einem älteren Kollegen energisch verfechten hörte: daß an diesem Jahrhunderte die Frauen einen Aufschwung nähmen, während die Männer zurückgingen — zurückgingen wenigstens in der Hinsicht, als eine gewisse Mattherzigkeit und Indolenz sie mehr und mehr zu jenem ursprünglichen Aufwärtsstreben untauglich macht, das im modernen Frauenleben unsrer Tage einen immer breiteren und helleren Raum einnimmt.

* * *

Larholtz' Häuslichkeit hätte typisch sein können für die eines großen, unpraktischen, dazu verwitweten Gelehrten, der, obwohl sein Geist in den feinsten Raffinements des Denkens zu schwelgen gewohnt ist, völlig blind und bedürfnislos allem überflüssigen Komfort, allem behaglichen Luxus gegenübersteht.

Er wußte kaum die Farbe der Möbel, zwischen denen er seit Jahren seine berühmten Werke schrieb,

und wenn er in seiner Bibliothek, die er keinem Fremden zum Abstäuben überließ, einmal in Spinnweben griff, so wischte er sie flüchtig von den Fingern, aber abändern ließ er's nicht, so etwas war ihm gleichgiltig — gleichgiltig auch wie die jeweilige Hausdame, die in den übrigen Zimmern ein mehr oder minder schneidiges Szepter schwang, alljährlich wechselnde Gestalten, welche meist wegen eines Krachs mit Cilly das Haus verließen.

Und in der genialen Unordnung dieses Gelehrtenheims, das einen unbehaglichen Junggesellenanstrich nie verlor, unter den freudlosen Blicken ewig wechselnder dames d'honneur blühten unbewußt dessen, was sie entbehrten, die beiden Kinderblumen zum Erwachsensein auf und wurden, wie man ohne sorgsame Erziehung halt eben wird, jede frei auswachsend nach Temperament und Veranlagung — jede, wie sie sich's dachte:

Lilly eine hübsche, kopfhängerische Bleichsuchtskandidatin, die viel träumte und schlief und oft unter dem Gefühl einer großen Einsamkeit litt, ein liebenswürdiges Geschöpf, das nur ein recht wahrhaftes Glück gebraucht hätte, um wahrhaftig glücklich zu werden.

Cilly ein noch an totaler Ungeschliffenheit leidender Edelstein, ungezogen und gutmütig zu gleicher Zeit, mit einem ausgeprägten Talent begabt, ihrem einförmigen Dasein heitere Minuten und lustige Wendungen abzuzwingen, ein fröhlicher Tagedieb, nach allen andern

Mustern eher gebildet als nach dem väterlichen Gelehrtenmodell.

Beide lebten, wie sie wollten, niemand redete ihnen drein. Wenn die Hausdame es einmal versuchte, so gewöhnte Cilly es ihr wieder ab, und gegen Cilly war nicht aufzukommen! Zudem stand der Vater bei Hausdamenkatastrophen stets auf seiten seiner Töchter.

Wie alle derartigen Haushaltungen, war auch diese eine überaus kostspielige, aber das kam ja nicht in Betracht. —

An jenem Nachmittag, an dem Docktor Keyser mit seinem jungen Vetter erwartet wurde, ging Lilly unruhig im Wohnzimmer auf und ab und versuchte im Vorbeigehen die herumstehenden Möbel in größere Symmetrie hineinzuschieben.

„Ich fühle mich so gesund wie nie, Cilly!“ sagte sie, „es ist lächerlich, jetzt einen Arzt zu konsultieren.“

Cilly aß bereits von der Kuchenschüssel, die auf dem Kaffeetisch stand. „Denk an gestern,“ entgegnete sie, „als ich kam — mit Migräne lagst du auf dem Sofa! Seit du weißt, daß ‚er‘ kommt, bist du besser. Dieser Mediziner thäte gut, Dir als Medizin für endgiltige Heilung sich selbst zu verschreiben, aber freilich! so kostspielige Rezepte stellt nicht leicht ein männlicher Egoist aus.“

Lilly seufzte. „Wenn ich nur wüßte, warum er damals aus dem Montavonthal ohne Abschied davongegangen ist?!“ Es war die Frage, an der sie seit drei Monaten herumgrübelte.

„Mir hat er adieu gesagt,“ meinte Cilly, „er dachte wohl, das genügte.“

„Ich glaube, er weiß, daß wir die dumme Pfändergeschichte mit seinem Freund verbrochen haben, und hält uns für kindisch.“

„Gestern war er ganz nett!“ versetzte die kauende Cilly, „aber weit netter war doch der andre. Paß mal auf diesen Vetter auf! Ein Stück Natur, ganz uncivilisiert, ich sage Dir: kostbar! Und so unelegant, beispiellos unelegant geradezu! Himmel, es klingelt!“ Sie sprang von der Sophaecke herunter, auf der sie saß. „Wo steckt denn die Schrader?“

Fräulein Schrader erschien bereits, pünklich wie immer, aber keine Minute zu früh. Tete-a-tetes mit ihren Zöglingen vermied sie möglichst, das einzige Mittel, Szenen mit der kriegerischen Cilly aus dem Wege zu gehen. Im selben Augenblick trat Doktor Keyser mit seinem Vetter ein. Cilly gebärdete sich ganz als Impresario dieses Vergnügens, für die allgemeine Stimmung entschieden das dankenswerteste.

Nach einigen Dutzend Einleitungsphrasen saß man dann ungezwungen um den Kaffeetisch, während der Trank, den Fräulein Schrader schweigend verschenkte, duftend aus den Tassen dampfte.

Und nun, als Fräulein Schrader wieder hinter dem Samowar verschwand und der arme Vetter sich beseligt lächelnd zu Cilly wendete, war für Herrn Keyser der Moment da, wo er seine Nachbarin notgedrungen einmal ansehen mußte.

Warum auch nicht? In vier Tagen gi
auf Reisen und im übrigen war sein
stadtherz ebenso kalt wie die Gletscher der S

Er that es denn auch, so mit einem
Ruck, wie man sich zu etwas Schwier
schließt.

Allerdings, so hübsch hatte er sich Lilli
nicht vorgestellt, so mit diesem zarten Ro
den Wangen . . .

„Aber Sie sehen ja gar nicht leidend
merkte er. „Nach der Schilderung Ihrer
hatte ich mir das viel schlimmer gedacht!“

„O, Cilly übertreibt —“

„Im Gegenteil! ich glaube, Sie w
kommenden Tanzwinter recht gut aushalten!

„Oh, ich habe gar keine Lust, zu tanzen!
sah sie ihn an, wie es nicht mißzuverstehen
mißverstand es auch nicht.

Wirklich! Es hat etwas so
ein stiller, lichtbeschienener Kaffeetisch mitten
einer lauten Metropole. Draußen der tolle
Werkeltags, hier nur das sanfte Surren des
draußen blasse, abgesorgte Mienen, hier fro
schienene Gesichter und die Wärme ringsum
sympathische Zug, den er trotz allem
Mädchen fühlte.

Ja, solche behagliche Kaffeestunden hä
Dutzenden haben können, der verwöhnte
er dachte gar nicht daran, fremden Mensch

lich näher zu treten, Menschen, die ihn nicht direkt etwas angingen, wenn ihn nicht zufällige Umstände in eine solche Situation trieben, an solch eine Oase!

Er fing an, sich etwas mehr gehen zu lassen, hörte auf, den Geschraubten zu spielen, der die Worte wägt. Er sprach vom Montavonthal, von den Blumen und Bergen dort, von Lillys Vater und schließlich — er wollte das doch endlich von der Seele haben — sagte er, daß es nicht schwer für ihn gewesen sei, damals jene Wunderkur an ihr zu vollbringen, denn er wisse sehr genau, wer jenes nächtliche Attentat auf dem Pfänder verübt habe, und ebenso genau wisse er, wer der betroffene Teil gewesen wäre, hätte er doch den Fensterladen an seinen eigenen Füßen verspürt.

Sie lachte und wurde natürlich rot und dadurch noch viel hübscher, und er wußte ganz genau, daß er jetzt ein wenig auf einem Brett balaucierte, von dem aus er jede Minute in einen Verlobungsabgrund hinabstürzen konnte; aber er fühlte sich schwindelfrei, völlig — und schließlich ist solch ein Balancieren von jungen Schöpfungsherren ja gar kein Unrecht!

Was für Unheil sie damit anrichten, ist ja andrer Leute Sache, und die Folgen — mein Gott! man ist doch in dieser komplizierten Gegenwart für sich verantwortlich, nicht auch für andere — —

Im übrigen reiste er ja demnächst für lange fort.

Gegenüber verwand Lilly indes eine schwere Enttäuschung.

Der junge Vetter war in einem neuen, gutsitzenden
erschienen und hatte damit seine Originalität in
Augen bedenklich eingebüßt. Seinen Blicken
auch nicht mehr jenes naive Staunen von
als ihm der aufrollende Vorhang die neue
zum erstenmal gezeigt. Er hatte schon
viel gesehen, gestern und heute; untergetaucht war
in die rollende, brausende Woge, einen Tag lang
all den Herrlichkeiten herumgeschlendert, und
er schließlich vor lauter Verwunderung stumpf gegen
Staunen geworden, da gewöhnte er sich an das
Bild und — hörte auf, sich zu wundern.
Er war ein so durchaus gesunder Mensch. Von
den verwickelten Lebensbegriffen, die im Hirn seines
durcheinander wogten, ahnte er nichts. Eine
lten große Unbefangenheit war seines Wesens Haupt-
das beste Rüstzeug für den Kampf in der Men-
die er noch durch ein Glied zu ver-
tam.
Und mit dieser großen Unbefangenheit setzte er jetzt
Cilly auseinander, wie ihm folgendes bereits klar
sei: daß man in einer Stadt wie Berlin
in einem Beruf wie dem seinen nicht allein
dürfe, eigene Kraft treibe einen weiter, daß
vielmehr von Anbeginn darauf bedacht sein müsse,
Verbindungen anzuknüpfen und Gelegenheiten
, auszubeuten; „denn sehen Sie,“ schloß er
Auseinandersetzung, während welcher er sehr viel
aß — Fräulein Schrader zählte staunend die

Stücke —, „sehen Sie, was nützen einem die schönsten Fähigkeiten, wenn man sie nicht in praktischen Gewinn umzusetzen versteht? Was nützt alle Arbeit, wenn andre Leute sie nicht sehen? Vielleicht erscheinen Ihnen meine Anschauungen trivial, aber ich bin auch kein Idealist! Ich huldige gesundem Realismus, und dann sage ich's, wie ich denke, und ich denke nun einmal so: Reell und praktisch!"

Cilly hörte andächtig zu. Ihr war der Kuchenhunger vergangen. Nein, dieser Mensch war doch ein anerkennenswertes „Stück Natur"!

„Sie mögen recht haben," bemerkte sie, „denn ‚Nur vom Nutzen wird die Welt regiert!' sagt ja wohl Klopstock."

„Bitte, Schiller!"

Sie wurde verlegen. Litteratur war ihre schwächste Seite.

„Ja, ja, der Nutzen!" fuhr er fort. „O, man braucht darum noch lange kein kalter Vernunftmensch zu sein; man kann sich auch nebenher an allerhand Schönem erfreuen — an hübschen Gesichtern..."

Er sah sie schwämerisch an.

„Natürlich!" sagte sie, „an hübschen Gesichtern mit langen Nasen —"

Der junge Nützlichkeitsphilosoph war ihr doch unendlich anziehend.

An der andern Zimmerseite stand Lilly mit Arthur vor ihres Vaters Porträt. Groß, goldgerahmt sah es mit genialem Lenbachstrich ins Weite, nicht in die

hinaus, nicht auf greifbare Wände — weiterhin abstrakte Fernen, wo alles Körperliche aufhört und der Geist noch zu wandeln vermag.

Es war so sprechend ähnlich, dieses Bild! Er ihn greifbar vor sich zu haben, den großen dessen kleine Tochter jetzt so sehnsüchtig neben stand. Sie setzte das Licht, mit dem sie zu dem aufgeleuchtet hatte, aus der Hand und fragte „Werden Sie denn wirklich reisen? Und wirk- für so lange?"

Eine Sekunde zögerte er mit seiner Antwort. Es g ihm allerhand durch den Sinn.

Gestern abend hatte er in seinem Reisetagebuch es war ihm dabei zu Mut, als sei jener rliche Alpentourist ein ganz andrer gewesen, als selbst. Natürlich, ist es doch eine tausendfach be- Wahrheit, daß Menschen auf Reisen ganz andre sind, als Menschen zu Hause! Wie in den der Nacht Gedanken aufsteigen, die tagsüber Zeitmangel nicht gedacht werden konnten, so kommen dem Reisenden Eigenschaften ans Licht, von denen zuweilen selbst keine Ahnung hat. Meist pulsiert das Blut in fremder Luft rascher durch die er wird gesprächig, gutmütig, ja, er kann witzig — alles Dinge, die er vielleicht daheim war.

Und erinnert er sich später daran, wenn er als Berufsknecht wieder an der Scholle klebt, wundert er sich über sich selbst und fühlt sich fast

Notizen aus jener Zeit für eine Fälschung

ihm gestern abend gegangen. Warum
haftbar sein, dachte er, für Dinge,
nmer dein reisender Doppelgänger ver-

saß ein lebendes Memento aus jener
h neben ihm. Nun dachte er anders.
gewisse Möglichkeit je einen Reiz auf
hatte, so fühlte er ihn jetzt. Aber da-
nicht reisen? Oder reisen und jeden
lassen, daß Larholtz in ihm lediglich den
seiner Tochter protegiert hatte? Wenn
icht so war — glauben mußte es jeder-
nicht im Schlepptau eines Großen
n auf dem „Dornenpfad der Ehre“! —
Streber sein, der dem Nutzen nachlief;
erwiderte er, indem er sich zum Gehen

ist nun einmal meine einzige Passion!“
Schrader erhob sich pfeilschnell hinter
und Cilly und ihr Freund
Herzens ein fesselndes Gespräch über
n ab, zu denen Cilly flottweg „Ja, ja!“
weil sie nichts davon verstand.
Keyser nahm förmlich Abschied in seiner
ziehenden, etwas langsamen Manier.
kam ihm mit einemmal der Gedanke, daß
ein Narr gewesen sei.

„Die Cilly ist zu reizend!“ plauderte der arme Verwandte in seine Reflexionen herein, „und was für gute Partien Larholtz' Töchter sein müssen — der Mann hat sicher enorm verdient!“

Er überhörte es. Er wollte umkehren. Dann fiel ihm ein, daß es Unsinn sei, daß der erste Impuls der richtigste ist, daß er in neuen Verhältnissen ja sofort vergessen könne — vergessen, wie sie auch vergessen würde!

Wenn er in drei Jahren wiederkam, wer weiß, welchen Mannes Frau Lilly Larholtz dann bereits seit lange war! — —

* * *

Etwa zwei Jahre später las Arthur Keyser auf einer Kasinoterrasse von Tokio den Tod des großen Larholtz.

In der glühenden Farbenpracht Asiens, dem wunderbaren Lande der gemalten Lacksachen, der tausend Kirschbäume, des großen Kultudrangs — mitten in seinem Reiseleben, welches so voll war von neuen Bildern, daß er die alten vergaß, sprang ihm jene vergangene Episode seines Daseins plötzlich und hell vor das Auge.

Er sah den Mann, den er vergöttert, dem er nachgestrebt, noch einmal vor sich wie jenes erste Mal auf dem deutschen See — einfach und unscheinbar am Schiffsgeländer lehnend, durch nichts auffallend als

vielleicht nur durch den Glanz der Augen, dessen Sinn die wenigsten verstanden.

Und die Reise von damals tauchte vor ihm auf mit jeder Einzelheit, wie er dem großen Vorbild ins Montavonthal nachgezogen war und sich dann fast in die kleine Tochter verliebt hatte — wie er schließlich davonging, stolz und zufrieden mit sich selbst, weil er seine Gefühle so tapfer zu secieren gewußt, bis er genau unterschied, wie sich Liebe und Strebertum zu einander verhielten.

Das Gefühl aus jener Stunde kam ihm zurück, dasselbe Gefühl, das er empfunden hatte zwischen den Alpenbergen Rhätiens — jetzt, in der hellen Sonne Nipons, zahllose Meilen im Osten, fast am andern Weltende fühlte er es wieder: die große Verehrung des Schülers für den Meister und dazwischen schwebend doch immer das Bild des Mädchens.

Jetzt lagen die Dinge anders.

Wenn er nun um sie warb, so hatte niemand das Recht, ihm selbstsüchtige Hintergedanken anzudichten; dann schleppte er kein Mißgefühl mit sich — dann war es Liebe!

Aber freilich — ob sie noch seiner dachte, wenn er sie in einem Jahre wiedersah? — Mädchentreu und Männertreu! Blumen giebt's, die so heißen — aber im ganzen ist es doch wohl Humbug — —

Und trotzdem war es ihm wie eine Gedankenoase voll Friede, wenn er an die Metropole seines Vater-landes dachte und sich sagte, daß dort — eingezwängt

in den Gürtel der Großstadt — jemand war, den einst wiederzusehen ihn freuen würde — das einzige in der ganzen Stadt, das menschlich zu ihm sprach. —

Also Larholtz war tot!

Seine Kinder und die Welt und die Wissenschaft hatten ihn verloren. Alle waren zu beklagen um diesen Verlust — und nur der Tote zu beneiden!

Ausruhen nach einem solchen Lauf — schlummern nach einem solchen Tagewerk, über dessen heißem Ringen immer der Stern des Ruhmes stand!

Er schrieb sofort an Larholtz' Töchter. Von seiner großen Verehrung für den Heimgegangenen schrieb er, und als er den Brief durchlas, wunderte er sich selber, daß er so warme Zeilen zu stande gebracht hatte — er, der sonst nur in der kühlen Form Meister war, und er wußte nicht: trug die glühende Sonne Asiens daran die Schuld oder nur das Bild des großen Larholtz? Oder auch das seiner kleinen Töchter? — —

* * *

Inzwischen hatte Herrn Keysers armer Verwandter sein Jugendschiff mit der Nützlichkeitsparole am Wimpel immer sicherer durch die großstädtische Brandung gesteuert. Kecken Mutes trieb er mit dem Strom, ohne auf die Abwege des Ideals zu geraten — ohne Individualitätsgelüste und jene verschrobenen, nutzlosen Ansichten, die zuweilen noch ein unmoderner deutscher Jüngling mit auf die Hochschule nimmt.

Er besaß ein so schönes Talent, sich der Richtung seiner Zeit anzupassen, und mit derselben fraglosen Sicherheit, mit der er als Sohn des Mittelalters zum Beispiel ins Morgenland gezogen wäre, Hexen verbrannt oder Kolumbusreisen vollführt hätte — je nach Gelegenheit, — machte er nun die große wilde Jagd mit, die unermüdlich über die Straßen der Metropolen braust, bei der den Wettrennern nicht nur unter Umständen Hören und Sehen vergeht, sondern zumeist auch das feinere Gefühl abhanden kommt für Dinge, die zwar nicht gerade unrecht sind, aber jedenfalls das Gegenteil von ideal!

„Mit den Wölfen heulen,“ hieß die Devise seiner Grundsätze.

Überall waren seine Beziehungen zum Larholtzschen Hause sein bester Empfehlungsbrief. Kecklich pochte er auf sie und skrupellos lagerte er sein kleines Verdienst in den großen Schatten ab, den Larholtz' Lorbeern warfen. Statt gar nichts zu bedeuten, was andernfalls sein normales Los gewesen wäre, stellte er unter seinen Genossen stets mehr vor als der Durchschnitt, und wo Wissen und Können minimal waren, da paradierte täuschend seine Sicherheit und sein unbedingtes Selbstvertrauen.

Mustermenschen sind solche Leute nicht — aber sie kommen weiter.

Wenn abends beim Fensterschließen sein Blick die hohe Dächerregion überflog, die dicht vor ihm lag — vor dem Fünften-Stock-Bewohner, der ungezählte

Schornsteine zu Nachbarn hatte und die Sterne gleich unvermittelt als Oberaufsicht, wenn er dann schlaflustig auf seine harte Pritsche sank, dann kam zuweilen ein Traum in die kahle Schrägkammer gewandelt — ein Traum von etwas Fernem, weit Zurückliegendem, mit blaulila Farbentönen, die sich durch braune Flächen zogen, verschlafenen Dörfern, verlassen und vergessen hinter ein paar dichten Hecken — die Lüneburger Heide, unverfälscht und ganz au naturel.

Morgens lachte er beim Erwachen über den Traum. Er fühlte sich so erhaben über das alles, über jene ordentlichen Dörfer und das stille, schläfrige Greifswald. Er war nur glücklich im Augenblick; das gewesene lag abgethan hinter ihm — was ging's ihn an!

Das zukünftige?! —

Nun, zuweilen überlegte er, wie es wohl personifiziert aussehen werde, und wenn er mit dem geistigen Auge schärfer hinblickte, so hatte es lange Glieder, lange Zöpfe und eine Nase, welche die Länge um das klassische Ebenmaß betrog. Hören that es auf den Namen Cilly.

Ein Jahr lang saß er mit zeitweiligen Unterbrechungen jeden Sonntag am Larholtzschen Kaffeetisch — nicht direkt eingeladen, aber auch nicht ungebeten, von der Hausdame privatim beargwöhnt, vom Hausherrn wie etwas Unvermeidliches hingenommen — von den Haustöchtern aber froh bewillkommnet und gern gesehen.

In der Woche war er fleißig. Am siebenten Tag winkte dann belohnend jene Oase, die nach Mokka roch und nach frischem Kuchen — Kuchen, den Cilly jedesmal persönlich von Kranzlers weißgekleideten Konditorengeln abzuholen pflegte.

Und jedesmal — so bei der dritten Tasse, ganz von ungefähr, mit dem gleichgiltigsten Blick von der Welt, fragte ihn dann plötzlich die hübsche Lilly nach seinem reisenden Vetter. Er erzählte alsdann genau, wo jener anziehende Schöpfungsherr gerade schwamm; der Globus wurde geholt, und wenn er sie nicht wirklich wußte, so erfand er eben eine Reiseroute, während er mit seinen kurzen Fingern erläuternd auf der Karte herumfuhr. Andächtig schaute Lilly zu und versank dann in tiefes Schweigen. Ach! die anderen Saisonsterne umschwirrten das älteste Fräulein Larholtz ganz umsonst; am Himmel ihrer Jugend stand nur der eine Komet, der jetzt über fremden Gewässern strahlte — nur der eine und damit basta!

Und an jedem Sonntag rückte der junge Äskulap eine Stufe höher in Cillys Gunst, und wollte man diese Gunst mit einem Eiffelturm vergleichen, so konnte man nach einem Jahr entschieden sagen, daß der junge Kletterer bereits auf der obersten Spitze angekommen sei — in jener Turmhöhe also, wo bei dem Pariser Wunderbau Herr Eiffel ein möbliertes Zimmer haben soll.

Noch lieber werden konnte er ihr gar nicht; zudem stand ja auch nichts im Wege. Cilly wurde

nächstens sechzehn; konfirmiert war sie letzte Ostern — jetzt kam der Winter, dazu fror es, und er und sie liefen jeden Nachmittag bei der Rousseauinsel Schlittschuh.

Es war ganz ausgeschlossen — ja, man hätte es Frevel an der Göttin der Gelegenheit nennen müssen, wenn dieser jugendliche Roman jetzt nicht zum Klappen gekommen wäre.

Und er „klappte“ denn auch eines Tages musterhaft normal.

Der Freund hatte alte, abgenutzte Holländer, die wirklich recht schäbig aussahen, und als einmal sonnbeglänzt ein tannenschlanker Kürassierlieutenant auf blitzenden Stahlsohlen neuester Erfindung an ihnen vorübersauste, blieb Cilly plötzlich stehen, deutete mit dem Muff auf seine angerosteten Schlittschuh und sagte tadelnd:

„Hören Sie mal! Ihre Holländer werden nachgerade unwürdig und“ fügte sie gleich darauf hinzu, „Ihre Handschuh haben auch ein Loch!“

„Sie vergessen, daß ich ein armer Student bin!“

„Ach was, so nehmen Sie doch eine reiche Frau!“

„Vor meinem Examen?“ achselzuckte er..

„Braut — wollte ich sagen.“

Er sah sie nachdenklich an. Sein hübsches Knabengesicht hatte der Wind gerötet.

„Wer würde mich wohl wollen?“ sagte er mit einer Melancholie, die ihm schwer zu erheucheln war.

„O!“ meinte Cilly, „und wenn ich Fräulein von Rothschild wäre — ich nähme Sie doch!“

„Mir genügt es, daß Sie Fräulein Larholtz sind!" entgegnete er schnell.

„Na, denn also!" Sie reichte ihm die Hand.

„Für immer?" rief er.

Sie nickte strahlend; er war ja so ganz ihr Geschmack.

„Wenn's nur nicht so abscheulich voll wäre!" fuhr er fort, „aber man kann sich hier doch unmöglich den ersten Kuß geben!"

„Ach, da wollen wir lieber gleich abschnallen und nach Hause gehn."

Larholtz war sehr verwundert. Daß der junge Mensch, den er so oft unmotiviert an seinem Kaffeetisch vorfand, wenn er für fünf Minuten hereinkam, um stehend seine Tasse zu trinken, zum Verloben da sein könne, war ihm nie in den Sinn gekommen. Aber wenn seine Töchter meinten, so blieb er kritiklos. Von derartigen Dingen verstand er ja auch nicht viel. Seine Domäne lag auf dem Gebiet der Wissenschaft, mit der Liebesgeschichten für gewöhnlich nichts zu thun haben.

Seinem billigen Verlangen, daß die Verlobung erst nach der letzten Examensstufe publiziert werden solle, kam Cilly gern entgegen; geheim war so viel interessanter, nicht einmal die Hausdame sollte es wissen — im Gegenteil, die sollte gründlich angeführt werden! Lilly begrüßte die Verlobung beseligt als künftige Brücke zu dem Entfernten.

Schwiegersöhne berühmter Männer sind meist un-

nächstens sechzehn; konfirmiert war sie letzte Ostern — jetzt kam der Winter, dazu fror es, und er und sie liefen jeden Nachmittag bei der Rousseauinsel Schlittschuh.

Es war ganz ausgeschlossen — ja, man hätte es Frevel an der Göttin der Gelegenheit nennen müssen, wenn dieser jugendliche Roman jetzt nicht zum Klappen gekommen wäre.

Und er „klappte" denn auch eines Tages musterhaft normal.

Der Freund hatte alte, abgenutzte Holländer, die wirklich recht schäbig aussahen, und als einmal sonnbeglänzt ein tannenschlanker Kürassierlieutenant auf blitzenden Stahlsohlen neuester Erfindung an ihnen vorübersauste, blieb Cilly plötzlich stehen, deutete mit dem Muff auf seine angerosteten Schlittschuh und sagte tadelnd:

„Hören Sie mal! Ihre Holländer werden nachgerade unwürdig und" fügte sie gleich darauf hinzu, „Ihre Handschuh haben auch ein Loch!"

„Sie vergessen, daß ich ein armer Student bin!"

„Ach was, so nehmen Sie doch eine reiche Frau!"

„Vor meinem Examen?" achselzuckte er.

„Braut — wollte ich sagen."

Er sah sie nachdenklich an. Sein hübsches Knabengesicht hatte der Wind gerötet.

„Wer würde mich wohl wollen?" sagte er mit einer Melancholie, die ihm schwer zu erheucheln war.

„O!" meinte Cilly, „und wenn ich Fräulein von Rothschild wäre — ich nähme Sie doch!"

„Mir genügt es, daß Sie Fräulein Larholtz sind!“ entgegnete er schnell.

„Na, denn also!“ Sie reichte ihm die Hand.

„Für immer?“ rief er.

Sie nickte strahlend; er war ja so ganz ihr Geschmack.

„Wenn's nur nicht so abscheulich voll wäre!“ fuhr er fort, „aber man kann sich hier doch unmöglich den ersten Kuß geben!“

„Ach, da wollen wir lieber gleich abschnallen und nach Hause gehn.“

Larholtz war sehr verwundert. Daß der junge Mensch, den er so oft unmotiviert an seinem Kaffeetisch vorfand, wenn er für fünf Minuten hereinkam, um stehend seine Tasse zu trinken, zum Verloben da sein könne, war ihm nie in den Sinn gekommen. Aber wenn seine Töchter meinten, so blieb er kritiklos. Von derartigen Dingen verstand er ja auch nicht viel. Seine Domäne lag auf dem Gebiet der Wissenschaft, mit der Liebesgeschichten für gewöhnlich nichts zu thun haben.

Seinem billigen Verlangen, daß die Verlobung erst nach der letzten Examensstufe publiziert werden solle, kam Cilly gern entgegen; geheim war so viel interessanter, nicht einmal die Hausdame sollte es wissen — im Gegenteil, die sollte gründlich angeführt werden! Lilly begrüßte die Verlobung beseligt als künftige Brücke zu dem Entfernten.

Schwiegersöhne berühmter Männer sind meist un-

berechenbare Typen — oft gerade deren
poden, und wenn nichts andres an ihnen
dern ist, so staunt man doch wenigstens
schen Mut an, daß sie mit ihrer
Heros des Geistes ohne weiteres die H
Tochter abzuverlangen wagten. Sie schlagen
die man sich von ihnen macht, manchmal
Gesicht — ja, es kann vorkommen, daß der
sohn eines hochberühmten Juristen zweimal
Assessor rasselt, daß die Tochter des
kenners X. einen Menschen heiratet, der nic
Perfektion kann, als vielleicht Walzer
somit schlagend das Sprichwort illustriert
man nicht im Kopf hat, muß man in i
haben."

Schließlich war Herrn Keysers
noch nicht die unglaublichste Partie für ein
wie Cilly!

Dann starb Larholtz.

Die Töchter reisten auf des Vaters
den Sommer zur Familie jenes
Zürich, mit dem er einst die Scesaplana
hatte. Als sie wiederkamen, stand Cillys
gerade in der letzten Examensetappe. Für g
her eröffnete sich ihm eine beneidete Aussicht
der Konnexionen seines verstorbenen Gön
war ein Streber auf der Höhe der
hatte ein Vergnügen an sich, das — wäre es
arrogant gewesen — beinahe rührend zu

Entzücken über sich selbst ist ja aber mehr ein naives Gefühl als offensiv für dritte.

* * *

Frühling war's, der Frühling von Berlin, wie ihn Arno Holz besingt, der Großstadtfrühling, in dem Schönheit und Banalität brüderlich neben einander atmen.

Arthur Keyser kam von seiner langen Reise zurück. Er hatte sich den Vetter an die Bahn telegraphiert. Statt der linkischen, schlecht angezogenen Gestalt, die er vor ein paar Jahren aus dritter Klasse in Empfang genommen hatte, stürmte ihm ein jugendlicher Beau entgegen, der seinen Korpus zu kleiden, seinen Schnurrbart zu drehen wußte. Er lächelte über die Metamorphose. Wenn Berlin, die riesige Spreestadt mit ihrer brandenburgischen Lokalfarbe, ihrem deutlichen Excelsiorstempel und dem ausgeprägten Typus deutschen Lebens auch in nichts ein Klein-Paris zu nennen ist, so bildet es doch auch seine Leute! dachte er, frei nach Faust.

Das heißt, er fing mit dem langen Gedanken an. Gleich darauf nahm ihn das Wiedersehen doch gefangen, das sein Auge mit den Dächern und Thürmen hielt. In blauem Nachmittagszwielicht lagen sie da — im Vordergrund lustig überblitzt von dem neuen, blinkenden Gold des Wallotschen Reichstagstempels.

Im Lauf des Abends fragte er dann nach Larholtz' Töchtern. Der Vetter antwortete einsilbig. Er wollte sich keinen Trumpf vorwegnehmen; erst mit dem

bestandenen Examen zugleich sollte der andre die günstige Anstellung und die gute Partie erfahren. Es gelüstete ihn, dem ein wenig zu imponieren, der ihm vor drei Jahren in seiner pelzumhüllten Großstadt-eleganz selbst so gewaltig imponiert hatte!

Eine Woche verging, und noch immer war Herr Keyser nicht bei Larholtz' Töchtern gewesen — und er wollte doch in den ersten Tagen gehen.

Nun zögerte er noch; von Tag zu Tag zögerte er und redete sich vor, daß ein andrer Besuch noch wichtiger sei — daß er so viel zu thun habe mit dem Einrichten seiner Wohnung, dem Druck seines Reisewerks.

Er hatte immer eine so seltsame Empfindung, wenn er an den Besuch dachte, gerade, als müßte dann etwas Entscheidendes vor sich gehen.

Auf der Reise war das anders gewesen; er besann sich noch genau auf gewisse Tropennächte, auf eine Morgenstunde an einem meerbespülten amerikanischen Strande, wo er bestimmt geglaubt hatte, in Europa warte nach seiner Heimkehr das Glück auf ihn.

Nun kam mit den alten Verhältnissen die alte Schwerfälligkeit zu ihm zurück. Wenn auch die Leute nicht mehr sagen konnten, daß er es wegen des Schwiegervaters thäte — nun erwogen sie vielleicht, wie reich das Mädchen war.

Und auf das erste Bedenken folgten hundert andre.

Dann fiel ihm ein, welchen herzlichen Kondolenz-brief er von Japan aus geschrieben hatte; ohne einen

festen Entschluß konnte er nicht hingehen. So schob er das Wiedersehen hinaus.

Alle seine Bekannten sprachen ihn auf Larholtz' Tod an. Eigentlich war das natürlich — ein so großer Verlust in ihrer Interessenwelt!

„Nun, Keyser!" sagte der neckluftige Augenspezialist, der noch täglich, die Modeblume im Knopfloch, das Pflaster der „Linden" trat, „Ihnen that's doch wohl extra leid? Sie hatten ja so fabelhaftes Glück bei der Familie, im männlichen und auch im weiblichen Teil!"

„Mir hat mal jemand gesagt," bemerkte ein andrer und blies den Rauch seiner Havanna über den Stoß aufgestapelter Caféjournale weg, „mir hat mal jemand eidlich versichert, die Lilly Larholtz habe Ihretwegen das Heiraten verschworen — Sie oder keinen —"

Herr Keyser stieß seinen Schnurrbart mit einer ungeduldigen Fingerbewegung aufwärts. Die Bemerkung berührte ihn peinlich — es war ihm so schwer recht zu machen, dem fischblütigen Herrn Doktor!

„Bitte sehr!" rief der Augenspezialist, „das muß vorüber sein. Man munkelt jetzt so bestimmt von heimlicher Verlobung — mit Bombensicherheit! Ich suche schon täglich im Tageblatt."

Dies berührte ihn noch peinlicher.

Er wurde sehr einsilbig.

„Sie sind ja der tugendhafteste aller Reisenden!" rief ein Kollege. „Sie erzählen Ihre Reisen ja nicht einmal! Wenn ich denke, wie wir einen ganzen

Winter lang allabendlich unter Rommlers Harztour zu leiden hatten! Kommen Sie übrigens heut abend zum Souper zu Deindorfs?“

„Meinen Sie mich?“ rief der Augenspezialist; „ich natürlich! Die schwedischen Nichten sind ja da und — jawohl, Keyser! — auch die Larholtz — vielleicht kommt der geheime Verlobte mit!“

Er wollte eigentlich bei Deindorfs absagen; schließlich kam er doch hin, aber als letzter.

Ohne daß er direkt hinsah, wußte er sofort, daß Lilly Larholtz vor der Fensterportiere stand, daß sie ein weißes Kleid trug und ihn eine Minute anblickte wie Schwärmer, die den Himmel offen sehen.

Dann begrüßte er sie.

Drei Schritt davon faselte der Augenspezialist auf eine traumäugige Schwedin herunter und schoß ihm zuweilen einen aufmerksamen Seitenblick zu — das machte ihn weit kühler, als er hatte sein wollen. Er redete nichts als Gemeinplätze, und als er merkte, wie blaß das Mädchen unter seinen Worten wurde, behauptete er gleichgiltig, daß hinter der Portiere ein Fenster offen sein müsse.

Er engagierte die andre Schwedin zu Tisch und ließ sich in gebrochenem Deutsch von Stockholm erzählen und von Renntieren und Nordlichtern.

Einmal sah er zu Lilly hin. Sie war sehr viel hübscher geworden in den drei Jahren; ihre Augen schwebten ihm blau vor — heut leuchteten sie fast schwarz. Warum schaute sie ihn so an, wenn sie ge-

heim verlobt war? Aber konnte es nicht Klatsch sein? Er brauchte sie ja nur einfach zu fragen.

Nach Tisch setzte er sich neben sie. Er fragte nach Cilly, die mit Influenza zu Hause lag. Ob sie denn etwas eingenommen habe? Jawohl, sein Vetter hätte ihr ein Pulver verschrieben. Er sprach dann von seinem Vetter, wie der verändert sei nach den drei Jahren!

„Drei Jahre sind auch eine sehr lange Zeit!“ sagte sie. „Da kann man sich schon verändern.“

„Sie haben es wohl auch gethan?“ fragte er.

„Ich glaube kaum — mit mir ist noch alles beim alten.“

„Wirklich?“ Jetzt hätte er sie fragen können, so gut, mit wenigen Silben! Die Gelegenheit war da — die Stunde seines und ihres Schicksals schlug an. Das Glück stand dicht in ihrer Nähe, nur schleierverhüllt wie das Bild von Saïs, nur wartend, daß man es entschleiern solle.

Ihre Augen lagen fest auf seinen sonngebräunten Zügen. Drei Jahre lang hatte sie sich nach dieser Minute gesehnt — gesehnt wie durstige Wüstenpilger nach der rieselnden Quelle. An andern Möglichkeiten vorbei hatte sie immer nur nach dieser einen geschaut, aus ihrem ganzen Lebenskranz nur diese einzige Blume begehrt, die noch immer nicht für sie blühen wollte. Sie sah, wie um sie herum die Jugend Bande schloß und löste, wie ihre Freundinnen in dieser Saison dem geneigt waren, in der nächsten

8*

jenem, heute aufs Blonde schwuren und morgen das Brünette priesen; sie sah, wie die kleine Cilly mit kindischer Neigung keck nach ihrem wunderlichen Paladin verlangte und ihm die Worte von den Lippen gezwungen hatte, die sie wollte. Sie aber? Nur einmal und nur für diesen einen lebte und hoffte sie — wenn nicht ihn, dann war alles andere bedeutungs- und hoffnungslos.

Was damals auf der luftigen Pfänderhöhe so kindisch und thöricht begann, zum bittersten Ernst war es für sie geworden, zu einer langen Erfahrung, wie sie dann bei Wesen dieser Art die einzige bleibt, da sie sich nicht aufschwingen können, ein zweites Luftschloß auf den alten, heiligen Trümmern zu bauen.

Nur einer Frage hätte es für ihn bedurft — ja, auch ohne Frage konnte er ihr ansehen, daß sie frei sei. Nicht die kontrollierenden Blicke des Spezialisten waren schuld — nicht die Furcht vor einem ‚Nein' — nur seine langsame, zögernde Natur war's, die ihn jetzt stumm machte, die ihn vorübergehen ließ an dem, was doch sein Glück gewesen wäre.

Die Stunde verran.

Der Rout war zu Ende.

Um ein Uhr stand er auf der Straße.

Er fühlte sich seltsam angeregt und nahm es für eine Art Liebe. Vielleicht konnte er die ungesprochenen Worte nachholen — morgen schon, wenn er wollte!

Er tändelte mit dem Gedanken — ahnungslos,

daß heute die Gelegenheit endgiltig davongegangen war und nicht die Absicht hatte, einem so langsamen Freier noch einmal eine Gunst zu erweisen.

* * *

Der Mai kam, der Heine-besungene, schöne Monat, die Zeit, wo, wie derselbe Heine sagt, „auch der lumpigste Ladenschwengel das Recht hat, sentimenental zu werden.“

Selbst über den phlegmatischen Doktor Keyser kam es wie eine lyrische Stimmung. Gestern hatte er den letzten Druckbogen seines Reisewerks abgeschickt, nun konnte er auch einmal etwas für sich thun — für sich und Larholtz' Töchter.

Morgen, am Sonntag, wollte er zu ihnen gehen.

Da dröhnte am Sonnabendnachmittag seine Treppe von einem hastigen Schritt — er kannte jene ungestümen Tritte, die immer gleich drei Stufen auf einmal nahmen. Seine Nerven, die ihm in der Berliner Luft bereits wieder von Zeit zu Zeit Antrittsvisiten machten, zuckten unwillig, zumal als noch die Thür so heftig und gewaltsam aufflog.

„Gratuliere mir!“ rief der lachende Vetter. „Ich bin durch.“

„Von Herzen!“ sagte Arthur Keyser.

„Und gratuliere mir gleich noch einmal — ich bin verlobt!“

jenem, heute aufs Blonde schwuren und morgen das Brünette priesen; sie sah, wie die kleine Cilly mit kindischer Neigung keck nach ihrem wunderlichen Paladin verlangte und ihm die Worte von den Lippen gezwungen hatte, die sie wollte. Sie aber? Nur einmal und nur für diesen einen lebte und hoffte sie — wenn nicht ihn, dann war alles andere bedeutungs- und hoffnungslos.

Was damals auf der luftigen Pfänderhöhe so kindisch und thöricht begann, zum bittersten Ernst war es für sie geworden, zu einer langen Erfahrung, wie sie dann bei Wesen dieser Art die einzige bleibt, da sie sich nicht aufschwingen können, ein zweites Luftschloß auf den alten, heiligen Trümmern zu bauen.

Nur einer Frage hätte es für ihn bedurft — ja, auch ohne Frage konnte er ihr ansehen, daß sie frei sei. Nicht die kontrollierenden Blicke des Spezialisten waren schuld — nicht die Furcht vor einem ‚Nein' — nur seine langsame, zögernde Natur war's, die ihn jetzt stumm machte, die ihn vorübergehen ließ an dem, was doch sein Glück gewesen wäre.

Die Stunde verran.

Der Rout war zu Ende.

Um ein Uhr stand er auf der Straße.

Er fühlte sich seltsam angeregt und nahm es für eine Art Liebe. Vielleicht konnte er die ungesprochenen Worte nachholen — morgen schon, wenn er wollte!

Er tändelte mit dem Gedanken — ahnungslos,

daß heute die Gelegenheit endgiltig davongegangen war und nicht die Absicht hatte, einem so langsamen Freier noch einmal eine Gunst zu erweisen.

* * *

Der Mai kam, der Heine-besungene, schöne Monat, die Zeit, wo, wie derselbe Heine sagt, „auch der lumpigste Ladenschwengel das Recht hat, sentimenental zu werden.“

Selbst über den phlegmatischen Doktor Keyser kam es wie eine lyrische Stimmung. Gestern hatte er den letzten Druckbogen seines Reisewerks abgeschickt, nun konnte er auch einmal etwas für sich thun — für sich und Larholtz' Töchter.

Morgen, am Sonntag, wollte er zu ihnen gehen.

Da dröhnte am Sonnabendnachmittag seine Treppe von einem hastigen Schritt — er kannte jene ungestümen Tritte, die immer gleich drei Stufen auf einmal nahmen. Seine Nerven, die ihm in der Berliner Luft bereits wieder von Zeit zu Zeit Antrittsvisiten machten, zuckten unwillig, zumal als noch die Thür so heftig und gewaltsam aufflog.

„Gratuliere mir!“ rief der lachende Vetter. „Ich bin durch.“

„Von Herzen!“ sagte Arthur Keyser.

„Und gratuliere mir gleich noch einmal — ich bin verlobt!“

„Gegen wen?“ Er brauchte das „gegen“ in diesem Sinn mit Vorliebe, da er die Ehe weniger für ein friedliches Uebereinkommen als für ein großes Risiko hielt.

„Larholtz' Tochter,“ sagte der Vetter.

„Du?“ Arthur Keyser zuckte mit keiner Wimper und ließ sich nicht den leisesten Theaterlaut entschlüpfen — aber erschrecken that er doch.

„Das wäre mir keinen Moment in den Sinn gekommen,“ begann er dann, „daß ein Mädchen wie sie Dich lieben könnte!“

„Aber sie that's doch, vom ersten Blick an! Coup de foudre im Schweizer Reisecoupé.“

„Ach so! na ja — natürlich!“ Krampfhaft verbarg er, daß er nur an Lilly gedacht hatte.

„Ich muß übrigens gleich weiter zu Bergen, der Stelle wegen. Na, Dir kann ich's ja wohl sagen: Mein Leben hat in den letzten drei Jahren einen riesigen Aufschwung genommen — denn was mir die Parzen an meiner Lüneburger Heidewiege sangen, das war ein recht prosaisches und einförmiges Larifari! Und nun! Eigentlich dank' ich alles Dir! Du hast mich in das Haus gebracht, und weißt Du, Arthur, wenn es mir auch schlecht genug paßte, daß Larholtz starb, ehe er offiziell mein Schwiegervater war, so kann ich Dir versichern, er nützt mir auch jetzt noch gewaltig. Es gab doch Menschen genug, die's ahnten, und ich — nun, ich ließ es auch flottweg durchblicken, wo's mir mal extra nützen konnte!“

„Wie kannst Du so reden?“ fragte Arthur entrüstet.

„Ich?“ meinte er verwundert. „Aber das war doch alles ganz hübsch, was ich sagte!“

Arthur maß ihn mit einem ernsten Blick. Die beiden klaren Streberaugen sahen ihn höchst treuherzig an. Da begriff er: diesem Menschen war seine raffinierte Denkungsart zu kompliziert. Dieser Mensch hielt seine Gedanken für etwas ganz Berechtigtes, weil sie vorhanden waren, und äußerte sie wie etwas unantastbar Natürliches.

Und noch eins begriff er in dieser Minute: daß es einen Unterschied giebt zwischen dem, was der eine thun darf und der andre lassen muß.

Der eine, der skrupellos ergreift, was ihm als sein Recht erscheint, der gar nichts an einer Sache findet, an die der andre zweifelnd herangeht. Schon der Zweifel müßte sie ihm verbieten. Was man thut mit dem Glauben an gutes Recht, das hat immer einen andern Chic, als dasselbe thun mit dem Argwohn des Gegenteils.

Beneidenswerte Seelen, jene mit ihrer skrupellosen Selbstgewißheit!

Was hilft es den andern, daß sie vielleicht höher geartet sind, die Menschen mit den zögernden Entschließungen, dem ängstlichen Hin- und Herwenden aller Dinge!

„Und wie fandst Du nur den Mut,“ fragte er nach einer Pause, „bei einem Larholtz anzuhalten —

noch dazu ohne Stellung, ohne Vermögen, ohne irgend was?"

„Na, Vetter," knurrte der andre ein wenig gekränkt, „,ohne irgend was' finde ich doch reichlich schnöde ausgedrückt. Die Cilly hat doch schließlich was an mir gefunden — im übrigen —"

Er sah herausfordernd zu Arthur auf, der ihn noch immer wie ein Rätsel anstarrte.

„Weiterkommen will man doch auch! Die Verhältnisse sind wie eine Leiter, und die Chancen, die sich bieten, sind die einzelnen Sprossen daran. Nun, ich wollte die Leiter hinaufklettern! Da wäre ich ja ein Thor gewesen, wenn ich die Sprossen nicht hätte benutzen wollen! Sie waren doch dazu da —"

Freilich, er fand ja nichts daran — folglich war er im Recht!

* * *

Arthur ging noch am selben Nachmittag zu Cilly, um zu gratulieren.

Als er das Zimmer betrat, aus dem der warme Kaffeeduft ihm entgegenschlug, wie vor drei Jahren, als ganz wie damals die Hausdame über den Hintergrund ging — eine andre zwar in Person, doch im Genre dieselbe —, als die Cilly auf ihn zukam und ihm mit der alten, grazielosen Nettigkeit die beiden großen Hände entgegenstreckte, da begriff er nicht mehr, weshalb er erst jetzt erschien . . .

„Das haben Sie davon!“ rief sie. „Nun werden Sie von mir angeheiratet, nur, damit man endlich zu einem Besuch von Ihnen gelangt!“

„Ich wollte schon eher kommen —“

„Natürlich! — Und Sie sind drei Jahre lang um die Welt gefahren und haben von all den fremden Kontinenten nichts heimgebracht, als diese hohle Phrase — das heißt: Ihre unsterblichen Werke will ich natürlich ausnehmen! Setzen Sie sich doch, verehrtester Anverwandter!“

Sie selbst nahm auf einer Stuhllehne Platz, faltete die Hände und sah ihren Besucher erwartungsvoll an.

„Und nur zum Gratulieren kommen Sie?“

„In erster Linie — und dann, um Sie und Ihr Fräulein Schwester wieder einmal zu sprechen.“

„Wirklich?“ — es klang fast ein wenig bitter. „Leider kommen Sie da post festum! O, und wie hätten wir Sie empfangen, wenn Sie früher gekommen wären! Alle Markthallenblumen hätte ich aufgekauft, um Ehrenkränze für Sie zu winden, und die Lilly hätte dabei geholfen, und es wäre sehr möglich gewesen, daß wir rote Bänder dazu genommen hätten. Aber nein — der Herr Doktor geruhten nicht zu kommen, und schicken mochte man doch auch nicht nach ihm, wie damals in jenem einsilbigen Ort, dessen Namen ich immer vergesse, und damals, als ich Sie bei Castan traf. Der Herr Doktor ist gewiß ein medizinisches Licht von erster Helle, aber auf gewisse Herzleiden hat er sich zeitlebens nicht verstanden.“

Arthur stand auf. „Cilly!“ sagte er, „viel Seide haben wir nie zusammen gesponnen, wenn ich mich recht erinnere — aber von Ihren Monologen jetzt verstehe ich keine Silbe. Wollen Sie denn nicht Ihre Schwester rufen?“

„Mein Organ ist zwar ein recht grelles,“ versetzte sie, „aber so penetrant doch nicht, daß Lilly es bis Zürich hört.“

„Sie ist fort?!“

„Allerdings — den Tag nach dem Deindorf'schen Zauberfest fuhr sie ab. Diese Berliner Atmosphäre ging ihr denn doch schließlich auf die Nerven.“

„Aber warum? Sie sagte mir kein Wort davon.“

„Warum? Das möchte ich Sie auch fragen, Herr Doktor! Sie müssen's doch eher wissen, denn Sie waren ja dort und ich nicht. Es muß ihr an dem Abend irgend etwas geschehen sein — und sehen Sie, Herr Doktor, ohne mich auf irgend welche Fachkenntnisse hinauszuspielen, stellte ich folgende Diagnose: Denken Sie sich einen Wanderer im kalten, dürren Sand; er wandert immerfort, weil er weiß, einmal kommt ein warmes, schönes Land — nach drei Jahren, wenn er nur treu durchhält — und endlich sind die drei Jahre um, und die Landesgrenze kommt, und er erwartet nun selig den Lohn der Mühsal. Und was sieht er statt des warmen Sonnenscheins? Einen Eisblock — einen Eisblock in Herzform, Herr Doktor! Und er schrickt zurück und friert selber, und dann —

und das ist das Ende vom Liede — dann dankt er für weitere Promenaden!"

„Cilly!" rief er, „Sie haben mich sehr mißverstanden —"

„Unterbrechen Sie nicht! Zwar geschähe es Ihnen ganz recht, wenn ich Sie jetzt sich ein wenig kompromittieren ließe und den Genuß hätte, in angekündigte Gnadenakte mit einem recht höhnischen ‚Danke — wir sind bereis versorgt!' herauszufahren. Aber verwandtschaftliche Rücksichten machen mich christlich. Darum möchte ich Ihnen erst das folgende mitteilen. Sie haben ja — damals in dem einsilbigen Ort — Papas Jugendfreund gesehen? Der ist jetzt unser Vormund — nun gut — und der hat einen Sohn — und der ist jetzt mein Schwager — seit vorgestern und unwiderruflich! Die Lilly fühlt sich sehr zufrieden — und eine gute Kur — zu Ihrer medizinischen Ehre sei es lobend erwähnt! — haben Sie doch an ihr gemacht. Sie haben sie recht endgiltig von einem jahrelangen Wahn geheilt!"

Er starrte vor ihr weg, gedankenlos ins Nebenzimmer hinein, wo noch immer wie einstmals Larholtz' schönes Porträt hing und mit den weltfremden Gelehrtenaugen gedankenstark ins Weite grübelte.

Er sah sich den Rahmen an; er sah, daß es goldene Leisten waren mit jenen klassischen Formen, wie wir sie im großen so oft an hellenischen Tympanons bewundern. Dunkel schwebte es ihm vor, daß diese

Formen Metopen und Triglyphen hießen — nein, doch wohl anders —

Auf diese Minuten besann er sich später nie mehr genau. Es war ihm aber zu Mut, wie nach einem plötzlichen Verlust — wie dem Bankier, der sein Fallissement erfährt oder, historisch gesprochen, wie König Philipp, als er vom Untergang der Armada hörte.

Cilly sah ihn triumphierend an. Sie rächte jetzt die dreijährige Qual ihrer Schwester, soweit es ging, an der Ursache.

Er griff mechanisch nach dem Hut und wollte sich entfernen.

Da reichte ihm Cilly die Hand. „Nun hab' ich's mir von der Seele geredet," sagte sie, „und will Ihnen fernerhin wirklich eine leidliche Cousine werden, soweit das in meiner Macht liegt."

„Wirklich!" lächelte er gezwungen.

„Und all meine bösen Wünsche möchte ich gut machen!"

„Böse Wünsche?" Er hatte die Thürklinke schon in der Hand.

„Jawohl," sagte sie, „böse Wünsche! Denn ich ahnte dies Ende immer voraus. Glauben Sie mir, Herr Doktor, an keinem feuerspeienden Berg sind Sie auf Ihrer Weltreise vorbeigekommen, von dem ich nicht gewünscht habe, daß er Sie verschlucken möchte! Und kein Schiff haben Sie bestiegen, das ich nicht liebend gern in den Grund gebohrt hätte — und nie in diesen

letzten drei Jahren, wenn ich meine blasse Schwester ansah, hörte ich auch nur eine Sekunde auf, zu bedauern, daß jener morsche Fensterladen, der uns damals auf dem Pfänder aus der Hand glitt und die erste Schuld an unsern Beziehungen trug, Ihnen nicht direkt auf den Schädel gefallen ist! — so jammerschade das ja auch vielleicht für die Wissenschaft gewesen wäre!" fügte sie milder hinzu.

„Sie sind sehr offenherzig!" sagte er, „aber freilich — unter Verwandten —"

Er ging.

Was hätte er auch zu seiner Entschuldigung sagen können? Das, was in seinem Bewußtsein stand als Rechtfertigung seines Handelns, das begriff eine Cilly doch nicht, so wenig sein Vetter es begriff, so wenig die meisten andern es hätten verstehen können! —

Das lag festbegrüudet in seiner Natur, seinem Temperament, in seiner thörichten Gewissenhaftigkeit, die ja zwar eine unbequeme Abart angeborenen Edelmutes war, aber ihm nun sein Schicksal verdarb.

Er schritt eilig dahin, als müsse er etwas einholen, was unwiederbringlich verloren war.

Ja, wenn er noch durch eine thörichte That, durch einen bösen Schritt, eine vorschnelle Handlung sein Glück verpfuscht hätte — wenn etwas Greifbares, Aktuelles dabei gewesen wäre, das nun so recht verständlich als Grund des Verlustes in seiner Erinnerung stände.

Nichts von alledem — wie ein Theaterstück ohne

Höhepunkt, ohne rechte Entwickelung lag sein Dasein da — eine verschleppte Handlung war in allen Akten, gerade als ob es dem, der das Drama schrieb, selber überdrüssig geworden wäre, einen so entschlußlosen, langsamen Helden zu bearbeiten.

Er war sonst so oft zufrieden gewesen mit sich selbst, seiner hübschen Persönlichkeit, seinem rechtlichen Thun und Denken. Jetzt fiel ihm der Eisblock ein, von dem Cilly gesprochen — und er fror in Gedanken an sich selbst.

Wie flau und leer das auslief, was im warmen Alpensommer so hell und heiter begann . . .

Damals strichen ihm die Kinderhände der beiden Larholtz so nahe über das Gesicht — und jetzt hatte er nicht vermocht, eine von diesen Händen zu fassen!

Nicht verscherzt hatte er sein Glück in blinder Leidenschaft, wie wohl andre — nein! Thörichter noch, hatte er es — ein ewiger Cunctator — nur verzaubert!

Hauenstein

Es schlug zehn — draußen von der Domuhr der Hauptstadt, drinnen von dem zierlichen Schreibtisch-chronometer des Junggesellenzimmers. Draußen raste der Herbststurm über die Linden; drinnen prasselte das Kaminfeuer, breitete die lohenden Arme aus und leuchtete über all den bunten Luxus ringsum. Indifferent war dieser Luxus; man merkte Dekorateur-ideen, Modegeschmack ohne selbständigen Zusatz; nur zweierlei besaß einen Hauch von Individualität, eine Art Zusammenhang mit dem Bewohner, die zwei einzigen Bilder, die von den Wänden sahen — rechts jener flammenumlohte Napoleon aus dem Brüsseler Musée Wiertz, jener irdische Entthronte, der wie ein König der Hölle, mit ungerührtem Blick seine blutige Thatenskala überschaut — links ein schwimmendes Felseneiland, unendlich ruhevoll, mit einem Zuge klassischen Heidentums und dem berühmtesten Cypressen-dunkel: Böcklin's Toteninsel.

Als es zehn schlug, trat jemand ein. Eine orden-besäte Exzellenz war es, der jene vielbeneideten roten

Generalsstreifen an beiden Seiten trug, die heutzutage in so manchem Leutnantstraum als Sehnsuchtsziel emporglühen. Er kam von der Tafel, von der Gunst der Großen, von der bewunderten, hellen Lichtseite seiner Existenz.

O, es war etwas Berauschendes um solch eine Carrière, wie er sie gemacht! Dies stete Emporklimmen von einer Staffel zur anderen, unbeirrt, festgewollt — am Anfang ein schlichtes Dutzenddasein, ein Schicksal, mit hundert Anderen gleichgeteilt — am Schluß der Nimbus der Berühmtheit, des Glückes, die Wonne eines durchgesetzten Willens, der Genuß des eigenen bewundernswerten Selbst! Er trat an den Tisch, seufzend, denn der Stoß von Briefschaften erzürnte ihn; er hatte Ruhe gewollt; was da zu ihm aufschaute, sah nach Arbeit aus. Unwillig stöberte erin den Dienstsachen; er kannte die Siegel! Arbeit, Arbeit! bis spät in die Nacht. Da, was war denn das? Eine Todesanzeige, ein schwarzgeränderter Brief? erschrecken tat er nicht; er hatte weder nahe Verwandte, noch sonst jemand, der ihm nahe stand — aber schneller griff er doch danach als nach dem anderen. Er riß das Couvert auf und las: „Franz von Hauenstein, Hauptmann a. D., im Alter von zweiundfünfzig Jahren . ." Zweiundfünfzig Jahre? hm! Hauenstein hätte so gut noch sehr lange leben können . . allerdings, Vergnügen am Leben, wie sollte er das noch gehabt haben, er mit seiner mißglückten Karriere, so mannigfaltigem Fiasco?

Hm — hm — er warf die Anzeige auf den Tisch, kleidete sich um und begab sich an die Arbeit.

Es schlug elf. — zwölf; ohne Pause saß er an dem Schreibtisch, den Kopf in die Linke gestützt, lesend oder mit eiliger, großer Handschrift Worte auf das Papier werfend.

Sein Gesicht hatte wenig Mienenspiel, nur daß der scharfe Blick der Augen zuweilen noch durchdringender wurde als gewöhnlich, dabei kalter und starrer; ein Denkerkopf, aus dem der Verstand deutlich in jedem Zuge sprach; Lippen, Liebesworten fremd, wie zum Kommandoruf geformt; ein schöner Mann trotz alledem, eine Heldengestalt fast, so groß und breitschultrig, aber einer von denen, an die es nicht gut ist „die sichere Hütte seines Glücks zu lehnen, gelockt von ihrer gastlichen Gestalt" — der Typus der modernen Karriere, der man sich ganz zu opfern hat, ganz abzuschwören allen Nebendingen, Illusionen, kurzum, all' dem gefühlvollen Tand . . .

Nach Mitternacht war er fertig. Er schloß das Pult und trat zum Kamin, sich die Hände zu wärmen. Ein Blatt war auf den Teppich gefallen, ihm gerade vor die Füße. Er hob es auf — „Franz von Hauenstein, Hauptmann a. D." las er noch einmal. Ja! wie die Wege doch auseinandergehen! wie schnell man vergißt! Das waren Jahre her, daß er zum letzten Mal an den armen Hauenstein gedacht hatte . . . Er setzte sich neben das Feuer und lauschte seinem Geprassel.

Jahre waren es her, daß er ihn zuletzt gesehen — auf einer grün angestrichenen Bank im Stadtholz von H., eine wunderliche Gestalt, die jeder in der Stadt kannte, der die Straßenbuben zuweilen nachliefen, für die gute Menschen ein Wohlwollen hatten, strenge Menschen ein Achselzucken. Er selbst kam damals mit zwei Offizieren vom Manöverterrain, frühmorgens, als der Thau noch auf den Moosen lag. Er hatte gerade glänzend „abgeschnitten“; die Majestät hatte ihn mit höchsteigenen Lippen belobt und die schlanken Cäsarenfinger vom Pferde zu ihm herabgestreckt. Der Stolz schauerte noch in ihm nach und das Bewußtsein des Ich durchrieselte ihn wie eine schöne Wohlthat — da stand die grüne Bank am Wege. Ein Sonderling in verschabtem Überrock fuhr empor und grüßte; er sah es halb, griff gedankenlos an die Mütze und schritt dahin.

„Sahen Sie den?“ fragte neben ihm der Adjutant. „Das war auch einer, der früher zu uns gehörte! man sollte es kaum glauben. Siebzig focht er mit bei Mars-la-Tour. Er war aus bester Familie, aber wunderlich war er von je; Ordre parieren mochte er nicht; dichten tat er und solchen Unsinn. Dramen schrieb er, und sie fielen ihm durch — ja, wie kann man auch! Möglich, daß meine Dramen auch mißglückten, wenn ich welche schriebe, aber daß ich keine schreibe, das ist eben meine Tugend! Man hat ihn dann als Hauptmann pensioniert, und nun ist er eine der lebenden Uhren von H. geworden,

geht jeden Tag drei Mal durch den Stadtpark, unfehlbar pünktlich, und wer H. kennt, kennt auch den Hauenstein. Ein guter Kerl mag er sein, aber dienstuntauglich war er jedenfalls."

„Hauenstein?" der große Offizier, der dem schnellen Geplauder des rotköpfigen Adjutanten lässig gelauscht hatte, horchte gespannt auf. Er wandte sich hastig um. Vor der grünen Bank stand der Besprochene, die lebende Uhr von H., und sah den Schreitenden nach mit einem merkwürdigen Blick, halb Stolz, halb Kummer.

„Ja, Hauenstein," sagte der Adjudant.

Der andere zauderte. Alte Zeiten fielen ihm ein, zwei hellblaue Augen sahen aus der Vergangenheit zu ihm herauf, träumerisch, dienstuntauglich, aber gut und fromm — die Augen des Kriegskameraden von Siebzig, der neben ihm stand im Kugelgewitter von Mars-la-Tour . . . Sollte er ihm nicht die Hand drücken im Vorübergehen?

Nein! der Impuls verflog. Was sollte er ihm die Hand reichen, dem Hauptmann a. D., der sich unmöglich gemacht hatte durch das Ridikülste, was es giebt, durch Tragödienschreiberei und Bühnenfiasko, der die Auspizien seiner Jugend thöricht verleugnete und sich Leben und Karriere verpfuschte wie ein Kind oder ein Thor . . . Und der jugendliche General reckte seine hohe Gestalt martialisch empor wie einer jener brandenburgischen Denkmalshelden, die auf den Berliner Plätzen stehen, stolz und gewaltig, in jener

historischen Pose, in der sie zur Berühmtheit empormarschiert sind . . .

Das waren Jahre her — seitdem hatte er nichts mehr von Hauenstein gehört, nicht mehr an ihn gedacht. Man hat heutzutage wenig Zeit für Personalia, wenn man ein großer Mann werden will. Geradeaus geht der Weg der Karriere, duldet keine Abschweife, kein Verweilen und Umschauen. All das verpaßte Glück, ungesungene Lieder, ungeträumte Träume, die daneben stehen, an denen es blind vorbeizuhasten gilt, all die Blumen, deren Duft man nicht trinken darf, muß die Wonne aufwiegen, die am Ziele winkt. Jenen wunderlichen Wanderern gleichen diese Streber des Erfolges, die beim Berganschreiten nicht rechts noch links schauen, um erst oben die Landschaft zu genießen; an umbuschten Aussichten stürmen sie vorbei, die in ihrem intimen Reiz viel schöner sind als droben das volle Bild — aus den rauschenden Quellen trinken sie nicht — die duftenden Beeren pflücken sie nicht — und oben angelangt atmen sie auf, sehen sich um und sind zu abgespannt von der ruhelosen Hast, zu müde zum Genuß.

Ihm fiel ein, wie Franz von Hauenstein ihm einst mit solchen Ideen kam; sie lagen im ersten Manöver, blutjunge Leutnants, nebeneinander im Bivouak. Die Kriegsknechte schnarchten ringsum; zuweilen rief ein blonder Friese im Traum den unmelodischen Namen seiner fernen Liebsten, zuweilen schüttelte sich in den Zweigen ein schlummermüder Vogel. Oben brannten

die Sterne. Franz schwärmte zu ihnen hinauf und phantasierte wachend; er war ein hübscher, blühender Mensch damals, mit einem Minnesängeranflug, wie er eigentlich längst aus der Mode sein sollte und doch noch zuweilen, selbst in Regimentern, auftaucht.

„Laß doch die Sterne!“ rief er damals dem Träumenden zu. „Was gehen sie uns an? wir wollen lieber daran denken, auf diesem Planeten einen guten Weg zu machen. Das liegt näher und ist vernünftiger.“

„Vernunft!“ lachte der andere; man sollte Dir dies Wort aus dem Lexikon nehmen! was ist ärmer auf der Welt als Vernunft!“

„Sie ist die Hauptsache —“

„Armer Curt! Du weißt gar nicht, wie arm Du bist!“ rief Hauenstein.

„Ich will weiterkommen!“ versetzte er und hüllte sich fester in den Soldatenmantel. Das Lagerfeuer schimmerte über ihn hin; seine jugendlichen Züge zeichneten sich rötlich gegen die Nacht; der andere starrte sinnend in sie hinein. „Zwanzig Jahre bist Du alt,“ sagte er, „und mit dem Schwärmen schon zu Ende! eine Schülerflamme hast Du gehabt — das war alles; ich wette, fortan schwärmst Du höchstens noch für Napoleon —“

„Und für gutes Essen!“ warf der andere spöttisch ein; „Du weißt, ich bin Epikuräer!“

„Das könntest Du in zwei Jahrzehnten auch noch werden! bis dahin versuche es doch anders. Laß die Zeit nicht vergehen! Du könntest dich sonst

später nach Chimären sehnen, wenn ihre Tage hinab sind.“

Der vor dem Lagerfeuer zuckte die Achseln. „Ich habe keine Lust zu Thorheiten; sie verpfuschen nur die Karriere. Ich brauche meine Kräfte für andere Dinge und bin haushälterisch mit ihnen. Ich will mich nur im Dienst aufreiben; das Übrige geht mich nichts an.“

Franz Hauenstein seufzte. „Karriere!“ sagte er, „o, über die böse Zauberformel!“ er redete noch lange, so eindringlich er vermochte, aber der Freund schwieg. Da nahm er sein Notizbuch und schrieb Verse — ja, ein halber Narr war der Hauenstein von jeher gewesen!

Jahrelang blieb ihr Weg derselbe; zuweilen trennte sie ein Kommando; wenn sie wieder zusammenkamen, freute sich Hauenstein, aber der Kamerad wurde mit jedem Jahr einsilbiger, gleichgiltiger. Er tanzte ungern, er amüsierte sich nie; er war immer der gleiche, der nüchterne Vernunftsmensch, der viel schwieg und selten lachte, der Streber, der den vorgenommenen Weg zielbewußt emporging. Dann kam der Krieg, die lange, bange, schöne Zeit — zuletzt Mars-la-Tour. Sie fochten nebeneinander — der blasse Hauenstein, der Sonne und Sterne zu lieb hatte, als daß er gleichgiltig dem Kugelregen entgegenging, dessen Augen deutlich aussprachen, was die Lippe verschwieg: die Pein der Todesnähe, ein kaltes Grauen vor dem Flügelschlag des nahen Sterbens — und der andere,

dem mitten im Pulverdampf dasselbe überlegene Lächeln den Mund umzuckte, das er im Theater für geistreiche Wendungen hatte, bei der Offiziersmesse für Gefühlsergüsse verliebter Kameraden. An jenem Tage war es, daß Hauenstein den verwundeten Freund aus dem Getümmel trug und im Weggraben barg, vor dem Hinstürmen reiterloser Rosse den Blutenden schützend, daß in dem Augenblick, als er den Kameraden niedergleiten ließ, eine sausende Kugel ihn traf und zu Boden warf. Der Schrei, den Franz Hauenstein damals ausstieß, der Schrei eines Menschen, der das Leben lieb hat und nicht früh gewaltsam scheiden mag, war der letzte Laut gewesen, den der Freund noch wie aus weiter Ferne vernahm — bleierne, dumpfe Ohnmacht sank über beide -- die Schlacht tobte neben ihnen weiter — mit rauschenden Fittichen schwang sich allmählich der Sieg aus den Blutlachen empor — das Ende kam, die Nacht, das finstere Bild der leichenvollen Wahlstatt — die Freunde verschlummerten alles.

Der General dachte scharf zurück.

In den beiden Hauptscenen seiner Jugend stand jedesmal Franz Hauenstein neben ihm — damals in der finsteren Stunde von Mars-la-Tour, später in der hellsten, der Rückkehrstunde in die Heimat, beim Einzug in die jubelnde, mit üppigen Kränzen geschmückte Garnison. Wie schön das war, durch das Vivat der jauchzenden Menge hinzureiten, von hundert feuchten Augen gefolgt, Augen, welche die großen Geschichten

der Kriegszeit staunend von jenen Gesichtern lasen, die unter geschmückten Helmen lachend zu ihnen hinab-sahen — Helden sie alle, die mitgetafelt hatten am seltenen Bankett, das Viktoria ihren Söhnen gab — sie alle von dem allgemeinen Glücksnimbus angestrahlt, den Preußens Armee sich mit ihrem Herzblut er-kämpfte!

Franz Hauenstein ritt an jenem Tag neben ihm, noch blaß, die Wunde noch unvernarbt an der Schulter, auf der die weiße Binde lag. Wie niedergedrückt von einem großen Schmerz senkte er den Kopf; er konnte nicht sprechen, Thränen standen ihm in den Augen; er dachte der Opfer, die dieser große, kühne Rausch gekostet, und die Schatten zahlloser Gefallener ver-finsterten ihm das Bild. In dem Freunde aber saß verkörpert auf dem sicherschreitenden Braunen der Stolz des Sieges in seiner äußersten Selbstgewißheit, der Mann des Erfolgs, der nur des Ziels gedenkt, der Preuße, wie er nach einundsiebzig in tausend Exemplaren emporgeschossen ist, aufrecht und schneidig, zur typischen Figur werdend für sein Jahrhundert.

Von da ab gingen ihre Wege auseinander. Der eine blieb, wie er immer gewesen, zufrieden, unpraktisch und unverändert, zurückbleibend hinter der weiter-stürmenden Zeit, der andere aber schritt fort mit ihr, ein beneideter Springer, dem die Übersprungenen in bewunderndem Groll nachsahen, ein Streber im kühnsten Sinne, einer von denen, welchen heutzutage das Glück gehört . . .

Ein Zufall führte sie wieder zusammen. Bei einem Regimentsfest in H., zu dem er aus der Hauptstadt hergereist war, stand der jugendliche Oberst, Cercle machend in einem Kreis schmeichelnder Damen und ehrfurchtersterbender Militärs.

Der Krieg lag bereits ein Jahrzehnt zurück; man hatte längst andere Dinge zu denken als ihn. Der Rausch war verflogen; der geistige Schwung von damals hatte jenem lahmen Flügelschlag Platz gemacht, mit dem jetzt das gesellige Leben mechanisch von Monat zu Monat flattert.

Da trat Hauenstein auf ihn zu. Die Hand des Kriegskameraden streckte sich unbefangen nach ihm aus; das wohlbekannte, weltfremde Lächeln mutete ihn an wie etwas Warmes, Liebes — aber zugleich streifte sein kritikgewohnter Blick die ganze Gestalt. Nein, das war nicht der stramme Preuße der Nachkriegszeit, mit dem die Schneidigkeit gleichsam geboren scheint. Das war in erster Linie ein Mensch, in zweiter erst Offizier — nicht umgekehrt, wie es doch hätte sein müssen! Die Uniform hing ihm nachlässig über die schmächtigen Glieder; seine Sprechweise hatte etwas so langsam Gedehntes, nicht kurz und prompt, wie das Reglement will. Er übersah das alles mit einem Blick; ja, so war es also doch wahr, was er gehört, daß Hauenstein immer unbrauchbarer werde im Dienst; ja, so sah ein Mensch aus, der gedankenlos in den Tag lebt und alberne Nebendinge trieb, die ihn „um die Ecke" bringen konnten.

Sie wechselten ein paar flüchtige Worte. Die Zeit des großen Springers war kurz bemessen. Excellenzen haschten nach seinen Worten und Prinzen ließen ihre Gunst regnen auf ihn; erst nach dem Souper trat er noch einmal zu Hauenstein.

„Wie geht es Dir?" fragte er ihn mit jener auf der Hand liegenden Gemeinplätzigkeit, die er, der seinen Geist für wichtigere Dinge schonen mußte, in Unterhaltungen stets zur Schau trug.

„O, es könnte mir gar nicht besser gehen!" sagte Franz mit leuchtenden Augen.

„Wie, nicht besser? ich höre — Du —" die Albernheit wollte ihm kaum über die Lippen — „Du schreibst Stücke?"

„Ich habe auch meinen Ehrgeiz! er liegt nur auf anderem Gebiete als der Deine."

Der Andere sah sehr ironisch drein. „Erlebnisse wie Mars-la-Tour verpflichten!" sagte er streng. „Ich begreife nicht, wie man sich mit solch nutzlosen Chimären abgeben kann!"

Da wurde Hauenstein ernst. „Ich möchte nicht leben ohne sie!" entgegnete er. „Siehst Du, für all' Deine Orden gäbe ich keine einzige meiner Chimären hin. Mein Gott! der bunte Rock hier macht doch nicht alles aus, wenn man nicht unter den blanken Knöpfen noch etwas Anderes trüge!"

„Das Bewußtsein des Ich!" sagte der Mann vor ihm.

„Nein, das meinte ich nicht — aber Du und ich

werden uns jetzt nicht mehr verstehen, unsere Wege sind zu verschieden —"

„Gott sei Dank!" es entfuhr dem andern fast, und er fügte begütigend hinzu: „Du solltest am Ende doch einsehen, daß man auf anderem Wege weiterkommt."

Ein junger Prinz, der jüngste Secondleutnant des in H. garnisonierenden Reiterregiments, umfackelte den großen Gast bereits länger wie ein Irrlicht. Hauenstein sah, daß seine Zeit abgelaufen war. Da schaute er dem alten Kameraden noch einmal voll in's Gesicht und sagte halb begütigend, halb entschuldigend: „Laß mich doch!"

Das prinzliche Irrlicht zog seine Kreise enger — sie sprachen sich niemals wieder . . .

Hauenstein ging ein Jahr später richtig „um die Ecke". Man hatte irgendwo seine Tragödie aufgeführt; es war ein großes Fiasko gewesen, das den Namen des Autors nicht den Göttern entgegentrug, sondern ihn lächerlich machte. Unter den Kameraden vergab ihm das keiner; eine Schlechtigkeit war ja nicht dabei, aber das Ridiküle ist immer das Schlimmste, und — Idealisten sind so abgeschmackt! Sie kannten ihn nicht mehr, sobald der Hauptmann a. D. den bunten Rock auszog. Eine seltsame Existenz wurde aus ihm, eine lebende Uhr, deren pünktlicher Lebenslauf anderen die Stunden wies, eine typische Figur für die Stadt, in der er wohnte. Was er sich selber war, das wußte niemand. Wer fragt nach Idealen, noch

Sie wechselten ein paar flüchtige Worte. Die Zeit des großen Springers war kurz bemessen. Excellenzen haschten nach seinen Worten und Prinzen ließen ihre Gunst regnen auf ihn; erst nach dem Souper trat er noch einmal zu Hauenstein.

„Wie geht es Dir?“ fragte er ihn mit jener auf der Hand liegenden Gemeinplätzigkeit, die er, der seinen Geist für wichtigere Dinge schonen mußte, in Unterhaltungen stets zur Schau trug.

„O, es könnte mir gar nicht besser gehen!“ sagte Franz mit leuchtenden Augen.

„Wie, nicht besser? ich höre — Du —“ die Albernheit wollte ihm kaum über die Lippen — „Du schreibst Stücke?“

„Ich habe auch meinen Ehrgeiz! er liegt nur auf anderem Gebiete als der Deine.“

Der Andere sah sehr ironisch drein. „Erlebnisse wie Mars-la-Tour verpflichten!“ sagte er streng. „Ich begreife nicht, wie man sich mit solch nutzlosen Chimären abgeben kann!“

Da wurde Hauenstein ernst. „Ich möchte nicht leben ohne sie!“ entgegnete er. „Siehst Du, für all' Deine Orden gäbe ich keine einzige meiner Chimären hin. Mein Gott! der bunte Rock hier macht doch nicht alles aus, wenn man nicht unter den blanken Knöpfen noch etwas Anderes trüge!“

„Das Bewußtsein des Ich!“ sagte der Mann vor ihm.

„Nein, das meinte ich nicht — aber Du und ich

werden uns jetzt nicht mehr verstehen, unsere Wege sind zu verschieden —“

„Gott sei Dank!“ es entfuhr dem andern fast, und er fügte begütigend hinzu: „Du solltest am Ende doch einsehen, daß man auf anderem Wege weiterkommt.“

Ein junger Prinz, der jüngste Secondleutnant des in H. garnisonierenden Reiterregiments, umfackelte den großen Gast bereits länger wie ein Irrlicht. Hauenstein sah, daß seine Zeit abgelaufen war. Da schaute er dem alten Kameraden noch einmal voll in's Gesicht und sagte halb begütigend, halb entschuldigend: „Laß mich doch!“

Das prinzliche Irrlicht zog seine Kreise enger — sie sprachen sich niemals wieder . . .

Hauenstein ging ein Jahr später richtig „um die Ecke“. Man hatte irgendwo seine Tragödie aufgeführt; es war ein großes Fiasko gewesen, das den Namen des Autors nicht den Göttern entgegentrug, sondern ihn lächerlich machte. Unter den Kameraden vergab ihm das keiner; eine Schlechtigkeit war ja nicht dabei, aber das Ridiküle ist immer das Schlimmste, und — Idealisten sind so abgeschmackt! Sie kannten ihn nicht mehr, sobald der Hauptmann a. D. den bunten Rock auszog. Eine seltsame Existenz wurde aus ihm, eine lebende Uhr, deren pünktlicher Lebenslauf anderen die Stunden wies, eine typische Figur für die Stadt, in der er wohnte. Was er sich selber war, das wußte niemand. Wer fragt nach Idealen, noch

dazu, wenn jemand sie unter einem so abgeschabten Rock trägt?

— — Es schlug eins. Der General hatte lange geträumt, der alten, vergangenen Jugendfreundschaft seinen Obolus bezahlt. Todesanzeigen sind ein so gutes Memento für vergeßliche Kameraden.

Zweiundfünfzig Jahre war er geworden, als eine plötzliche Krankheit ihn niederwarf — ein früher Tod, aber allerdings! was hätte der arme Hauenstein noch zu leben gehabt? es war besser so . . . Er suchte das Couvert, in dem die Anzeige lag, um sie wegzuthun, aufzuheben. Die Erinnerung an Mars-la-Tour trug Schuld, daß er sie nicht verbrennen mochte; da fiel ihm ein Brief aus dem Umschlag entgegen; er öffnete — es war Hauensteins Schrift. Ein Zettel lag dabei von fremder Hand. Der Bitte des nun Verstorbenen gemäß werde einliegender Brief, den dieser wenige Tage vor seinem Tode geschrieben, an die Adresse übersandt.

Er trat an's Feuer zurück. Wie seltsam ihn das anmutete, dies unmittelbare Pfand von dem Vergessenen! Er las:

Lieber Curt! Laß mich noch einmal so Dich nennen, obschon die Kluft, die von jeher zwischen uns lag, immer breiter geworden ist. Nun kommt der Tod dazu und reißt sie noch weiter, aber wenn der dazwischen steht, darf ich wohl, was ich lebend nicht

mehr wagte, noch einmal die Hand ausstrecken nach Dir!

Leb wohl, Curt! Denke noch einmal mein — dann verlange ich es nie mehr.

Als Du zu letztenmal an mir vorbeigingst — im Stadtholz war's — hätte ich gern ein Wort von Dir gehört. Ich wagte es nicht, Du weißt, weshalb: ich war ja ausgeschlossen von Deinesgleichen! Hab Dank, daß Du Dich noch einmal nach mir umgewandt hast! ich bin immer so stolz auf Dich gewesen, auch, wenn ich Dich nicht begriff. Wie Du höher, höher stiegst und immer höher, sah ich Dir bewundernd nach und freute mich, einst auf demselben Schlachtfeld neben Dir niedergesunken zu sein. Du hast zu meinem Glück gehört, und, Curt; ich war immer sehr glücklich! Keine Stunde in meinem Leben, die mir nicht eine Freude brachte, kein Weg ohne Blumen — ich habe alle gepflückt; weitergekommen bin ich da zwar nicht beim Wandern . . .

Nicht einmal, daß die Mitwelt den Beifall mir vorenthält, hat mich gekränkt. Ich weiß, einmal kommt er doch! nach meinem Tode werden andre Menschen meine Werke lesen und mich verstehen. Wie Firdusi wird der Ruhm mich suchen — wenn ich nicht mehr bin.

Diese letzte Chimäre steht am Endthor meines Lebens; sie macht mir das Hindurchgehen leicht; ich weiß ja, jenseits wartet kein finsteres Thal! dort werden Chimären Wahrheit.

Leb wohl, und wenn Deine Stunde kommt, scheide auch Du so leicht und fröhlich, das Herz voll von Erinnerungsglück!

Franz Hauenstein.

— — — Also doch! Franz Hauenstein war glücklich gewesen — auf seine Weise! Lange hatte dem General nichts Eindruck gemacht; dies aber bewegte ihn. Wie konnte das sein? Er stand grübelnd da. Sterbende lügen nicht. Das war alles Wahrheit. Und er? Zum erstenmal hielt er Umschau, hinter sich, vor sich. Da war alles, wie er es gewollt, klar, bestimmt, zielbewußt — aber . . . Der dienstuntaugliche Hauptmann a. D., den man ausgestuft hatte, weil man ihn für einen Narren hielt, der mit seinem bittenden „Laßt mich doch!" abzweigte von der Heerstraße, auf der die anderen gingen, glücklich gewesen war er — trotz allem! Und gab es denn in seiner Erinnerung eine Stelle des Glückes? er suchte und suchte . . . das volle Menschenglück, gemischt aus Illusion und Traum, für Unsinn hatte er es gehalten sein Leben lang. Arm war er, unendlich arm! Erfolg und Ehren, ja, die hatte er erreicht! Blumen und Sterne hatte er übersehen. Durch das Leben stürmte er auf der Bahn des Ehrgeizes, nicht fragend nach dem Vergangenen, nicht glaubend an das Zukünftige, ein Vielbeneideter und doch ein Bettler!

Sein Blick fiel auf den brennenden Napoleon — das war sein Abgott gewesen, sein einziger! Er er-

schrack fast und flüchtete zu dem anderen Bilde. Da wurde er ruhiger. Er starrte in das tiefe Dunkel der Cypressen, glaubte die Wellen spülen zu hören um die Toteninsel . . . Ah bah! seine Nerven hatten ihm einen Streich gespielt, weiter nichts! fort mit der Empfindsamkeit . . . und er warf Franz Hauenstein's Brief in die Flamme, während das rote Licht wie mit magischem Hohn lebenswarm um seine blaßgewordenen Züge glitt.

Das Loos des Schönen



„Ich weiß es, Clara, daß Du mich jetzt nicht begreifen wirst; aber von den fünf Akten der Lebenstragödie hast Du kaum den ersten beendet. Wer kennt sein Schicksal? vielleicht, daß Dich das Deine dennoch aus der Enge heraustreibt — und wenn Du die Weite kennst, die Welt, das Leben — nenne es wie Du willst! — dann wirst Du mich verstehen, so mit einem Schlage, wie die plötzlichen Offenbarungen kommen, wie man den Himmel offen sieht, wie man die Sirene singen hört, so plötzlich, wie vor mir einst das ganze Kartenhaus der Dressur und Gewöhnung zusammenbrach . . .

Aber dann sollst Du nicht sagen können, daß ich es nicht der Mühe wert hielt, Dich verstehen zu lehren, obschon ich weiß, daß Du es jetzt nicht kannst.

Nein, Du kannst nicht! Es ist etwas in Eurer schweren, langsam hinwehenden Nebelluft, das Euch verbietet, einen Schritt außerhalb der Bahn zu machen, in die Ihr gehört. Das Herkömmliche ist Euer Tyrann

und die Tradition Euer Halseisen. Ihr geht in Ketten bis zum Grabe und Ihr tragt sie freiwillig. Aber es ist kein Heldenmut dabei; Ihr seid nur zum Abstreifen zu schlaff. Ihr arbeitet lebenslang auf der Galeere. Die „Pflicht“ ist Eure Galeere, eine Art Pflicht, die Ihr selber ersonnen habt, die niemand von Euch verlangt — am wenigsten der, der Euch Eure Seelen gab!

Seelen sind da, daß sie in Freiheit fliegen sollen zum Morgenrot — nicht, um geknechtet hinzusterben, ohne je recht gelebt zu haben!

Ihr seid vortrefflich — das ist wahr! Ich habe zeitlebens wie ein Sünder an Eurem Tisch gesessen, aber wie ein verkappter, mit der Miene der Heiligkeit und tausend ernstlichen Absichten zu werden wie Ihr! Eine Kindheit lang habe ich die Last aufgedrängter Wohlthaten auf den Schultern getragen, unter Eurer Güte mich hingequält, genommen und immer genommen, weil ich selber nichts zu geben hatte, und dann, als Ihr das Facit ziehen wolltet, stimmte die Rechnung nicht! Eins war beim Aufstellen der Tabelle vergessen, daß ich noch ein anderes Ich besaß, als jene Art zu sein, zu der Dankbarkeit mich allein hätte verpflichten sollen . . .

Das ist sehr schlimm: eine Rechnung, die nicht stimmt, und man nennt es Betrug.

Du hast Dich von mir gewandt wie die andern, und ich habe an Dir meine Braut verloren.

Damit ists aus. Der Rubikon fließt zwischen

zwischen uns. Ich versuche nicht, ihn zu überbrücken, aber ich rufe von einem Ufer zum andern Deinen Namen herüber und rufe mein hoffnungsloses „Begreife mich!“ über die Wogen.

Es klingt wie eine Litanei. Ich hasse nachgerade die Einförmigkeit. Trotzdem noch einmal: Begreife mich, Clara, wenn Du kannst!

Das Meer rauscht heute stärker als sonst. Das macht der Wind; er trägt das Getöse grade über den Deich und fächelt uns damit die Gesichter. Ich hasse dieses freudlos graue Meer! Blau müßte es sein, von jenem tiefen, fabelhaften Blau, wie es die Gestade von Korfu umschmeichelt, oder auch grün, nixengrün, wie die Augen der Bergseen im Hochgebirge — nur nicht so grau, so tief und öde, so erbarmungslos einförmig! Auch andere Lieder müßte es singen; wozu dieses Bardengebrüll? Giebt es nicht die Lieder von Chios? oder die von Sorrent? Läßt sich denn nicht ein Echo von den Melodieen in Mode bringen, die am Goldenen Horn nächtlich flüstern? So etwas müßte sich doch importieren lassen!

Ich hasse Euer Meer! warum hat es mich ausgespült, an Euren Strand geworfen, dem Fischer in den Weg, der abends nach Strandgut ging? und dann dem braven, alten Mann in die Hände, der seinen Sohn begraben hatte und ein himmlisches Geschenk, eine Entschädigung in dem armen, zappelnden Wurm zu sehen meinte? Ohne das läge ich jetzt leblos unter Korallen, und die Nixen flüsterten mir die Märchen

zu, die ich hätte erleben können — und die ich nun doch nicht erlebe.

Sie haben mich immer wie ihr Kind gehalten, Deine Eltern — selbst als nach fünf Jahren Du geboren wurdest, das fremde galt Deinem Vater grade so viel wie das eigene. Ich wußte das Geheimnis nicht; ich lebte gedankenlos hin; ich schlief bei Nacht und träumte bei Tage, und alles, was ich um mich sah, war mir selbstverständlich . . .

Da raunte ein alter Fischer das Geheimnis in meine zwölfjährigen Ohren. Mit einem Mal gab das Leben mir ein Rätsel auf, aber ich empfand es nicht als Schmerz, nur als Seligkeit; ich fühlte mit einem Mal, daß ich kein willenloses Anhängsel anderer Menschen, daß ich ein Mensch für mich war — ein Mensch mit seinen Rechten! Zugleich überkam mich eine grenzenlose Dankbarkeit für meine Wohlthäter, und als sie mir am Konfirmationstage selber die Wahrheit sagten, fiel ich ihnen um den Hals und liebte sie wie nie wieder etwas und wie nichts auf Erden . . . Ich schwur mir, ihnen alle Güte zu vergelten, ihr Werkzeug zu bleiben — so lange ich konnte.

Es war gut, daß ich damals gleich diese Klausel einschob — war ich Hellseher? Jetzt kann ich nicht mehr. Damals schwelgte ich im Gefühl eines grenzenlosen Opfermuts — es war so hoch, aus Dankbarkeit für seine Wohlthäter das Beste hinzugeben — es überströmte mich jener über menschliches Maß hin-

ausragende Fanatismus, der dem Abraham die Hand führte, als er Isaak zum Opfersteine trug — und im selben Augenblick fühlte ich auch, daß mehr mit meinem Ich hinzugeben war, als mit dem von tausend andern, daß irgend ein Können in mir steckte, eine Flamme, ein Talent. Ja, wenn ich der größte Harfenspieler der Welt gewesen wäre und es hätte nur eine Harfe auf Erden gegeben — nur die meine — ich würde sie in jener Stunde ins Meer geschleudert haben auf eine Bitte von ihnen . . .

Zentnerschwer lastete der einzige Kummer auf meinem Gewissen, den ich den alten Leuten je gemacht, die Stunde, als ich mit kindlicher Hand ein heidnisches Satyr-Antlitz an das Thor des Pfarrhofes gemalt hatte, ich, der zum Geistlichen bestimmte Sohn des alten Predigers. Ich sehe ihn noch vor mir, den Faunkopf mit dem Mephistozug, der so plötzlich, von meinen Knabenfingern hervorgezaubert, in die graue Stadt, zu dem nordisch trüben Himmel aufgrinste. Und ich hielt damals für eine schwere Sünde, was nichts anderes war als die erste Probe eines Könnens, eines ungeahnten Könnens, dem niemand Daseinsrecht zugestand und das doch bei jedem Zufall nach Leben und Gestaltung drängte.

Nein — ich bin kein Betrüger! Ich habe Jahre hindurch gekämpft, die Rechnung richtig zu begleichen, wenn es doch nicht gelang, so haben unentrinnbare Mächte ein anderes Facit gewollt, jene Mächte, die Ihr leugnet, aber an die ich glaube, weil sie sich

mir überall offenbaren — in der Luft, auf der See — in jeder Blüte, im Säuseln jedes Wipfels — überall in der Natur.

Ihr glaubt der Natur nicht. Ihr glaubt nur der Bibel! Weißt Du nun, warum der Rubikon zwischen uns fließt?“

* * *

„Seltsam, zu denken, daß wir uns einst so nahe waren — damals, als Dein Vater Deine Hand dem scheidenden Pflegesohn in die seinen legte. Du warst der Preis, nach dem ich ringen sollte — Du, die mit blonden Haaren halb erschreckt vor mir stand, Du, die den Bruder in mir verloren und den Verlobten zur selben Zeit in mir gefunden hatte und noch nicht mit diesem Wirrwarr in Ordnung kam.

Ins Leben, auf die fernen Universitäten, ins unsichere Gedränge wilder Kameraden sollte mir Dein Bild folgen, ein Talisman vom Norden. Wir glaubten alle, daß es so kommen müsse — Dein Vater mit seiner noch nie getäuschten Sicherheit, daß alle Uhren richtig gehen, wenn man sie nur pünktlich aufzieht, Deine lächelnde Mutter, die noch nie etwas Unberechenbares sich begeben sah, Du, weil Du mich liebtest, und ich, weil ich mit dem besten Willen nur wollte, was Ihr wolltet!

Thor, der ich gewesen! hätte ich nicht immer wissen

können, daß Euer nordisches Meer zu grau für mich war und Du zu blond?!“

* * *

Meine Herkunft, dies „am Strande gefunden sein“ ist so unendlich wenig originell. So wurde schon Moses im Schilf gefunden: klein, hilflos, ganz der Gnade derer anheimgestellt, denen er zufällig vor die Füße trieb. Das war vor Jahrtausenden. Und heute bedient sich das Geschick noch genau derselben Wendungen. Es ist so wenig erfinderisch, gerade als sei ihm beim Anbeginn eine Reihe von Formen zur Verfügung gestellt, die es nun in jedem neuen Säkulum mechanisch genau wieder durchzunehmen hat. Nur die Variationen werden schlechter. Wenn man bedenkt, daß es schöne, ägyptische Königstöchter waren — schlanke, braunhäutige Frauen mit Makart-Augen und Haaren schwarz wie die Finsternis — zu denen der kleine Moses zuerst die Augen aufschlug! Mich fand ein wettergebräunter Fischer . . . gewiß, seine Hände rochen nach Thran, und seine Augen hatten jenen gläsernen Ausdruck der Fische; stempelt doch jedes Handwerk alle, die es erdulden! und ein barmherziger Christ nahm mich in sein Haus, in sein braves, frommes, kaltes Haus.

Wie ich ihn geliebt habe, den alten Mann, mehr als alles, mehr als Dich, Clara. Du kennst Deine

Mutter, sie war mir niemals hold. Der Findling ersetzte ihr den gestorbenen Sohn nicht und ich weiß, seit Du zur Welt kamst, hat sie mir die warme Stelle am Herde mißgönnt. Früher litt ich darunter und jetzt empfinde ich es als Wohlthat. Ich rechne so leicht mit ihr ab, ich habe sie nicht enttäuscht, denn Gutes erwartete sie nie von mir . . .

Aber er! . . . hätte er weniger Liebe an mich verschwendet, so drückte mich jetzt meine Schuld weniger zu Boden.

Schuld? —

— Wie komme ich auf das Wort? Es ist von keiner Schuld die Rede, von Thatsachen nur, die fremde Mächte für mich geformt. Ach, ich fühle, Eure schweren Nebel lasten auf mir, sie drücken mich zu Boden, sie machen mich ungewiß . . . und die Ungewißheit ist es, die ich am wenigsten brauchen kann.

Denn Clara, wenn die Minute kommt, wo ich schwankend werde, wo ich nicht mehr glaube, daß es mein Recht ist, was Ihr meine Schuld nennt — in der Minute renne ich doch in mein Verderben!

Wohlverstanden: ich meine nicht etwa in das Meer. Niemals würde ich mich in so graue Fluten stürzen, wo ich weiß, daß es Alpenströme giebt, schäumende, krystallklare und blaue, sonnenlichtüberflimmerte Seen, und fromme, grüne, südliche Wogen, denen es sich gewiß so leicht und gut ans Herz sinken läßt. Ich

meine, wenn ich von meinem Verderben spreche hineinrennen in das Dasein, wie Ihr es für mich wollt!

Tausend andere könnte es beglücken, mich nicht. Ich bin Künstler, weiter nichts! alles andere zu werden, erkaufte ich nur mit Halbheit, und soll ich meine Selbstachtung für Euch morden? Verzeiht mir, wenn ich das noch wenigstens überlege!

Das Loos des Alltags ist nicht mein Loos — ich habe anders gegriffen, aber Ihr vergeßt, daß man mit verbundenen Augen unwissend den verhängnisvollen Griff thut, daß man unverschuldet zu einer Niete kommen kann — und zum Gegenteil!

Ach, hätte ich doch das Loos gezogen, das Ihr wollt!

Dann reiste ich jetzt auf die Universität zurück, studierte zu Ende, käme heim und würde erst die Stütze meines Wohlthäters und dann sein Nachfolger im Amt. Ich heiratete Dich und stiege jeden Sonntag auf die Kanzel und redete von meinem eigenen Glauben zu der andächtig lauschenden Gemeinde — und die Jahre würden hingehen über die Stadt und meinen Scheitel, — einen nach dem andern würde ich hinausgeleiten an die stille Stätte und endlich mich selber zu ihnen betten, ein alter Mann mit ergrautem Haar, von seiner Gemeinde beweint, von seiner Gattin und seinen Kindern . . .

Ich wollte das — aber ich habe es nicht gekonnt! Ich kann mein Leben nicht hinlaufen lassen wie eine

Geschichte von Franz Hofmann! Was sollte denn aus der Größe werden, die ich in mir fühle? Aus diesem andern Ich, das leben und schaffen will, dem ich nie den roten, daseinsfreudigen Mund verhalten könnte, das immer in mein bestes Streben hineinrufen würde: „Ich bin auch noch da!“

Tausend Dinge, die man für das Schlimmste hält, sind gar nicht so schlimm, denn es giebt immer noch eine Steigerung. Das Schlimmste ist eine Begabung, die sich nicht ausleben kann — glaube mir! Aber wie solch ein niedergezwängtes Talent einem in den Fingern zuckt — Du ahnst es nicht! Das sind Qualen, gegen die jene schrecklichen Marterscenen fast erblassen, mit denen die blutige Geschichte des Christentums geschmückt ist.

Ich habe niemals nach Größe gestrebt — aber sie kam zu mir und rührte mir die Stirn mit dem Lorbeerzweig. Hätte ich mich wehren sollen? Es war ja so schön! . . .

Und dann: es lag tief in mir. Wer weiß, woher ich stamme? Ich bin aus Zigeunerblut oder ein Jahrmarktskind, das man beim Fortziehen vergaß — ich habe nie, selbst als Knabe nicht, den Ehrgeiz gehabt, von einer bösen Fee aus vornehmer Märchenwiege geraubt zu sein; ich habe nie auf den goldenen Wagen gewartet, in dem Eltern, die sich endlich auf ihre Kinder besonnen haben, diese reuig zurückzuholen pflegen in Ammengeschichten und Bilderbüchern. Ich glaube, daß ich der Hefe des Volkes entstamme, und

ich rühme mich dessen. Mein Adel liegt in meinem Können, und mein Können ist groß. Mein Name soll sich die Welt erobern und ich werde der Ersten einer sein — und wenn auch zehnmal ein schmutziger Jahrmarktskarren mein Vaterland war! Von irgend woher ist doch etwas Himmlisches in meine Seele gekommen! ich fühle so viel Licht in mir, so viel Sonnenland, so viel Daseinswärme, so viel hellenische Freudigkeit.

Und ich soll verurteilt sein, unter Euch Nazarenern zu leben? Und Ihr wollt die Verantwortung auf Euch laden, die Werke zu vernichten, die ich schaffen kann und noch schaffen werde? Wie Ihr unfehlbar Euch fühlen müßt, daß Ihr so etwas wagt. Wißt Ihr, daß Ihr nicht viel anders seid als die Bilderstürmer, die alles Schöne und Heilige von den Altären stürzten? Oder als der griechische Barbar, der marmorne Götter zerschlagen ließ, oder als der schreckliche Omar, der die Schätze von Jahrtausenden in die Flammen stieß . . .

Woher habt Ihr den Mut, etwas so Ungeheures, so unmenschlich Grausames zu thun? Leitet Ihr ihn aus dem Recht ab, das Ihr an mich zu haben meint durch Eure Wohlthaten? Habe ich denn diese Wohlthaten gewollt? Nein, sie sind mir aufgeladen worden, ungefragt. Die Bürde fremder Güte ist mir um den Hals gehängt, und sie ist nun der Stein, der mich hinabzieht. Und Ihr verdammt mich, weil ich unter der Last dieses Steins keuche, und ich renne mir die Stirn ein an Eurem Unverständnis.

Ja — wenn Ihr mich doch verstehen könntet! Es gab doch Menschen, die es thaten, meine fernen Freunde, meine Gönner und meine Abgötter da unten — das selige Volk in den lustigen Städten, das so unbesorgt durch die Tage jauchzte und so ansteckend hinjubelte, bis ich mit zu jubeln begann. Und jene da haben mich die Dinge anders zu schauen gelehrt.

Wer ein fremdes Menschenleben in sein Haus nimmt, trägt eine große Verpflichtung mit dem kleinen Wesen an seinen Herd; nicht nähren und kleiden muß er es allein — nein, die Möglichkeit geben muß er ihm, das Leben, das er eigenmächtig einem Wehrlosen gerettet, auch zu ertragen, ihn nicht in ein unmögliches Fahrwasser hineinzwängen, in dem er nicht schwimmen kann . . . Nicht die Wohlthaten in Anschlag bringen soll er, sondern der Verpflichtung sich bewußt sein; sonst überschreitet er die Grenze seines Rechts.

Dressur thut viel — aber einmal kommt das Angeborene doch zum Vorschein! und es ist unberechenbar bei Kindern, deren Woher niemand kennt. Das ist es, weshalb ich Euer Meer nur dann lieb habe, wenn es die Deiche, die ihr bautet, zerreißt. Ihr habt kein Recht, freie Gewalten einzuzwängen, und wenn Ihr es Euch dennoch anmaßt, so ist es Eure Schuld, daß die Flut Euch mißachtet!

So hattet Ihr auch kein Recht auf mich. Und trotzdem trug ich Eure Ketten freiwillig; eure Liebe machte mich zum Sklaven, wo es Euer Wille nie gekonnt hätte. Ihr zürnt, daß diese Ketten von mir

fielen, und ich staune, daß es nicht schon früher geschah."

* * *

„Ich schreibe in der Nacht. Eben ist das letzte Licht in Eurem Hause erloschen; ich sehe es aus dem Fenster meiner Schrägkammer trotz der vielen Gärten, die dazwischen liegen. Es war gut, daß ich nicht unter Eurem Dache blieb — wie hätte ich da arbeiten können? Hier ist es still. Tagüber nichts als Vogelgezwitscher und zuweilen eine lachende Kinderstimme, fein und hell, zarter als das Geschmetter der Drossel im Eichbaum. Nachts nur das ferne Brausen des Meeres, einförmig, aber unausgesetzt, eine Litanei, welche die Natur nie abbrechen wird — ein Lied ohne Ende . . .

Es sind gute Arbeitstage. Wie mein Bild auf der Leinwand wächst! Es blüht unter meinem Pinsel auf — die dunkle Bläue des abendlichen Meeres, der aufsteigende Vollmond, gelb und riesig, eine geheimnisvolle Scheibe, und in der Mitte, auf glatter Klippe emporgestiegen, das Seegespenst, die arme Meerfrau mit dem Schlangenleib und den Menschenaugen. Sie liegt im Dunkeln — nur ihr Schuppenleib glänzt und die Krone, die sie so hoheitsvoll trägt auf den langen, schwarzen, nassen Haaren.

Aber es ist nicht nur Hoheit in ihren Zügen — es ist auch Schmerz darin — eine Sehnsucht, die sich

nie erfüllen wird, irgend etwas Unnennbares, das sich nicht in Worten sagen läßt, vielleicht, weil sie überhaupt nicht reden kann, das arme Meerweib. Am Ende ist das ihr Schmerz?!

Aber wer ist es, nach dem sie sich sehnt? Ich weiß: es muß ein Mensch am Strande stehn und zu ihr hinüberschauen, grade so wie sie zu ihm — so sehnsuchtsvoll, so todestraurig und voller Liebe! Und in den Augen des Menschen muß es liegen, deutlich gesagt, wie er es so sicher weiß, er, der Herr der Vernunft, daß sie nie zusammenkommen, er müßte sich denn in die Wogen stürzen, und dann hätte sie ihn nur tot. Und er macht sich das alles klar — er kann sich nicht einbilden, daß ein Wunder ihn retten wird — denn er ist ein Mensch, der alle Illusionen verloren hat. Aber es muß auch in seinem Blick stehen wie eine ferne, irrsinnige Möglichkeit, und das muß dem Bilde etwas Beängstigendes geben, etwas nervös Beunruhigendes der Gedanke, er könnte dennoch einmal zu ihr hinüber wollen! viele Nächte wird er es so nicht mehr aushalten! . . .

Es giebt etwas, das man die Kühnheit der Verzweiflung nennt. Das Meerweib kennt sie nicht — die kennt nur Trauer und Sehnsucht; die größere Qual ist immer dem Menschen aufgespart.

Und über die ganze Tragödie muß der Vollmond sein gelbes, ruhiges Licht gießen — und ein großartiger Zug muß über die Wogen gehen und hinter dem Lorbeergebüsch mag ein Satyr vorgrinsen und sich

des Unheils freuen, das hier wieder einmal die Liebe angerichtet hat.

Der Mensch bin ich — und die Meerfrau ist meine Göttin, das Heidenweib mit seiner klassischen Ruhe und dem unergründlichen Blick. Ihre Haare sehen so dunkel aus. Ich wette aber, fällt die Sonne darauf, so sind sie rot. Ich habe sie immer so geliebt, diese roten Haare. Sie sind der goldene Glorienschein, mit dem die Natur ihre Lieblingsgesichter einrahmt.

In dieser Stadt giebt es nur eine Frau mit roten Haaren — und das ist eine Verfemte. Wenigstens Ihr nennt sie so. Sie wohnt gegenüber in der Villa. Wenn ich mittags von meiner Staffelei seitwärts blicke, so sehe ich sie zuweilen im Garten stehn. Sie ist sehr einsam; sie ist der Seeluft wegen hergekommen oder um etwas zu vergessen. Ich glaube mehr das letztere.

Ihre roten Haare inspirieren mich — mein Bild wächst . . . ich fühle, daß es wird, daß ich ein Künstler bin — und nicht der geringste. —“

* * *

„Quält mich nicht und laßt mich meiner Wege gehn! aber nicht von Eurem Zorn begleitet, nicht wie eine neue Wiederholung der alten Geschichte vom verlorenen Sohn!

Mißbraucht die Stimmung nicht, in die mich Eure Thränen und diese Nebel gebracht haben, ich bin schon

jetzt nicht mehr ganz ich; es zerrt allerhand Halbheit an mir herum; ich sollte gradeaus gehen und schiele dennoch nach rechts und links. Laßt meinen letzten Versuch nicht scheitern! Wenn mein Bild fertig ist, rufe ich Euch, es wird lauter zu Euch sprechen als ich, und Ihr werdet einsehen: das ist wert, nicht unterzugehn! Und Ihr werdet mich ziehen lassen, ohne Groll —

Oder aber — ich mag nicht daran denken. Wenn auch dies Bild nichts vermöchte! dann, o dann verstehen wir uns so wenig, daß es hohe Zeit wird, den ganzen Irrtum zu lösen. Dann brauche ich Euren Verlust nicht einmal mehr zu beklagen . . .

Ich will ja nicht Dich, Clara — ich will nur den Frieden. Du wirst einen andern glücklich machen und er wird es verdienen. Ich habe jedem Recht an dich längst entsagt. Die ich lieben kann, die muß Feuer in den Augen haben und flammende Haare, und nachts muß sie auf einem Fels im Meer liegen und mich anschauen — fern und unerreichbar. — Alles, was sich erreichen läßt, ist mir zu alltäglich. Ich liebe nur das Unerreichbare . . .

Verstehst Du mich, Clara? Nein — wie solltest Du auch?

Ich bin krank, und was ich schreibe, ist vielleicht nichts als die Idee einer müde gehetzten Phantasie — vielleicht! — vielleicht aber sind meine Worte auch Notschreie einer geknechteten Seele, eines mißhandelten Ichs! und wenn dieses Ich wert war, sich auszuleben, seinem Drange nachzugeben, dann wehe denen, die es

daran verhindert! Die Menschheit hat eine große Schuldforderung an diese zu stellen, denn sie betrogen die Welt um ein Talent . . ."

* *
*

„Ich arbeite alle Tage und schreibe des Nachts. Dabei verzehrt mich glühendes Heimweh nach dem Leben. Dies Atmen jetzt ist die peinliche Erwartung vor einer Entscheidung — Leben ist es nicht — leben thue ich jetzt nur vor der Staffelei, aber die hellen Stunden sind hierzulande so spärlich und die Sonne so bald hinab! Und die arbeitslosen Minuten schleichen so langsam! Nachts schäumt jedesmal die grüne Isar durch meine Träume — die Wipfel der Anlagen zittern im Licht — über die ganze Königstadt flutet der Frühling — auch in das buntschimmernde Atelier, wo der Meister vor seiner Leinwand sitzt —

Er ist noch jung. Seine Züge sind kühn geschnitten. Über der ganzen Gestalt liegt die Weihe des frühen Ruhmes. Er hat niemals zagend getastet und ergrübelt, wie er wohl schaffen solle; mit beiden Füßen ist er auf den Kampfplatz gesprungen; er brauchte sich keine Bilder zu suchen — er trug sie schon fertig hinter seiner Stirn — und dann gab er ihnen Gestaltung und sie gingen hinaus in alle Welt wie die Jünger des Herrn, um den neuen Messias zu verkündigen.

Er war der Neueste der Neuen. Die banale Freudlosigkeit der letzten Ära schwand dahin. Neue Welten regierten auf der Leinwand. Der Himmel Griechenlands blaute wieder, nnd selige Gestalten schritten unter seinem Licht hin, Kinder der Natur, wie sie kein Alltagsauge sieht, aber der Blick der Begnadeten . . .

Wie mir zu Mute wurde, als ich znm erstenmal vor dieser neuen Welt stand, als die Offenbarung über mich kam, daß die Ära, die grade ihr Zepter schwang, meine Ära sei, daß die Sterne des Tages grade in dem ihr Können suchten, was auch mein Können war; — und ich, der Student der Theologie, der aus Erlangen kam, der bisher alles freie Denken krampfhaft niederzwang unter die Gesetze einer vermeintlichen Pflicht, sah mit einem Male unvermittelt, unvorbereitet den aufgetürmten Kalifenschatz nnd fühlte plötzlich, wie von einer Eingebung durchzuckt, wo mein eigentlicher Platz war: mitten zwischen jenen Meistern, mitringend, mitkämpfend, ein Reicher, der den großen Schatz noch zu vermehren kam!

Gesucht habe ich diese Erkenntnis nie, und wenn ich sie vorher einmal ahnte, so bin ich vor ihr geflüchtet — in die Arbeit hinein, in den Ernst des Strebens — in die Bibel.

Das war leicht, solange ich in der nordischen Universität gewesen war, in jener „grauen Stadt am Meer“ — einer Stadt wie die, von der Storm sang . . . Es lag eine ernste Schwere über allen Dächern; sie beugte die Kronen des Walls, sie zeichnete müde Linien auch

in die jungen Gesichter, sie wogte mit den Wellen zum Ufer, und selbst die großen Schiffe hatten etwas schwermütig Steifes, wenn sie so langsam und gleichmäßig über das Wasser glitten. Es war ganz die Atmosphäre, in der ein Mensch das zu werden vermag, was er nicht will, die Rolle zu spielen, die ihm nicht liegt. Die Art, wie das Leben dort über das Stadtpflaster ging, machte einem mit jedem Stundenschlag klar, wie unendlich gleichgiltig des einzelnen Menschen persönliches Glück ist.

Ja, wenn ich immer in der „grauen Stadt" geblieben wäre, in jenem einförmigen Pflichtendasein, das als einzige Unterbrechung die Ferienreise zn Euch bot, das Pfingst- und Weihnachtsfest in Eurer Mitte — der kalte Pfingsttag, an dem Schneegetriebe die Frühlingsblüten verhöhnte — das eisige Weihnachten, wo es mir trotz des Lichterbaums vorkam, als seien deine Hände, Clara, noch kühler geworden in dem halben Jahr . . .

Und doch lasse ich nichts auf dies Weihnachtsfest kommen — ich stand wie mit einem geheimen Schatz in Eurer Mitte, den keiner ahnte, weder daß er da war, noch wie schwer ich ihn errungen hatte. Mein gutes Gewissen war dieser Schatz, ich hatte die ganze Zeit nichts als meine Pflicht gethan, ich hatte nicht das kleinste Bild entworfen, nicht die flüchtigste Skizze, und der Malertraum meiner Kindheit lag begraben unter dem Bewußtsein dieses rechtlichen Gewissens . . .

Und doch sehne ich mich nicht nach diesem Gefühl zurück — es erfüllt mich heute mit Ingrimm. So weit also vermag ein Mensch den andern zu knechten! wenn sich nicht der Zufall erbarmt, kann es für ewig brachliegen in ihm, was groß ist und eigentümlich, und keine Strafe giebt es dafür. Im Gegenteil, bestraft wird nur der, der sich auf seine Rechte besinnt. So sind die irdischen Gesetze . . .

Aber meiner erbarmte sich der Zufall! Ihr hieltet mich für fest genug, auch in dem andern Leben Euer Werkzeug zu bleiben; so kam ich nach Erlangen.

Erlangen ist steif und ordentlich gebaut und das Äußere der Häuser schon atmet Gelehrsamkeit. Man kann fleißig dort sein und fromm, aber man kann es für zweierlei halten: für eine Hochburg der Theologie und für eine frohe, süddeutsche Stadt. Es giebt zweierlei Menschen dort: ernste, schweigsame Denker, die jede lachende Umgebung übersehen, weil sie den Blick nur nach innen gerichtet haben zu den Fragen des Glaubens, an denen sich das Begriffsvermögen so hülflos wund stößt — und lustige Kameraden giebt es dort, junge, lebensfrohe Gesichter mit jenen Schelmenlinien, die der leichte Sinn in die gebräunten Wangen zieht.

Ich verirrte mich zu letztern und war von Stund an für den andern Teil verloren. Und der Vergleich dieser geteilten Menschheit ließ mich klar werden über mich selbst. Ich begriff, daß mein bisheriges Ich nur Verstellung war, Dressur, Unnatur . . .

Zum ersten Mal betrachtete ich mich mit meinen Augen im Spiegel.

Ich hadre nicht mit dem Schicksal, daß es mir grade diesen Kopf zwischen die Schultern setzte, aber ich will die Natur nicht verpfuschen. Auf eine Kanzel paßt dieser Kopf nicht; er hat keine Begabung für jene allgemeine, gütige Milde, die ich bei alten Pfarrherren so oft aus tiefem, staunenden Herzen bewunderte. Es muß ein anderer Ausdruck hinein, sonst ist es der Kopf eines Heuchlers, eine Illustration zum Faust, „ja, wenn der Pfarrer ein Komödiant ist, wie das denn wohl zu Zeiten kommen mag.“ Solche Gesichter wie meines müssen Grund haben, ins Leben hinauszulachen, nach Thorheiten auszusehen und nach bunten, steigenden Seifenblasen, sonst sind sie abscheulich, jede Linie Verstellung und das Ganze eine Karrikatur.

Ich begann aufzumerken. Ein jeder blickte mich verwundert an, wenn er meinen Beruf erfuhr. Nun ja, er saß mir so wenig wie ein schlecht gemachtes Kleid. Ich paßte eben nicht zu ihm, äußerlich nicht und weniger noch im Innern.

Da bin ich bei dem Punkt, der mir immer der schwerste im Leben war, an dem ich mir zahllose Nächte lang das Hirn zergrübelte! Man kann jedes Handwerk erlernen und fast in jeden Beruf kann man sein Ich einbiegen, daß es nicht zu unerlaubt an die Grenzen stößt, aber es ist unmöglich, einen Glauben zu predigen, mit dem man selber nicht ins klare kam und nie kommen wird. Vorgeschriebene Satzungen

nachmurmeln, das kann man. Ist man sich aber dabei der Falschheit bewußt, so wird man daran zum Sünder. Ich bin kein Heide, aber ich glaube an die Fabel von den drei Ringen, darin liegts!

Du wendest Dich ab, Clara, aber sage selbst: hätte ich die etwa predigen sollen? oder etwa immer das Gegenteil von dem sagen, was ich denke? Gordische Knoten sind dazu da, daß sie zerhauen werden. Besinnst Du Dich so schlecht auf Deine Weltgeschichte?

Ich habe mir das nicht zuerst gesagt — andere thaten es, und mit so lauten, überzeugenden Stimmen, daß ich hören mußte. — Eine Frühlingsnacht wars in Erlangen. Ich besinne mich noch genau. Die Schatten der Gartenbäume fielen durch das offene Fenster auf meine blaugetünchte Zimmerwand und tanzten an ihr entlang, schwankten träumend hin und her, wenn draußen der Wind ihnen die Wipfel bewegte. Ich saß am Tisch vor dem Karton, den ich mir am Morgen gekauft, die Kreide in der Hand. Die kleine Lampe goß ihr ärmliches Licht über uns beide, über den Karton und mich. Und ich zeichnete den Traum der letzten Nacht. Den fernen, südlichen Klippenstrand, den ich nie gesehen, außer im Traum — das Cypressendunkel, das den Tempel umschattete, und die weiße Gestalt der Priesterin, die mit Opferkränzen gegangen kam. Bis der Morgen tagte, zeichnete ich — dann schlief ich über dem Karton ein.

Was konnte ich dafür, daß mich so die Freunde fanden, daß sie das Bild sahen — und bewunderten?

Es war mein erster Erfolg. Und nicht von urteilslosen Laien kam die Bewunderung, nein, von Menschen, die ihr Leben lang von allem umgeben waren, was die Kunst schuf und vermochte; Menschen, die groß geworden zwischen Bildern und Museen, deren Jugend die Devise hätte tragen können: ‚und Marmorbilder stehn und sehn mich an.‘

So wenig wie ich der letzte bin, war ich der erste, den ein plötzlicher Erfolg berauschte. Er nahm mich gefangen, ganz, bis in die verborgenste Phase. Das Bewußtsein des Talents kam über mich wie eine himmlische Wohlthat, ein Mannaregen, und ich gab mich diesem Drange hin, ich lauschte dem Sirenengesang, ob er auch von Inseln tönte, an denen ich hätte vorübersegeln sollen — aber ich war kein Odysseus, der sich weislich die Ohren zuhielt. Und so kams!

Acht Tage später war ich in München, im Atelier des Meisters. Ich stürzte mich in die Arbeit, alles gelang und es waren selige Wochen. Und dazu die Bewunderung, das Lob der Freunde, das eigene Gefühl des Könnens, Flügelschläge heranschwebender Größe, ich wie ein Seliger vor meiner Staffelei, zum erstenmal ein Glückskind, geboren zur rechten Zeit, in den Tagen neuen Aufschwungs zum alten Schönheitsideal, das den andern abhanden gekommen, von hundert Zufälligkeiten verwöhnt, die mir leicht machten, was sonst dem Neuling so schwer wird, von Freundeshänden mitten in den Kreis geführt, der mich als Bruder aufnahm. Dazu nun all dies Glück, der

sonnengoldige Rahmen der wunderbaren Stadt, das Rauschen der Isar, die Lebensfreude, die schmeichelnd kam und alle Rückzugsgedanken wegblies.

Dann, als ich ganz entschieden war, schrieb ich Euch von der Unmöglichkeit, zu werden, was Ihr wolltet, von meinem stolzen Hoffen, von schneller Anerkennung und Zukunft. Ich weiß, es kam plötzlich, ich hoffte auch nicht auf ein unbeschränktes Ja, ich erwartete Vorwürfe, Bitten, alles

Statt dessen nur ein kurzer, kühler Befehl zur sofortigen Heimkehr.

Und ich gehorchte. Der Pflichtbegriff knechtete mich noch einmal, und mit meinem halbvollendeten Bild reiste ich zurück. Ich hoffte Euch zu überzeugen. Du weißt, was dann kam, welche Auftritte! Wie Ihr Euch von mir wandtet, wie Ihr mich ansaht bei jedem beschwörenden Wort wie einen rettungslos Verlorenen, der absichtlich einem Abgrund zutaumelt, die Mutter und Du und zuletzt auch er, mein Wohlthäter!

O, daß ich das erleben mußte, verstoßen zu werden um das Beste, was man hat! Ich will jener Stunden nicht mehr gedenken — — ich muß von Euch gehen, aber ich kann es nicht mit Eurem Fluch. Meine Worte sind ohnmächtig, nun soll mein Bild reden. —"

* * *

„Es ist sehr schwer, in dieser häßlichen Welt das Schöne zur Geltung zu bringen. Warum freuen sich

denn die Menschen nicht, wenn es an ihnen vorüberschwebt? Weil es ein Eindringling ist und nicht ihresgleichen!

O, es ist wahrlich leichter, Schablone zu sein! Da sitze ich nun, wie ein Grieche unter Barbaren, eine Schönheitswelt im Herzen, aber keiner will von ihr wissen, keiner.

Doch! jemand —

Als ich gestern Abend vom Strande heimkam, lag eine Blume vor meiner Staffelei, eine bleiche, duftende Narzisse. Und neben dem sanften Wohlgeruch der Blüte schwebte noch ein anderer Duft durch die arme Kammer, ein leiserer noch, fast schon verschwimmender.

Ich weiß nicht, was für ein Parfüm die Frau mit den roten Haaren über ihre Batisttücher gießt, ich weiß nur, daß sie am Nachmittag Narzissen im Gürtel trug. Vielleicht war sie da, das Haus ist Sonntags leer und alle Thüren offen. Ob sie wohl verstanden hat, was die Meerfrau denkt und träumt? Ich glaube fast: ja!

Wenn ich zu ihr hinüberginge . . .

Aber nein, ich will das denen im Pfarrhof nicht anthun. Und erfahren würden sie es gleich. Man hat so scharfsichtige Augen in dieser kleinen Stadt, und wer erzählt nicht gern Geschichten! Viele leben ja einzig davon! Wie schlimme Dinge werden sie von mir erzählen! Ich lese es manchmal in ihren Blicken, wenn ich abends am Deich an jemand vorübergehe, ich lese es, wie sie mich richten. Und das eine Mal,

als ich vormittags ins Gehölz ging. Die jungen Mädchen, die singend geschritten kamen in hellen Kleidern. Das Lied brach bei meinem Anblick ab, und dann dies scheue Vorüberweichen, diese niedergeschlagenen Augen. Nur eine blinzelte mich an, die letzte, kleine, rosige, aber mit einem Ausdruck des Grauens . . .

Geht nur, ich thue Euch nichts, Ihr seid wahrhaftig nicht mein Genre! Aber ich weiß, wofür mich jedermann hier hält, selbst die alten Schulkameraden, die mir ausweichen, wenn sie können. Mich wunderts kaum, wenn mir der Hauswirt nächstens das Logis kündigt, ich bin ja ein Fahnenflüchtiger, ein Deserteur. Ob ich dann nicht am Ende doch zu den roten Haaren hinübergehe? Wir passen gut zusammen, wir zwei Verfemte! — —"

* * *

„Ich liebe dieses Land nicht, aber jetzt kommen die warmen Nächte. Der Juli wird heißer und heißer, und wenn ich die kalten, dürftigen Farben der Tagesbeleuchtung nicht sehe, kann ich mich bei Sternenschein an südlichere Küsten träumen, zumal, wenn die Ebbe kommt und das Meer so stillberuhigt daliegt und fast zärtlich ans Gestade plätschert, während Nixengesang aus der Tiefe tönt. Daß sie singen können im Wasser! Sie spielen vielleicht nur die Harfe wie der arme König Harald Harfagar . . .

Es ist nachts so einsam auf dem Deich; zuweilen fährt ein großes Schiff vorüber; wie eine Lichterkrone zieht es über die Wellen und ich träume, daß es ein Wikingerschiff sei, das von Sizilien kommt, um nach Delos zu fahren, durch blaue, griechische Gewässer . . .

Zuweilen gehe ich auch abends in den Wald, er liegt landeinwärts von der Stadt, eine halbe Meile weit. Er ist halb zivilisiert und häßlich; gebahnte Wege kreuzen ihn in Rundungen; Butterbrotspapier liegt vor frischgestrichenen Bänken, und man fühlt überall, daß dies Reich Kindermädchen gehört und Schreihälsen. Es geht eine plebejische Atmosphäre durch die Buchen, und diese selber stehen fast verlegen da, als wollten sie um Verzeihung bitten, daß man sie so entweihte.

Aber die andere Hälfte, der Teil, zu dessen Zivilisation die Verschönerungskasse der Stadt noch nicht die Mittel auftrieb! Das ist Natur, unverfälschte, echte. Es geht ein urwaldmäßiger Charakter durch das Ganze. Die Bäume recken ihre Arme, wie sie wollen, durch die Luft. Die Eichen fassen den Birken in das Haar, und der Epheu schlingt seine vielhundertjährigen Liebesarme unverwehrt um jeden Stamm. Dazwischen schimmert die Distel auf, die winterfeste Tochter des norddeutschen Waldes, immergrün wie die Tanne im Weihnachtslied, und das Farrnkraut breitet seine Fächer über den Moosteppich, und alles schlingt und windet sich durcheinander in ungezügelter Wildheit.

Oben bricht Himmelsbläue durch die Farbenskala von Grün, unten flammt das gelbe Rot der Fliegenpilze, der giftigen Rosen des Waldes, und am Rande schimmert zwischen glatten Kiefernstämmen die Heide auf, über der schon ein leis violetter Duft liegt, unabsehbar, mit dem fernen Horizont in Eins verschwimmend.

Es giebt nichts Erhabneres als diese Abendtinten des Himmels vom Walde aus zu belauschen, diese sanften Röten, die so zart und fleckenlos über dem Lande stehen, das durchsichtige Blaugrau und die großen Wolkenbilder, die wie das Vorspiel nächtlicher Träume die Luft durchziehen. Oder der Sonnenuntergang, wenn das große Feuer hinter dem Walde steht und alles mit italienischer Farbenglut übergießt!

Wie oft sah ich als Kind diesem Schauspiel zu, und wenn ich dann im Moose lag, kam es über mich wie Träumerei und ich glaubte, nahende Schritte zu vernehmen, und es kam näher und näher — seltsame Fabelwesen, rätselhafte Tiergestalten mit großen, verzauberten Augen, stumme Frauen, die wie Blumen aus dem Dickicht blühten. Oder zuweilen auch tolles Volk, Faune und Satyrn, grinsende Zentauren, lachende, rothaarige Dryaden.

Und wie mir zumute war, als ich diese Kindheitsvisionen dann plötzlich wiedersah auf den Bildern großer Meister, hineingezaubert in goldene Rahmen, umstanden von einer verwunderten Menge, die sich entzückte oder entsetzte an dieser ungekannten Fabel-

welt. Daran will ich denken, wenn mich hier das Elend übermannt, ich, der ich jetzt des Nachts in den Wald schleichen muß, weil ich mich wie ein Verbrecher nicht ins Tageslicht traue . . .

Nur schlimm, daß das Vorhandene immer so viel stärkere Rechte hat, alles Abwesende verschwimmt doch im Nebel. Der Eindruck des Augenblicks fällt wie eine schwere Hand dem Menschen auf die Schulter, während die Eindrücke von früher wie Schatten vorüberziehen, wehmütig lächelnd, daß sie so wenig Gewicht mehr haben. Und sie waren doch einst so stark und frisch!

Was helfen mir die fernen Freunde, was die Worte, die ich einst gehört? Ich lebe jetzt unter dem Eindruck der Heimat und der Friede mit dem Vaterhaus fängt an, mir immer höher zu stehen. Ich bin krank — dies ist ein Symptom.

Rechtsgefühl kann es nicht sein, denn ich sündige ja damit an mir selbst, an der Schönheitswelt, die mir der Schöpfer ins Herz legte. Ein gewöhnliches Pfund durch das Dasein zu tragen, ist nicht schwer, aber ein Heiligtum sicher bewahrt durch das Gewühl der Menschen, die Tücken des Geschicks zu retten, das ist qualvoll schwer, um daran zugrunde zu gehen.

Aber mein Bild wächst trotz allem; wenige Tage noch und ich wage keinen Pinselstrich mehr. Nein, keinen Satyr auf dies Bild! Ich will den Mißklang

nicht deutlich machen. Ein blühender Rosenstrauch soll statt dessen seine Zweige schütteln . . .

Wenn mir doch nicht immer das Wort aus dem Faust einfiele: ‚Wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nicht erjagen!' — Sie legen manchmal all meine Hoffnungen brach — wie sollen sie fühlen? —"

* * *

Sonntag.

„Und alles ist vorbei — —

Glockengeläute weht über die Stadt, es klingt mir wie Hohngelächter. Da sitze ich vor meinem Bilde, ein einsamer, verstoßener Mann, hinter mir ein Riß, der mich trennt von allem, was meine Jugend war, von all den Händen, die meine Seele bilden, mein Ich zwingen wollten, getrennt von jener durch Jahre mich verfolgenden Liebe, an die ich nun nicht mehr glauben kann —, eine Liebe, die sich so wenig bewies!

Und während das Gewesene, losgelöst und abgetrennt, immer blasser hinter mir versinkt, strahlt mir im ganzen Glanz schönheitstrunkener Verführung die Zukunft entgegen, die ich mir erobern will. Ich fühle, daß ich gerettet bin, jetzt, nachdem der erste Schmerz ausgerast ist.

Eine bittere Stunde! all das Sonnengold des Sommersonntags vermochte sie nicht aufzuhellen.

Ich hatte Euch beide in mein Atelier gerufen,

Clara, und ihn. In Deinem schwarzen Kleide standest Du vor mir, ängstlich und blaß, die durchsichtigen Hände ineinander geschlungen und die Wimpern unruhig bewegt. Clara! von allen Mädchen der Erde warst Du vielleicht diejenige, die am wenigsten zu mir paßt! Und Dein Vater sah mich mit seinem großen, gütigen Blick an und ich — nahm die Hülle von meinem Bilde.

Sie glitt zu Boden, und das Bild hob sich zauberisch aus dem Zimmerschatten, und es schien die enge Kammer fast zu erweitern, und ein heiliger Schauer ging von ihm aus und drang mystisch in das grelle Tageslicht, das aus dem Garten hereinflutete. Die goldenen Augen der Meerfrau glänzten so sagenhaft und sehnsüchtig über die Wogen — sie war schöner, als ich sie je gesehen, je geahnt!

Und Ihr —?

O, ich will all die Worte meinem Gedächtnis nicht wieder abringen! mögen sie da schlafen für ewig, genug, wenn ich den bittern Bechertropfen einmal trank! „Gemaltes Heidentum!“ das wars, und darüber kamt Ihr nicht hinweg! Ich aber sah die Menschen, die ich am meisten geliebt, verständnislos stehen vor dem Besten, was ich geschaffen!

Soll das etwa eine Seele nicht zerreißen, dies ohnmächtige Gefühl, zu jenen Höhen, wo wir selbst Heimatrecht erlangten die Geliebtesten nie emporziehen zu können, weil sie nicht zu steigen vermögen? Andere an der Erde kleben zu sehen, wenn wir auf-

wärts fliegen? Man könnte darüber verzweifeln — wenn man ein Narr ist.

Es giebt gottlob Mittel, sich vor Verzweiflung zu schützen —, man kann gleichgiltig werden, ich will es.

O, dies erste, dumpfe Gefühl, als Ihr gegangen wart, als das letzte, zornige Wort des alten Mannes verklang. Ich hatte ihn nie zornig gesehen, ich glaube, es war sein Zorn, der mich so kalt machte. Ich stürmte aus dem Hause, landeinwärts, in den Wald. Kinderscharen zogen an mir vorüber, ja, so ist es recht! Den Wald mit Amoretten bevölkern! mit kleinen, rosigen Genien, wie sie auf Corots Bildern in lustigem Reigen hinschweben zwischen den Eichen von Fontainebleau! Von der Landstraße her klang das Lied eines Leiermannes, es mischte sich wie eine abgerissene Klage aus wunder Seele in das mittägliche leise Gesäusel der Wipfel.

Ich stürmte in das Dickicht hinein, auf ungebahnten Pfaden weiter und weiter. Da stand jemand vor mir, eine Frau in weißem Kleide, die mich mit verwundertem Schrecken ansah. Ihr Blick war wie eine Frage. Und ich griff mir in die Haare, ich fühlte dabei meine Wangen brennen, irgend eine Saite in meinem Herzen war eben vor dem Zerspringen. „Ich suche einen Menschen, der mich begreift!“ rief ich und stürzte weiter.

Die Vision verschwand — ich warf mich ins Moos und weinte, das war die Krisis. Als ich in meine

Kammer zurückkam, fühlte ich mich befreit. Ich war mir selbst wiedergegeben, mit denen im Pfarrhof hatte ich abgerechnet. Ich dachte ihrer nicht mehr, aber meiner Vision im Walde dachte ich. War es eine Dryas gewesen oder sie? In meinem Gedächtnis leuchteten noch die rotgoldenen Strähnen ihres Haares.

Als ich nachsann, ging die Thür auf und sie trat ein, im weißen Kleid. ‚Darf ich?‘ sagte sie und hub die Decke von meinem Bild. Dann sah sie es an — da hatte ich den Menschen, der mich begriff.

Es berauschte mich wie Seligkeit, ich legte den Kopf in die Hände. Da fühlte ich, wie ihre Finger mir über den Scheitel glitten. ‚Armer Knabe!‘ sagte sie, ‚oder nein, nicht arm, wer solches schaffen kann, ist reich.‘

Ich sank vor ihr nieder und verbarg mein Gesicht in die weißen Kleiderfalten; mir war, als läge ich vor meiner Mutter auf dem Knie, vor meiner rechten, unbekannten, ewig entrückten, als stände eine Schwester vor mir mit einer Seele wie meine Seele, mit Schwingen, die so hoch zu fliegen vermochten wie die meinen.

Dann saß sie im Stuhl und hielt meine Hände und redete lange auf mich herab und sagte, daß ich jetzt krank sei, aber in anderer Luft bald genug gesunden werde, daß ich mich nicht quälen solle um eine Schuld, die keine Schuld sei, daß sie jemanden wisse, der mein Bild kaufen und mich fortan beschirmen wolle, damit ich auch das werden könne, wozu ich die Kraft

hätte — ich dürfe mich um nichts sorgen, andere würden es jetzt für mich thun. —

Dann war sie gegangen. Glück, Du pochst also doch an meine Scheiben! Wenn mir dies Fieber nur nicht so heiß durch die Adern schliche . . .“

* * *

„Ich habe schwer geträumt — o, das Fieber! Wenn das nicht wäre! Sie schrieb mir, daß ich den Abend kommen solle; sie wollte mit mir des Bildes wegen sprechen.

Morgen reise ich. Es ist sengend heiß draußen und die schwere Meerluft macht die Glut unerträglich. Wenn doch ein Gewitter käme! Wenn ich doch schon fort wäre! Zuweilen ist mir, als ob ich — aber nein! nein! — —“

* * *

„Ich habe mich geirrt. Alles, was ich die letzten Tage that, geschah im Fieber! Ich war auf dem falschen Wege, ich habe es eingesehen und bin ihn zurückgegangen.

So — da steht mein Bekenntnis, nüchtern und wahr, ohne Randglosse und ohne Redeblume. Ich fühle, während ich schreibe, eine seltsame Kühle in mir. Merkwürdig, daß man über die Thatsache einer solchen

Umkehr nicht zu rasen vermag! Aber ich sehe allem ruhig zu, ja, und ich schäme mich kaum meiner Charakterschwäche. Für die Menschen, mit denen ich ferner in Berührung stehe, geht sie auch als sogenanntes Opfer Bewunderung heischend hin.

Gestern so, heute so — wie gern das Schicksal Fangball spielen muß, daß es seine Helden so schnell ins Gegenteil schleudert! Ob es ihm nur wirklich ein ernstliches Vergnügen gewährt, die Menschen mutwillig hin und her zu werfen, aus denen es bei besserer Behandlung gute Resultate hätte erzielen können?

Es muß selber einen sehr schlechten Charakter haben, das Schicksal!

Aber richtig: ich muß ihm dankbar sein, schon dafür, daß es mir hilft, seine Ketten jetzt so leicht zu tragen. Wirklich! sie belasten mich kaum, es ist ja besser so. Ich werde morgen in mein Vaterhaus zurückkehren und weiter thun, was sie wollen, bis zum Grabe.

Das ist unwiderruflich. Ich habe hier nur noch zweierlei zu thun, mein Bild zu vernichten und diese Seiten zu beenden. Das erste versprach ich, das zweite thue ich Kuriosums halber!

Mir ist, als blinzelte ich in die Zukunft: ich sehe einen blassen Mann im Pfarrhofzimmer sitzen, auf demselben Stuhl, auf dem heute mein Vater saß — aber es wird dann eine andere Zeit sein; ein Sommerabend im zwanzigsten Jahrhundert. Bücher liegen um ihn herum und ein beschriebenes Konzept vor ihm —

ist grade mit seiner Sonntagspredigt fertig. Wenn
aufschaut, sieht er eine müde magere Frau im
sitzen mit frommen, unbeweglichen Zügen.

Da fallen ihm vergilbte Blätter in die Hand, er
ja, und wenn er nur lächelte, aber er lächelt
uberlegen! Wie? das hat er einst selber ge=
er, der ruhige Mann mit den feinen, wohl=
Lippen, die nur dreimal erwogene Worte
mit den halbverschleierten Augen, die seit Jahr=
en das nicht mehr blicken, was eigentlich in
liegt?

Er schiebt die Blätter von sich — wahrhaftig sie
keinen Wert mehr für ihn, nicht einmal als
humain. Vielleicht wird er sie gleich
n, oder sollte doch ein gewisser Duft aus
Blättern zu ihm aufsteigen, das Parfüm der
ollenheit, das bleiche Angesicht einer hingemordeten
? wer weiß, am Ende seufzt er sogar! aber nein!
will ihm solche Seufzer nicht wünschen, wenn ich
auch im Grunde nicht viel Gutes gönne, diesem
Manne.

Aber wozu schreiben, was geschehen wird? Ich
schreiben, was geschah. Ich wollte aus dem
in die Villa gehen, eben als die Dämmerung
gann. Da kam es über mich wie Heimweh: ich
noch einmal am Pfarrhof vorbei, nur vorüber=
ungesehen, so mit einem scheuen, verstohlenen
wie man ihn zu Ländern sendet, aus
man verbannt ist.

Anfangs stockte mein Fuß — mir war, als sollte ich nicht gehen, wie ein Vorgefühl, daß mich dieser eine Schritt vom Wege vielleicht viel kosten könne. Aber ich ging doch. Da stand das Haus mit seinem spitzen Giebel, mit den Weinreben, die es von allen Seiten umklammerten. Die Gartenpforte war angelehnt — ich trat ein. Da, durch die offene Verandathür, sah ich meinen Vater am Schreibtisch sitzen, eine stille, weißhaarige Silhouette vor dem bläulich verdämmernden Hintergrund.

Was that der alte Mann? Las er? Ich hoffte mit allen Fibern, daß er läse, aber meine Augen ließen keine bequeme Täuschung zu, ich sah, daß er weinte.

Und plötzlich machte dieser Mann, dessen vorwurfsvoller Ton mich am Morgen kalt gelassen, mich krank mit seinen Thränen. Ich stürzte zu ihm, ohne mich zu besinnen; ich umschlang ihn mit beiden Armen, ich stammelte und rief Worte, deren ich mich nie erinnern werde; irgend eine geschlossene Schleuse brach in meinem Herzen auf und ließ eine Flut, die größer war als alle Vernunft, niederbrausen, unaufhaltsam. —

‚Mein Junge,‘ sagte er, ‚ich verzeihe Dir alles um dies, daß Du noch einmal gekommen bist! nein, ich will Dich nicht im Zorn gehen lassen, Du sollst gehen mit meiner Liebe‘ — er strich mir leise über das Haar. „Ich hätte mehr daran denken müssen, daß Du nicht mein Sohn bist!“ fuhr er fort, ‚ich hätte mir sagen sollen, daß viel Fremdes in Dir schlummern konnte, worüber mir keine Gewalt gegeben

war; aber was ich versäumte, that ich aus Liebe, denn siehst Du, ich habe Dich sehr geliebt!'

Er beugte sich tiefer zu mir herab. ‚Ja, mehr als alle andern, und vielleicht werde ich dafür nun bestraft, mehr als meine Tochter. Sie ist wie ich und wie ihre Mutter, aber Du bist anders. Das wars, was mich zu Dir zog, ich wärmte mich an Deinem Ungestüm. Du warst wie der große Feuerbrand, und wir standen daneben wie matte, ruhige Kerzen. Ich hätte dies Feuer gern für meine Zwecke brennen machen; ich weiß jetzt, es war Selbstsucht, und ich weiß auch, große Flammen lodern nach eigener Willkür. Geh, und wenn Du auch mein Glück mit fortnimmst, Du thust doch kein Unrecht. Ich habe Dich zwei Jahrzehnte lang gehabt, nun kommen die fremden Ansprüche, und ich gebe Dich ihnen hin. Ich begreife sie nicht, aber ich bin vielleicht zu alt dazu, und nur Jüngere können Dich verstehen.'

Da hob ich meine Augen auf und sah ihn an. Ich hatte das wohlbekannte Antlitz so nahe über mir. Und plötzlich war mir, als sei dort aufgeschrieben alles Gute, was er mir je gethan. Dieser Mann hatte für mich gesorgt, gedarbt, gehofft, zwanzig Jahre lang! Von der Liebe, die er vergeben konnte, fiel mir der größte Anteil zu, mir, der ich doch das geringste Anrecht besaß, und er, dem ich den größten Schmerz zugefügt, vergab mir und nahm freiwillig die Last der Reue von mir, die als einziger Schatten mit mir gehen gewollt in mein neues Leben.

Und er kam mir mit einem Mal so groß vor, so aus menschlichem Maß herausgewachsen, und es kam wie ein Wahnsinn über mich, ihm nicht nachzustehen, in die Wagschale, die er mit seinem Edelmut belastete, ein Opfer hineinzuwerfen, das selbst diese namenlosen Güte aufwog.

So kams. Da lag der Grund. Es ging ein solches Licht von diesem Gedanken aus, daß all meine Luftschlösser verblaßten, in Nebel zerschwammen, undeutlich, nicht wert zu bestehen . . .

„Vater," rief ich, „ich kann nicht gehen, ich bleibe, und um jeden Preis; siehst Du, ich schwöre Dir: es soll alles aus sein, ich will alles vernichten, was mit dem Wahn zusammenhängt, mein Bild, meine Träume!"

Da wars geschehen — binnen zwei Minuten eine ganze Welt zertrümmert, um den Schwärmerwahn der Hochherzigkeit eine halbe Stunde zu kosten . . .

War es des Preises wert? Ja! Mag kommen, was will, ich werde immer ja sagen zu dieser Frage.

Des Preises wert, ja! — bis dann die Wirklichkeit die Erbschaft aus dem Testament anzutreten begann, das eine unzurechnungsfähige Phantasie in frommer Täuschung gemacht — bis Clara kam und die Mutter, und die Versöhnung mit schönen Worten und Thränen. Ach Clara! Thränen haben Dir nie gestanden . . .

Und dann verlief alles geordnet und beruhigt im Sande. Der himmlische Opferwahn jener Stunde endete wie die Geschichte vom verlorenen Sohn, wie eine Erzählung von Franz Hofmann.

Ich merkte es anfangs nicht. Das Glück meines Vaters lag wie ein goldner Schleier darüber, und ich hatte ihm das Glück zurückgegeben, ein teures Glück zwar, bezahlt mit aller irdischen Seligkeit eines Menschenlebens. Erst als ich auf der Straße stand, fühlte ich mich plötzlich so kühl und ernüchtert, die Dunkelheit sank, es war zu spät, in die Villa zu gehen. Wozu auch? Ich hatte dort nichts mehr zu suchen, das war ja alles aus — alles — aus.

Ich stieg langsam auf mein Zimmer — mir war wie dem Mönch zu Mute, der sich selber den Rücken zergeißelt, bis alles krank an ihm ist und zerstoßen. Da saß ich in der Finsternis und starrte die Meerfrau an, ihr Auge blickte keinen Vorwurf, es war die alte Sehnsucht und Trauer darin — vielleicht begriff sie, daß ich nicht anders handeln konnte.

Ich soll das Bild vernichten? bah! Wie ist das möglich? Etwa wie Perseus die Meduse, ohne hinzusehen? Aber ich habe mehr dabei zu fürchten als nur Schlangenhaare.

Ich werde einen Brief an sie schreiben, daß alles sich geändert habe, alles aus und dies Bild ein Andenken von einem verstorbenen Maler sei, der plötzlich zu den Schatten hinabgemußt hätte, wehrlos und ohne Rückkehr. Morgen mögen sie es dann in die Villa tragen, wenn ich dies Zimmer verlasse, um in den Pfarrhof heimzukehren.

Ich war so ruhig, als ich zu schreiben begann; aber jetzt hämmert es wieder in den Adern. Ist es

Fieber? Es steigt wie Bilder vor mir auf, grau und neblig! Hinab, ich weiß, wer ihr seid, unglückliche Gebilde — die Tage meiner Zukunft —

Fort aus diesen engen Wänden! Weite! Luft! Ich will ans Meer hinausgehen — es ist zwar nicht mein Freund, denn sonst hätte es mich vor zwanzig Jahren schon zu sich gerettet, aber es ist kühl, es wird mich ruhig machen — und ich habe das nötig. —

— O Gott! Was habe ich gethan? —“

* * *

Er ging in die Nacht hinaus. Der Mond stieg am Himmel empor und zeichnete ihm die Schatten der Häuser quer über den Weg. In der Villa brannte Licht; aber er wandte seine Augen ab. Dies Licht durfte fortan in seinem Leben nicht mehr leuchten!

Er begegnete niemandem. Nun blieben die letzten Häuser hinter ihm zurück; das Flachland dehnte sich zu beiden Seiten aus, einförmig und tot, ohne Gehöft, ohne Unterbrechung. Da kam der Deich; wie ein fester, schwarzer Strich stand er gegen die dunkelblaue Luft, von ihm her tönte die rufende Stimme des Meeres; er eilte rascher.

Aus dem Wirtshaus am Deich klang Musik, er sah im Vorbeigehen tanzende Gestalten, auf- und abschwankende Schatten, über denen Lampen qualmten und grüne Guirlanden von der Decke niederhingen.

Diese gedankenlose Jugend, die dort walzte und lachte — wie fern kam sie ihm vor, wie unbekannt! Was begriff er von ihren Freuden, was sie von seinem Leid? Ihm war, als sei er gänzlich losgetrennt von aller Menschheit, verbannt, ewig einsam zu wandern; ein Geschöpf, das die andern nicht begriff — und sich selbst am wenigsten.

Ach, da stand er auf dem Deich und die Meerluft kühlte ihm die Schläfen! Wie das wohlthat nach der heißen, gedrückten Schwere der Sommernachtluft, die über die Häuser des Städtchens strich! Das war wie unmittelbare Kraft, wie der Atem eines großen, nie versiegenden Gesundbrunnens. Er streckte sich in das Gras und schaute lange auf das Meer. Da wurde es stiller in ihm. Die Ebbe zu seinen Füßen sänftigte auch die rasende Flut seiner Gedanken. Er fühlte, wie eine Beruhigung über ihn kam, eine Empfindung, als sei schließlich alles gleichgültig, was der Tag seinen Kindern bringt.

Der Tag! . . . unwiderruflich stieg er binnen wenigen Stunden auf, und dann lagen die Dinge in grellem Lichte da, deren Schrecken jetzt die Nacht schonend verhüllte. Er lächelte bitter. Wenn es doch eine Nacht gäbe, dachte er, eine ewige Nacht! Aber nicht hier sie verträumen — nein, an einem glücklichen Gestade des Südens — an einem Meer, wie auf jenem Bilde, jenem armen, verstoßenen . . .

Er blinzelte müde auf die Flut. Wozu hast Du denn Deine Phantasie? fragte er sich. Ist sie so

schwach, daß sie Dir nicht einmal dieses Gestade zu einem andern umschaffen kann? Glaube doch, daß es Südlandswellen sind, daß Rosen um Dich blühen, träume Dich fort! Warum soll das Leuchtturmslicht dort drüben nicht auf der Rhede von Rhodos brennen? Diese Nacht ist noch Dein, opfere noch einmal auf dem Altar der Schönheit, von morgen ab hat nur mehr die Kirche Altäre für Dich.

Er sprang auf. Das Fieber schüttelte ihn. Vom Deich herüber klang immer die Tanzweise, sie that ihm weh; er stürzte zur Flut hinab. Da stand er nun auf dem gelben Sande, den die Ebbe freiließ, grade wie der einsame Mensch auf seinem Bilde, und grade wie der starrte er jetzt in's Weite hinaus mit dem qualvollen Verlangen unstillbarer Sehnsucht.

Er lachte laut. „Und die Meerfrau?" rief er.

Da mit einem Male sah er sie aus den Wogen sich winden — dort auf dem Fels, der plötzlich der Flut entstieg. Und der Mond warf sein gelbes Licht über sie hin und zeichnete eine schillernde Straße von ihm zu ihr. Ja, da lag sie, und die Lampe des Leuchtturms brannte grade über ihrem Scheitel, er sah ihre Augen in diesem Licht, aufglänzend und wieder sich schließend, je nachdem die große Leuchte sich wandte. Sie sah ihn an, lockend und todestraurig; ihr Schuppenleib glänzte und um ihr armes Angesicht flossen die langen, nassen Haare — er sah es deutlich: sie waren rot, und sie fluteten ihr vom Scheitel herab wie fließendes Märchengold.

Warum sollte er nicht versuchen, zu ihr zu gelangen, wer weiß? Vielleicht erreichte er sie doch, und dann —

Er warf seine Kleider ab und ging in das Meer; wie oft war er hier hinausgeschwommen in wilder Knabenlust, in dasselbe Meer, an dessen Strand ihn einst der Fischer gefunden, in dieses Meer, das sein Schicksal war. Die Wogen schlugen über ihm zusammen, er schwamm hinaus, immer dem Licht entgegen, weiter und weiter. Zuweilen klang noch die Tanzweise hinter ihm her, sonst nichts hörbar als das Grollen der Wogen, die ihre geheimen Mären jetzt unmittelbar in sein Ohr raunten.

Er sah zurück — der Strand war weit, die Meerfrau winkte und lockte — —

Da verließen ihn die Kräfte, Verzweiflung faßte ihn, daß er sie doch nicht erreichen werde; er meinte Stimmen vom Strande zu hören, die ihn riefen — warum rief sie nicht auch? Aber ach! er wußte ja, sie war stumm!

Eine unnennbare Angst überkam ihn, er wußte mit einem Mal, wer er eigentlich war: ein Thor, der einen Schatz leichtsinnig weggeworfen hatte und ohne ihn nicht zu atmen vermochte!

Seine Arme versagten, es pochte etwas Unnennbares durch sein Hirn, noch einmal schaute er hinaus, die Augen der Meerfrau sahen ihn an — nahe und verheißend; er hörte eine Stimme, die seinen Namen rief. Wie wunderbar der Ton hinstarb im Wogen-

den verlornen Akkorden einer leichten

*   *
  *

er hinab, der Nixe ans Herz, an die
so fest geglaubt hatte. —

*

hieß das Bild.
im großen Lichtsaal der Ausstellung, und
müdesten Blick, der über die Wand flog,
magnetisch. Und doch konnten die meisten
verstehen. Viele sahen etwas ganz anderes
gar nicht in dem Bilde war. Es hing
in seiner bunten Umgebung, wie
einer Welt, zu der nur selten jemand
kann, um Kunde von ihr zu bringen.
verstanden es. Die saßen stundenlang dem
es sprach zu ihnen mit heiß beredten
s rührte an eine wunde, verwandte Stelle
Innern. Die größte Qual ist: erreichen zu
unerreichbar ist, sagte dies Bild, aber das
was es fast unheimlich, beunruhigend
es lange ansah, wußte, daß der einsame
Strande sich doch einmal in die Flut
das Unerreichbare zu erreichen. . . .

Die Kritiker schrieben: Das Wasser sei wie von
gemalt und die Gesichter hätten die große Er=
des Unglücks, wie nur Klinger bisher zu
gewußt. Und doch liege eine starke Eigenart
dem Bilde, der Abdruck einer großen, im Werden
Persönlichkeit. Man habe es hier mit
Talent zu thun, das zu den neuesten der Neuen
. . . und dann verbreiteten sie sich weiter
den Neu=Idealismus, der plötzlich aus der Zeit
décadence aufgeschossen war, wie eine stolze,
Lilie aus trübem Sumpf.

Unter dem Bilde hing ein schwarzer Trauerflor
dichtem Lorbeerkranz. Der Maler war tot —
Bild seine einzige Offenbarung. Und das war
was dem ganzen Eindruck noch einen so herben
gab, das melancholische Gefühl, daß an
schönen starken Lebensbaum nur eine einzige Blüte
reifen dürfen, daß soviel ungeborene Herrlichkeit
ihm zugrunde ging. Es hieß, daß er mit zwanzig
verunglückt sei. Man wußte nicht viel
nur unsichere Gerüchte schwirrten durch die
. . .

* * *

Die Blätter, die der Verstorbene in seinen letzten
beschrieb, hätten allein die rechte Auskunft zu
vermocht, aber sie lagen in dem nordischen
begraben, ein unverstandenes Dokument.

Man hatte in der Stadt, als das Unglück bekannt wurde, von Selbstmord gesprochen; dann schwenkte die öffentliche Meinung um und betrachtete den Toten als einen Kranken, den ein Verhängnis hinabgezogen — kein freier Wille.

Die Menschen im Pfarrhof hatten aus den Blättern, den kraus und verworren beschriebenen Seiten, den erregten Ergüssen einer jungen, gequälten Menschenseele herauszulesen geglaubt, welcher Art die Krankheit gewesen.

Und sie betrauerten da einen Irrsinnigen, wo in Wahrheit ein Genie zugrunde gegangen war . . .

Im Zwielicht der Gefühle

Die Kritiker schrieben: Das Wasser sei wie von Böcklin gemalt und die Gesichter hätten die große Erhabenheit des Unglücks, wie nur Klinger bisher zu zeichnen gewußt. Und doch liege eine starke Eigenart in dem Bilde, der Abdruck einer großen, im Werden begriffenen Persönlichkeit. Man habe es hier mit einem Talent zu thun, das zu den neuesten der Neuen gehörte . . . und dann verbreiteten sie sich weiter über den Neu-Idealismus, der plötzlich aus der Zeit der décadence aufgeschossen war, wie eine stolze, schöne Lilie aus trübem Sumpf.

Unter dem Bilde hing ein schwarzer Trauerflor über dichtem Lorbeerkranz. Der Maler war tot — dies Bild seine einzige Offenbarung. Und das war es, was dem ganzen Eindruck noch einen so herben Beigeschmack gab, das melancholische Gefühl, daß an diesem schönen starken Lebensbaum nur eine einzige Blüte hatte reifen dürfen, daß soviel ungeborene Herrlichkeit mit ihm zugrunde ging. Es hieß, daß er mit zwanzig Jahren verunglückt sei. Man wußte nicht viel darüber, nur unsichere Gerüchte schwirrten durch die Zeitungsspalten . . .

* * *

Die Blätter, die der Verstorbene in seinen letzten Nächten beschrieb, hätten allein die rechte Auskunft zu geben vermocht, aber sie lagen in dem nordischen Pfarrhof begraben, ein unverstandenes Dokument.

Man hatte in der Stadt, als das Unglück bekannt wurde, von Selbstmord gesprochen; dann schwenkte die öffentliche Meinung um und betrachtete den Toten als einen Kranken, den ein Verhängnis hinabgezogen — kein freier Wille.

Die Menschen im Pfarrhof hatten aus den Blättern, den kraus und verworren beschriebenen Seiten, den erregten Ergüssen einer jungen, gequälten Menschenseele herauszulesen geglaubt, welcher Art die Krankheit gewesen.

Und sie betrauerten da einen Irrsinnigen, wo in Wahrheit ein Genie zugrunde gegangen war . . .

Im Zwielicht der Gefühle



Nein, es ist nicht wahr: moderne Großstädte sind nicht banal, nur daß man ihre Poesie zuweilen erst aus dem Alltagskleid herausfinden, daß man mit forschendem Auge sie suchen muß, andächtig und gedankenvoll, so wie man etwa mit der Laterne des Diogenes auf die Suche nach Menschen geht.

Und sie schlummert überall. Selbst aus dem lärmendem Gewirr der großen Hauptstraßen schaut sie Dich plötzlich verträumten Blickes an — denn auch dies ewig wechselnde Gemisch von Farben, Menschen und Tönen hat seine Schönheit, eine Schönheit zwar nach modernem Begriff — aber, wo es Schönheit giebt, ist Poesie nicht weit.

In den Nachtstunden jedoch ist kein Suchen nötig, da liegt sie selbstverständlich da, da blüht sie auf, die Poesie der Großstadt, wie eine dunkle duftende Blume aus dem Häuserschatten menschenleerer Straßen, aus dem rötlichen Reflex des Laternenlichts, das müde im Nebel schwankt — aus dem finstern Baumgewirr des Tiergartens.

Es ist solch eine endlose Beruhigung für ein Auge, das sich tagüber müde geschaut hat, nun hineinzuschweifen in dies dunkle, schweigende Schwarz, durch das nur hier und da ein fernes Licht blinkt, ein Licht, das einen nichts angeht und das man für ein Märchenirrlicht halten kann, wenn man mag.

Zuweilen hebt sich ein kühner, schöngebogener Umriß über den Wipfeln, die Viktoria der Siegessäule, über der die Wolken so nahe hinzuziehen scheinen wie gute Freunde, die ihr vertraute Dinge in die goldnen Ohrmuscheln flüstern wollen — oder eine weiße Gestalt steht plötzlich am Wege, regungslos und feierlich herausleuchtend aus dem Baumdunkel — ein Dichterdenkmal, zu dem die Sommerblumen emporduften, um mit ihrem Blütenweihrauch die rauchige Großstadtluft zu verdrängen.

Gegenüber liegen die hohen Häuserfronten, einsam und lichterlos, fast wie verödete Coulissen mit einem Zug von Leblosigkeit, wie eine ausgestorbene Stadt. Sie sehen aus, als wenn sie sich mit den Bäumen nichts mehr zu sagen hätten, Bekannte, die sich längst ausgesprochen haben, weil sie sich zu lange kennen.

Zuweilen rollt eine Equipage vorbei, langsam hebt der Laut der nahenden Räder aus der Ferne an, dann dröhnt es über den Asphalt und dann verklingt der Ton und das Wagenlicht versinkt.

Schade, daß kein Sommerregen niederfiel. Die hinschwebenden Lichter spiegeln sich so hübsch in dem nassen Asphalt — wie in einem Kaleidoskop gleiten

sie hin zwischen dem schwankenden Widerbild der Laternen.

Aber nein, es ist gut, daß es nicht regnet! Wo sollten wir sonst die Sterne hernehmen und die halbe, friedevolle Sichel, die heute grade wie ein türkischer Halbmond über der preußischsten Stadt Deutschlands steht.

O, das ist doch Poesie — die vornehme, eingeschlafene Straße und der rauschende Tiergarten, und darüber ein blitzendes Firmament, prächtig ausgespannt und von ein paar gigantischen Wolkenschatten belebt.

Und das — ja, das ist allerdings banal — die dicke Anschlagssäule, die dort grade unter der Laterne steht, so breitspurig und neuigkeitenstolz wie ein selbstgefälliger Spießbürger, der sich in seiner Allwissenheit sonnt. Wie häßlich diese bunten Affichen, diese breitlippigen Dahome-Weiber, diese großen Reklamelettern, die mit unverhüllter Frechheit irgend ein angebliches Wunder vor die Augen der Vorübergehenden halten.

Und jetzt diese beiden Silhouetten, rauchende Elegants mit verblühten Gardenien in den Knopflöchern und blassen Gesichtern.

„Ach,“ sagt der eine und reckt die Schultern: „wenn man doch nur diesen Gesellschaftskrempel los wäre! im Winter lasse ichs gelten — aber daß einen die weißen Karten auch in den Sommer verfolgen! Und immer dasselbe: Hummermayonnaise, ein Geigenvirtuos und ein paar hübsche Frauen. Wenn nicht

wenigstens das letztere wäre, ließe sich das erstere gar nicht überleben — ach, Feldern, mich ödet alles."

„Und mich erst!" murmelt Feldern —

„Ich schwenke noch zum Klub ab, kommen Sie mit?"

„Ich werde mir lieber noch ein wenig die Füße vertreten — good night —" entgegnet Feldern.

„Au revoir — übrigens — der Klubgänger bleibt noch einmal stehen und zündet sich eine neue Zigarette an: — „Rautensteins Frau, die Lili, sah aber passée aus! alle Wetter! Und wenn ich denke, daß ich die einmal geliebt habe — noch dazu ernstlich, fast bis zum in die Spree springen — nein, man ist doch oft unglaublich."

Unglaublich — das Wort ist dem andern unangenehm; er kann das Vorbringen so hergebrachter Ausdrücke nicht leiden; es beleidigt ihm das Ohr. Ueberhaupt der ganze Abend — ein fortgesetzter Mißton, das Geigenspiel eingeschlossen! Und dann die vielen Orangeblüten in den Vasen, und nicht zuletzt Rautensteins verblühte Frau —

Sie ist auch seine Liebe gewesen — zwar nicht die einzige, aber doch eine dreimalige: so etwa die siebente, sechzehnte und dreiundzwanzigste. Man soll im ganzen immer vor verkörperten Jugenderinnerungen davonlaufen, aber vor gewesenen Lieben soll man es recht rasch thun, sofort rechtsum kehrt und mit zugekniffenen Augen.

Alle Thorheiten erscheinen einem hübsch, so lange

ioch begreifen kann, abgeschmackt, wenn der
Sache einem unverständlich wird. Pfui über
die einen unverschuldet um die Nachtruhe

wohl nun dies Alleinsein that! Er war so
ht mehr in der Nacht hier gegangen. Dies
erschien ihm neu und doch wie etwas Be-
es kam ihm vor wie jene Lieder, von denen
wissen, daß wir sie einmal hörten, aber nicht
und Wo.

lb nur die kleine Rautenstein so elend aus-
war sie nicht glücklich — na ja, wer
überhaupt? Und schließlich, warum hatte
geheiratet, wenn sie ihn nicht mochte?
hmack wäre er auch nicht gewesen.

sie es gethan? Es fiel ihm mit einem
er wußte es ja ganz genau. Um seinet-
es geschehen, um der aussichtslosen Be-
ihm ein Ende zu machen.

twas vergißt man nicht; so etwas ist ja
Jawohl, jahrelang hatte er sie gekannt
hatte ihren Geschmack gebildet und
bis sie an keinem Menschen Geschmack fand
ihm. Sie interessierte ihn mehr als alle
war ihm das liebste Studium; aber er be-
es sich um die Seelen anderer handelte,
des Vivisektors. Das machte ihn so
wenn er auf die Seelensuche ging, und die
he war nun einmal sein Fach. Dinge, die

er erforscht hatte, wurden ihm langweilig, er ließ sie liegen, rücksichtslos, plötzlich, dachte nicht mehr an sie oder kaufte sich mit ein paar Versen von der Peinlichkeit der Erinnerung los.

Er hatte keinen Grund gehabt, jenes Mädchen damals nicht zu heiraten; ja er hatte sie sogar mehr geliebt als die meisten andern, die er gekannt. Auch die Geldfrage war kein Grund dagegen, denn er besaß genug, aber er fand nun einmal, daß es nur für ihn genug sei, und es war Glaubenssatz bei ihm: Bequemlichkeitsopfer sind der Tod der Liebe!

Das heißt, wenn man hier überhaupt von Liebe reden könnte — es war eben nur jenes Genre von Liebe, wie es jemand zusammenstoppelt, der sein Quantum Liebesfähigkeit von jeher in kleinen Dosen verzettelt hat, der die einzelnen Scheite zu jenem großen Osterfeuer, zu dem andere Seelen fähig sind, zu kleinen Feuerbränden vergeudet hat.

Er wickelte sich damals so schnell und glatt und schmerzlos aus der Affaire. Aber sie? Sie heiratete Rautenstein und wurde unglücklich.

Unglücklich — ja — das hatte er heute wieder gesehen, an ihren Augen, ihren Lippen, und an ihren kalten Händen hatte er es gefühlt.

Wer war schuld daran?

Er ging jetzt bereits zum sechsten Mal denselben Weg am Tiergarten hin und zurück — es war spät in der Nacht oder früh am Tag — in der Ferne hob sich schon ein blasses Grau zwischen den Stämmen.

Plötzlich fiel ihm ein, daß er hier auch einmal mit ihr gegangen sei, zwischen drei und vier, von einem Ball zurück, während ihre Mutter mit Rautenstein zwanzig Schritte voraufging.

Jawohl, es war derselbe Weg, nur daß acht Jahre zwischen heute und damals lagen!

O, jene märchenhafte Nacht; er hatte ihre Romantik mit egoistischer Gründlichkeit ganz ausgekostet, vom Blick in das schweigende, nebelumwogte Schwarz des Tiergartens bis zum Blick auf das Profil neben ihm, das junge, glückliche, damals noch nicht verblühte ...

Ihre Schritte hatten in gleichem Takt die Stille durchhallt — er fühlte sich so wohl neben ihr; es waren ja noch so viele unbekannte, lockende Küsten zu entdecken in dem Fabellande dieser jungen Seele; sie war wie ein Instrument für ihn, auf dem er beliebig spielen konnte, ein Echo, das seine Gedanken treulich und seine Schmeichelworte dankbar wiedergab.

Eine schöne Zeit, die vorüber war, vorbei mit ihrem Reiz, ihrer Thorheit, dem ganzen Gefolge von Möglichkeiten, die nicht wurden ...

Er begann zu frieren. Wie kam er auch dazu, Nachtschwärmer zu sein? Er ging eilig über die Straße, in eins der stillen Häuser hinein, die dem Tiergarten gegenüber lagen.

Im Vorzimmer brannte kein Licht. Sein Kammerdiener lag schlafend auf einer Truhe, einen Band von Ohnet in der Rechten. Er fuhr aus dem Traum, machte Licht und öffnete.

Wie behaglich das Zimmer aussah, wie magisch und schön sich die elektrische Helle über den roten Teppich, über die hohen Wände ergoß — Wände, an denen nahe verbrüdert nebeneinander stand, was der Geist der Jahrhunderte in berühmten Blütetagen geschaffen: der betende Grieche, der die Arme flehend emporhebt, eine Nachbildung des „Pensieroso“, jenes schwermütigen Medizi, der sein Haupt in so schweigsam beredter Trauer in die Hand legt — und dort über dem Schreibtisch die großen Linien Klingerscher Gestalten, rätselvoll lagernd auf starrem Fels am Abhang, der ins brandende Weltmeer niederführt.

Er hatte diesem Zimmer seinen Stempel aufgedrückt, eine volle, unverleugnete Eigenart, die für ihn sprach, wenigstens für die geistige Verfassung, in der sich der Bewohner befand. Auch äußerlich die Umgebung stimmte so gut zu ihm, zu seinem blassen, angestrengten, gedankenvollen Gesicht. Das war alles harmonisch, der Mensch und die Kunstschätze und die Bücher, die auf dem Schreibtisch lagen — das Neueste vom Neuen, aber immer nur die echten Perlen, nichts vom tausendfachen Simili . . .

Wieder sank er in den Lehnstuhl, gähnte leise, zog seine Uhr hervor und verglich sie mit der, die diskret, kaum hörbar neben der Thür tickte. Vier Uhr schon! und dabei die sichere Ueberzeugung, diese Nacht nicht mehr zu schlafen.

Er kannte diesen Zustand; seit er wieder in Berlin

war, fiel er ihm oft genug anheim — dann wurden die einzigen Stunden daraus, in denen er sich wohl in die stille kleinasiatische Konsulatsstadt zurücksehnte, der er nun vor ein paar Wochen entrann. Solch ein Schlaf, fest, lang, ungestört — das hatte doch sein Gutes! Freilich die Tage zwischen den steifen, niedern Häusern, den Menschen von engem Horizont, den endlosen Luftflächen, zwischen all der Stille — nein, er war erst jetzt wieder am rechten Platz . . .

Er wollte lesen und griff nach den Zeitschriften. Die „Deutsche Rundschau“ lag oben auf — eh bien: „Melusine“ von Paul Heyse. Heyse — um so besser! Er hatte ihn von jeher geliebt, den Heyseschen Novellenzauber, war immer so gern untergetaucht in die Schönheitsflut seiner klingenden Worte, auf den Grund gelöster Lebensräthsel, an die nur der Dichter sich wagen darf.

Sein Blick schweifte über die Blätter — da — Verse —

Des Sommermorgens Kühle
Schauert zu mir herein;
Im Zwielicht der Gefühle
Lieg ich und denke Dein.

Er lehnte den Kopf zurück — wie seltsam der Vers in ihm nachklang:

Im Zwielicht der Gefühle
Lieg ich und denke Dein.

Wie wunderbar diese Wendung! Wie verständlich und doch geheimnisvoll, phantastisch und dabei so natürlich — seltsam, daß es noch niemand vor Heyse eingefallen war, vom „Zwielicht der Gefühle“ zu singen!

Im Zwielicht — die Stunde zwischen Dunkel und Helle, wenn der erste Sonnenstrahl schüchtern und zaghaft zum Kampf auszieht gegen das Nebelmeer der Nacht — die Stunde, in der es keinen deutlichen Umriß gibt, keine greifbare Gestalt — wo etwas Halbbekanntes schemenhaft an den Menschenseelen vorbeistreift und Gedanken aufweckt, die sich nicht ins helle Tageslicht hineintrauen werden.

Ob er es wagen sollte, sich einmal in dies Zwielicht hinauszubegeben?

Warum nicht? Es war doch interessant zu wissen, wie er selber dabei sich benahm!

Er trat an das Fenster und zog die Jalousie zurück — ein fahler, blaugrauer Schein brach durch die Scheiben, mischte sich wie ein trüber Streif in das Lampenlicht und machte ihn schauern. Da war sie, des „Sommermorgens Kühle.“

Er öffnete das Fenster und lehnte sich hinaus. Die Ecklaternen brannten noch. Die Tiergartenbäume standen wie im Schlaf versunken da, neblich selber, als wagten sie sich mit ihrer grünen Farbe nicht in das allgemeine Grau. Er löschte das elektrische Licht und kehrte zu seinem Sessel zurück.

Im Zwielicht der Gefühle
Lieg ich und denke Dein.

Ob sie in dieser Nacht schlief? Gewiß nicht. Er wußte es mit einem Mal so unumstößlich sicher. Wie sollte sie auch schlafen können, wo sie ihn wiedergesehen hatte?

Um gleichgiltig zur Tagesordnung überzugehen, dazu waren die Sachen damals doch zu weit gewesen ...

Er nahm ein altes Bild von ihr aus dem Schubfach. Alles an ihm und um ihn war so peinlich ordentlich, daß er auch langvergessene Gegenstände sofort zu finden wußte.

Langsam zog er es aus dem vergilbten Couvert — sie hatte selbst ihren Namen darunter geschrieben mit den großen, schrägen Buchstaben, die er so liebte ...

Wahrhaftig, er hatte sehr viel für sie übrig gehabt — eigentlich war es doch eine reizende Zeit damals. Schade, daß nicht eine einzige Stunde wieder lebendig werden konnte! Ihre Augen schauten erschrocken und vorwurfsvoll — oder schien ihm das nur so? Wenn er sich recht besann, hatte die Angelegenheit doch eine durchaus korrekte Abwicklung gefunden.

Er zog ein Buch aus dem Schreibtischfach, ein Buch, in Leder gebunden und von Damenhand gemalt, mit vielen Rubriken. Seine Gedichte standen darin, von Versen aus der Studentenzeit bis zu fünfunddreißig Jahren; von da ab hätte er es abgeschmackt gefunden, noch lyrisch zu dichten.

Er hatte niemals ein Gedicht drucken lassen, das paßte nicht für seine Stellung, er dichtete nur für sich, aus einem sehr egoistischen Grunde: er sang sich

Unbehagliche und Unbequeme einfach von der
ja, er drehte die Wirklichkeit in seinen Versen
und wenn sich einmal bei seinen Seelen-Experi-
sein Gewissen regte, so glaubte er stets seinen
n. Die sprachen ihn frei und beschuldigten immer
den andern Teil.

Da fand er, was er suchte, das Abschiedsgedicht
sie — —

Es handelte vom letzten Abend. Sie gingen am
rgarten entlang. Es war Herbst — er wußte, daß
das letzte Sehen sei; sie ahnte es nur, die arme
die er nun so weit auskannte, daß sie ihm
z geworden war.

Es schweigt der Wald, er will nicht Antwort sagen,
Mitleidig hüllt er sich in Nebelschleier,
Er weiß, daß wir den Herbst im Herzen tragen,
Denn was wir feiern, ist des Herbstes Feier.

Die Blumen, die in unsern Seelen ranken,
Nicht Maienglocken sinds, die duftend winken,
Nur welke Knospen, die mit mattem Schwanken
Entblättert vom verwehten Strauche sinken.

Und jene Lichter, die in güldnem Kranze
Ihr fernes Leuchten durch die Wipfel tragen,
Die Großstadtlichter sinds, bei deren Glanze
Du mich vergessen wirst in wenig Tagen.

So schloß das letzte Gedicht auf sie. Mit
Seite begann ein neuer Cyklus. Er war
nach Italien gefahren und hatte in Venedig eine
noch neue Auflage von Seele entdeckt.

Dies Verhalten war charakteristisch für ihn. Auf

solche Weise wälzte dieser Lebenskünstler alle Verantwortung singend von sich ab. Er hatte das immer sehr klug gefunden — jetzt mit einem Mal fiel ihm ein, daß es eigentlich abscheulich war —

Konnte er es denn nicht wissen so sicher wie nur etwas auf diesem Planeten, daß sie ihn nicht vergaß? —

Und dieser angebliche Herbst im Herzen? wußte er nicht, daß sie mitten im Mai stand, als er kam, um ihr alle Frühlingsblüten rettungslos niederzutreten? Was halfen ihr die Gedichte, mit denen er sich frei sang? Sie war viel zu ehrlich zu solch einem klingenden Betrug, sie hatte ja keine Ahnung von jener complizierten Studiumsart, mit der er sich privatim befaßte.

Er stützte den Kopf in beide Hände. Es sank wie ein Alp auf ihn herab, die alte Liebe stieg aus ihrem Grab — wer kann sich vor Gespenstern schützen? Er wußte jetzt, wer schuld an ihrem Elend war und während er sich in dieser Minute selber haßte, verachtete er zugleich seine Welt und seine Zeit, die es ihren Kindern so schwer macht, grobe Verbrechen ungestraft zu begehen, aber so leicht und bequem, Seelen zu morden aus Zeitvertreib und Spielerei.

Des Morgens Kühle strich ihm um die Schläfen — er fühlte es nicht. Sein Gewissen regte sich — es war endlich aufgewacht, nicht von einem Wiedersehen, nicht von einem gesprochenen Vorwurf, nur unvermutet „im Zwielicht der Gefühle.“

alles Unbehagliche und Unbequeme einfach von der Seele, ja, er drehte die Wirklichkeit in seinen Versen um, und wenn sich einmal bei seinen Seelen-Experimenten sein Gewissen regte, so glaubte er stets seinen Versen. Die sprachen ihn frei und beschuldigten immer nur den andern Teil.

Da fand er, was er suchte, das Abschiedsgedicht an sie — —

Es handelte vom letzten Abend. Sie gingen am Tiergarten entlang. Es war Herbst — er wußte, daß es das letzte Sehen sei; sie ahnte es nur, die arme Seele, die er nun so weit auskannte, daß sie ihm langweilig geworden war.

Es schweigt der Wald, er will nicht Antwort sagen,
Mitleidig hüllt er sich in Nebelschleier,
Er weiß, daß wir den Herbst im Herzen tragen,
Denn was wir feiern, ist des Herbstes Feier.

Die Blumen, die in unsern Seelen ranken,
Nicht Maienglocken sinds, die duftend winken,
Nur welke Knospen, die mit mattem Schwanken
Entblättert vom verwehten Strauche sinken.

Und jene Lichter, die in güldnem Kranze
Ihr fernes Leuchten durch die Wipfel tragen,
Die Großstadtlichter sinds, bei deren Glanze
Du mich vergessen wirst in wenig Tagen.

So schloß das letzte Gedicht auf sie. Mit der nächsten Seite begann ein neuer Cyklus. Er war damals nach Italien gefahren und hatte in Venedig eine ihm noch neue Auflage von Seele entdeckt.

Dies Verhalten war charakteristisch für ihn. Auf

solche Weise wälzte dieser Lebenskünstler alle Verantwortung singend von sich ab. Er hatte das immer sehr klug gefunden — jetzt mit einem Mal fiel ihm ein, daß es eigentlich abscheulich war —

Konnte er es denn nicht wissen so sicher wie nur etwas auf diesem Planeten, daß sie ihn nicht vergaß? —

Und dieser angebliche Herbst im Herzen? wußte er nicht, daß sie mitten im Mai stand, als er kam, um ihr alle Frühlingsblüten rettungslos niederzutreten? Was halfen ihr die Gedichte, mit denen er sich frei sang? Sie war viel zu ehrlich zu solch einem klingenden Betrug, sie hatte ja keine Ahnung von jener complizierten Studiumsart, mit der er sich privatim befaßte.

Er stützte den Kopf in beide Hände. Es sank wie ein Alp auf ihn herab, die alte Liebe stieg aus ihrem Grab — wer kann sich vor Gespenstern schützen? Er wußte jetzt, wer schuld an ihrem Elend war und während er sich in dieser Minute selber haßte, verachtete er zugleich seine Welt und seine Zeit, die es ihren Kindern so schwer macht, grobe Verbrechen ungestraft zu begehen, aber so leicht und bequem, Seelen zu morden aus Zeitvertreib und Spielerei.

Des Morgens Kühle strich ihm um die Schläfen — er fühlte es nicht. Sein Gewissen regte sich — es war endlich aufgewacht, nicht von einem Wiedersehen, nicht von einem gesprochenen Vorwurf, nur unvermutet „im Zwielicht der Gefühle."

Er empfand, wie all sein schönes Gleichgewicht hinschwand. Nein, es war nicht zum Aushalten!

Und er warf Buch und Bild in das Schubfach zurück, klingelte dem Kammerdiener und befahl sein Reitpferd, um bei einem schnellen Morgenritt die Erinnerung niederzureiten. Als er wenige Stunden später im Sonnenlicht zurückkam, war die Stimmung verflogen. Er tauchte wieder mit gewohnter Selbstzufriedenheit in sein schönes, bequemes Dasein unter, in den Luxus, der ihm nun einmal eine Lebensbedingung war und dem er bei der Wahl zwischen ihm und dem Schicksal einer armen Seele nun einmal den Vorzug gegeben — unwiderruflich . . .

Im übrigen konnte ihm niemand seine Anschauung verdenken. Er war weder schlecht noch grausam, nur ein wenig zu sehr der Sohn seiner Zeit.

Herr Philipp



I.

Auf dem Grenzrain zwischen den Tiroler Dorfgemeinden Lins und Grans rasteten zwei bergfexmäßig gekleidete Städter. Unten im Thal brütete schwüle Mittagshitze über dem unbändigen Bergwasser, das einen melodischen Namen voll italienischer Klangfarbe von seinem fernen Heimatfelsen mit herabgebracht hatte. Wie ein lebendiges Schlänglein tanzte es hin und blitzte aus dem wechselnden Gewirr grüner Matten und blauschwarzer Tannengruppen lustig aufwärts.

Die beiden Dörfer sahen mit einer Art hochmütiger Sicherheit zu dem fernen Tänzer hinunter, mit dem ganzen Stolz ihrer überlegenen Stellung, die sie unnahbar machte für die Tücken und Gefahren, deren die wilde Trisana zur Frühlingstauzeit fähig war. Ihre Feinde lauerten höher, auf den schneeigen Gletscherfelsen des Arseier Gipfels, an den steil überhängenden Zacken des prachtvoll kühnen Gesteins, das jetzt grau und schroff gegen den lichtesten der Sommerhimmel stand. Ein frischer, duftloser Wind wehte von

ihnen zu den beiden Rastenden hinab, jener Firnenwind, der die Herzen der Alpendichter so stark, ihre Lieder so brausend, ihre Gestalten so kraftvoll und lebendig macht...

„Ja, das ist noch Leben!" begann der eine, „das ist noch Luft! Hier möchte ich tagelang träumen, nichts thun, als Wolkenschatten nachsehen, Glockengeläut anhören und die Welt vergessen!"

Der andere sah den Begeisterten lächelnd an. „Das wäre Dir schon nach zwei Tagen langweilig, nach dreien odiös, und am vierten stiegst Du wieder zur Welt hinunter!" Der Sprecher holte sich ein Etui hervor und zündete sich eine Zigarette an.

„Profan!" rief der erstere, den der überlegene Widerspruch gereizt hatte, „hier zu rauchen! in dieser Atmosphäre von Höhenwind, Feldnelken und Heuduft."

„Und Kuhstall!" unterbrach der Profane. „Ich vertreibe mir übrigens nur die Mücken, wenns Dich tröstet, und der Naturgenuß marschiert für mich gelassen nebenher."

„Du hast die Natur nie geliebt!"

„Oho!"

„Du kennst die Wonne überhaupt nicht, die unsereins empfindet, wenn er ihren Rätseln nachspürt, mit dem Blick des Philosophen an ihren Geheimnissen herumtastet!"

„Du und Deine Philosophie!" seufzte der andere. „Hör' auf, Philipp! Wenn Du mit Deiner Philosophie

kommst, so schlüge ich immer am liebsten ein Kreuz. Du hast mir ein zu furchtbares System."

Der Angegriffene sprang trotz der ermattenden Hitze mit anerkennenswerter Gliedergelenkigkeit auf. Da stand er, Tiroler nach der Tracht, moderner Weltmensch nach der Blässe seines allzuschmalen Gesichts, der ein wenig beau-mäßigen Pflege eines dunkelblonden, graziös geschweiften Schnurrbarts.

„Das sagst Du?" rief er empört, „Du, der nie ein philosophisches Buch ganz durchgelesen hat, Du, der von der Sache spricht, wie ein Blinder vom Regenbogen?"

Der Freund hatte ihm soeben auf die Achillesferse getreten.

Herr Philipp war nämlich eins jener vielen Opfer des unstudierten Philosophentums unserer Tage, las einst bereits in Sekunda Kant und Hegel, korrespondierte als Student eifrig über die Regierung des Willens mit dem Philosophen Hartmann und geriet endlich, als er im übrigen das war, was man in äußerer Beziehung „fertig" nennt, auf Friedrich Nietzsche. Da begann erst recht das Unglück. Herr Philipp, der im Grunde eine ganz liebenswürdige, wohlwollende Natur war, verfiel plötzlich in die unberechtigtste Menschenverachtung.

Und was hatten ihm die armen Menschen gethan?

Sie hatten ihn verzogen, verwöhnt, oft über Verdienst gut behandelt, ja, stellenweise — im femininen Teil — angebetet; eine sogar geliebt.

Gleichviel! Er hielt sie allesamt für Schlangen, ja, er warf sich mit Wonne auf die große Verachtung des Zarathustra, grübelte stundenlang über die dunkle Seligkeit, „Pfeil der Sehnsucht nach dem andern Ufer“ zu werden und zitierte möglichst oft, zum jedesmaligen Schrecken seines Jugendfreundes, den schneidenden Satz: „Wo man nicht mehr lieben kann, da soll man vorübergehen!“

Dies traurige, gleichgiltige Vorübergehen war nach und nach so sehr seine Passion geworden, daß er überall schleunigst zu lieben aufhörte, auch da, wo vielleicht Nietzsche ihm keine Berechtigung zugestanden hätte.

Vom medizinischen Standpunkt aus war Herr Philipp einfach nervös.

Da er zudem stellenweise an Kopfweh litt — winters tanzte er viel, und der Zwang, verachtete Wesen dabei anzufassen, vergrößerte diese Pein ins Ungeheure — verreiste er seinen Urlaub in den Bergen. Dort hatte nun die Menschheit das Unglück, ihm erst recht zu mißfallen. Im Hotel schnarchte zuweilen ein Nachbar; an der Table d'hote aß manchmal ein Nebenmann Fisch mit dem Messer; am Wasserfall von Oetz, dem blauen, tobenden Sturzbach, störte ihm ein Berliner mit seinem harmlosen „jottvoll“ die Poesie, und als er einst, einem Sonnenaufgang zu Liebe, vor Hahnenkrähen auf einen leergeglaubten Gipfel stieg und harrend im Grase lag, da entpuppte sich mit einem Mal, zehn Schritt von ihm, in der aufwachenden Helligkeit ein sächsischer Provisor, der den zögernden

Ball durch Melodien in heimatlicher Mundart zu beschleunigen suchte — die ganze Reise war eigentlich eine große Misere!

Zu alledem traf er im Hotel von Landers einen Jugendfreund und Korpsbruder. Anfangs war er entrüstet über die Rücksichtslosigkeit, ihm zu begegnen, ihn zum Reden zu veranlassen. Dieser Freund aber, an dem von der Universitätszeit her wegen seiner Vorliebe für Bergtouren der Spitzname „Fex" hängen geblieben war, gehörte zu den Menschen, deren Umgang auf die Dauer niemand lästig sein kann. Er hatte das normalste Seelengleichgewicht, die bequemste Philosophie und zwar eine ganz einfache, zu eigenem Bedarf zurechtgebaute, in der keine Schrulle war, sondern eine gesunde, nicht zu viel klügelnde Vernunft.

In seligen Korpstagen, als beide ihre ersten Terzen in der Saale bespiegelten, wenn sie rudernd das Paradies durchglitten, hatte Fex die philosophischen Tiraden des Freundes oft genug mit tolerantester Geduld angehört und dabei manchmal das stille Heldentum des Schweigens geübt. Inzwischen hatten verwickelte Schicksale und eine nicht immer günstige Fortuna ihn sarkastisch gemacht, ja, er galt schlechtweg für boshaft und trug dies Renommee gelassen, weil es irrig war. Sein Spott diente ihm nur als Waffe, die er den Tücken seines Daseins entgegenhielt, als Schild, mit dem er Schmerzen abwehrte, die sentimentale Menschen an seiner Statt unterjocht hätten.

ihnen zu den beiden Rastenden hinab, jener Firnenwind, der die Herzen der Alpendichter so stark, ihre Lieder so brausend, ihre Gestalten so kraftvoll und lebendig macht . . .

„Ja, das ist noch Leben!“ begann der eine, „das ist noch Luft! Hier möchte ich tagelang träumen, nichts thun, als Wolkenschatten nachsehen, Glockengeläut anhören und die Welt vergessen!“

Der andere sah den Begeisterten lächelnd an. „Das wäre Dir schon nach zwei Tagen langweilig, nach dreien odiös, und am vierten stiegst Du wieder zur Welt hinunter!“ Der Sprecher holte sich ein Etui hervor und zündete sich eine Zigarette an.

„Profan!“ rief der erstere, den der überlegene Widerspruch gereizt hatte, „hier zu rauchen! in dieser Atmosphäre von Höhenwind, Feldnelken und Heuduft.“

„Und Kuhstall!“ unterbrach der Profane. „Ich vertreibe mir übrigens nur die Mücken, wenns Dich tröstet, und der Naturgenuß marschiert für mich gelassen nebenher.“

„Du hast die Natur nie geliebt!“

„Oho!“

„Du kennst die Wonne überhaupt nicht, die unsereins empfindet, wenn er ihren Rätseln nachspürt, mit dem Blick des Philosophen an ihren Geheimnissen herumtastet!“

„Du und Deine Philosophie!“ seufzte der andere. „Hör’ auf, Philipp! Wenn Du mit Deiner Philosophie

kommst, so schlüge ich immer am liebsten ein Kreuz. Du hast mir ein zu furchtbares System."

Der Angegriffene sprang trotz der ermattenden Hitze mit anerkennenswerter Gliedergelenkigkeit auf. Da stand er, Tiroler nach der Tracht, moderner Weltmensch nach der Blässe seines allzuschmalen Gesichts, der ein wenig beau-mäßigen Pflege eines dunkelblonden, graziös geschweiften Schnurrbarts.

„Das sagst Du?" rief er empört, „Du, der nie ein philosophisches Buch ganz durchgelesen hat, Du, der von der Sache spricht, wie ein Blinder vom Regenbogen?"

Der Freund hatte ihm soeben auf die Achillesferse getreten.

Herr Philipp war nämlich eins jener vielen Opfer des unstudierten Philosophentums unserer Tage, las einst bereits in Sekunda Kant und Hegel, korrespondierte als Student eifrig über die Regierung des Willens mit dem Philosophen Hartmann und geriet endlich, als er im übrigen das war, was man in äußerer Beziehung „fertig" nennt, auf Friedrich Nietzsche. Da begann erst recht das Unglück. Herr Philipp, der im Grunde eine ganz liebenswürdige, wohlwollende Natur war, verfiel plötzlich in die unberechtigtste Menschenverachtung.

Und was hatten ihm die armen Menschen gethan?

Sie hatten ihn verzogen, verwöhnt, oft über Verdienst gut behandelt, ja, stellenweise — im femininen Teil — angebetet; eine sogar geliebt.

Gleichviel! Er hielt sie allesamt für Schlangen, ja, er warf sich mit Wonne auf die große Verachtung des Zarathustra, grübelte stundenlang über die dunkle Seligkeit, „Pfeil der Sehnsucht nach dem andern Ufer“ zu werden und zitierte möglichst oft, zum jedesmaligen Schrecken seines Jugendfreundes, den schneidenden Satz: „Wo man nicht mehr lieben kann, da soll man vorübergehen!“

Dies traurige, gleichgiltige Vorübergehen war nach und nach so sehr seine Passion geworden, daß er überall schleunigst zu lieben aufhörte, auch da, wo vielleicht Nietzsche ihm keine Berechtigung zugestanden hätte.

Vom medizinischen Standpunkt aus war Herr Philipp einfach nervös.

Da er zudem stellenweise an Kopfweh litt — winters tanzte er viel, und der Zwang, verachtete Wesen dabei anzufassen, vergrößerte diese Pein ins Ungeheure — verreiste er seinen Urlaub in den Bergen. Dort hatte nun die Menschheit das Unglück, ihm erst recht zu mißfallen. Im Hotel schnarchte zuweilen ein Nachbar; an der Table d'hote aß manchmal ein Nebenmann Fisch mit dem Messer; am Wasserfall von Oetz, dem blauen, tobenden Sturzbach, störte ihm ein Berliner mit seinem harmlosen „jottvoll“ die Poesie, und als er einst, einem Sonnenaufgang zu Liebe, vor Hahnenkrähen auf einen leergeglaubten Gipfel stieg und harrend im Grase lag, da entpuppte sich mit einem Mal, zehn Schritt von ihm, in der aufwachenden Helligkeit ein sächsischer Provisor, der den zögernden

Ball durch Melodien in heimatlicher Mundart zu beschleunigen suchte — die ganze Reise war eigentlich eine große Misere!

Zu alledem traf er im Hotel von Landers einen Jugendfreund und Korpsbruder. Anfangs war er entrüstet über die Rücksichtslosigkeit, ihm zu begegnen, ihn zum Reden zu veranlassen. Dieser Freund aber, an dem von der Universitätszeit her wegen seiner Vorliebe für Bergtouren der Spitzname „Fex“ hängen geblieben war, gehörte zu den Menschen, deren Umgang auf die Dauer niemand lästig sein kann. Er hatte das normalste Seelengleichgewicht, die bequemste Philosophie und zwar eine ganz einfache, zu eigenem Bedarf zurechtgebaute, in der keine Schrulle war, sondern eine gesunde, nicht zu viel klügelnde Vernunft.

In seligen Korpstagen, als beide ihre ersten Terzen in der Saale bespiegelten, wenn sie rudernd das Paradies durchglitten, hatte Fex die philosophischen Tiraden des Freundes oft genug mit tolerantester Geduld angehört und dabei manchmal das stille Heldentum des Schweigens geübt. Inzwischen hatten verwickelte Schicksale und eine nicht immer günstige Fortuna ihn sarkastisch gemacht, ja, er galt schlechtweg für boshaft und trug dies Renommee gelassen, weil es irrig war. Sein Spott diente ihm nur als Waffe, die er den Tücken seines Daseins entgegenhielt, als Schild, mit dem er Schmerzen abwehrte, die sentimentale Menschen an seiner Statt unterjocht hätten.

Gleichviel! Er hielt sie allesamt für Schlangen, ja, er warf sich mit Wonne auf die große Verachtung des Zarathustra, grübelte stundenlang über die dunkle Seligkeit, „Pfeil der Sehnsucht nach dem andern Ufer“ zu werden und zitierte möglichst oft, zum jedesmaligen Schrecken seines Jugendfreundes, den schneidenden Satz: „Wo man nicht mehr lieben kann, da soll man vorübergehen!“

Dies traurige, gleichgiltige Vorübergehen war nach und nach so sehr seine Passion geworden, daß er überall schleunigst zu lieben aufhörte, auch da, wo vielleicht Nietzsche ihm keine Berechtigung zugestanden hätte.

Vom medizinischen Standpunkt aus war Herr Philipp einfach nervös.

Da er zudem stellenweise an Kopfweh litt — winters tanzte er viel, und der Zwang, verachtete Wesen dabei anzufassen, vergrößerte diese Pein ins Ungeheure — verreiste er seinen Urlaub in den Bergen. Dort hatte nun die Menschheit das Unglück, ihm erst recht zu mißfallen. Im Hotel schnarchte zuweilen ein Nachbar; an der Table d'hote aß manchmal ein Nebenmann Fisch mit dem Messer; am Wasserfall von Oetz, dem blauen, tobenden Sturzbach, störte ihm ein Berliner mit seinem harmlosen „jottvoll“ die Poesie, und als er einst, einem Sonnenaufgang zu Liebe, vor Hahnenkrähen auf einen leergeglaubten Gipfel stieg und harrend im Grase lag, da entpuppte sich mit einem Mal, zehn Schritt von ihm, in der aufwachenden Helligkeit ein sächsischer Provisor, der den zögernden

Ball durch Melodien in heimatlicher Mundart zu beschleunigen suchte — die ganze Reise war eigentlich eine große Misere!

Zu alledem traf er im Hotel von Landers einen Jugendfreund und Korpsbruder. Anfangs war er entrüstet über die Rücksichtslosigkeit, ihm zu begegnen, ihn zum Reden zu veranlassen. Dieser Freund aber, an dem von der Universitätszeit her wegen seiner Vorliebe für Bergtouren der Spitzname „Fex“ hängen geblieben war, gehörte zu den Menschen, deren Umgang auf die Dauer niemand lästig sein kann. Er hatte das normalste Seelengleichgewicht, die bequemste Philosophie und zwar eine ganz einfache, zu eigenem Bedarf zurechtgebaute, in der keine Schrulle war, sondern eine gesunde, nicht zu viel klügelnde Vernunft.

In seligen Korpstagen, als beide ihre ersten Terzen in der Saale bespiegelten, wenn sie rudernd das Paradies durchglitten, hatte Fex die philosophischen Tiraden des Freundes oft genug mit tolerantester Geduld angehört und dabei manchmal das stille Heldentum des Schweigens geübt. Inzwischen hatten verwickelte Schicksale und eine nicht immer günstige Fortuna ihn sarkastisch gemacht, ja, er galt schlechtweg für boshaft und trug dies Renommee gelassen, weil es irrig war. Sein Spott diente ihm nur als Waffe, die er den Tücken seines Daseins entgegenhielt, als Schild, mit dem er Schmerzen abwehrte, die sentimentale Menschen an seiner Statt unterjocht hätten.

Herrn Philipps unveränderte, ja im Grunde verschlimmerte Philosophie bespöttelte er schon deshalb, weil dieser blonde, günstig gebettete Glücksvogel überhaupt gar keine Berechtigung zum Pessimismus besaß. Zudem war selbiger hier so unlogisch; weder Schicksal noch Temperament geboten ihn, ja, mitten in die jugendliche Verachtungswut, die mißverstandene Philosophie hier verschuldet hatte, brach oft genug der natürlichste Begeisterungsdrang. So sehr Herr Philipp die Menschen heruntermachte, die Natur hatte an ihm den innigsten Impresario, den schmeichelhaftesten Erklärer.

Fex hätte viel erwidern können, begnügte sich aber mit wenig. Während er gelassen seinen Kneifer putzte und dabei die Zigarette zwischen den Zähnen balancierte, sagte er näselnd: „Verlange von den Menschen nicht mehr, als sie leisten können, dann hast Du den philosophischen Ballast überhaupt nicht nötig, und auf mein Wort! es lebt sich besser und einfacher ohne."

„Jetzt biegst Du aus!" rief der andere. „Du willst keinen Disput anfangen, weil Du Deiner Partei nicht traust!"

Fex sah ihn von unten an. Er hätte jetzt sagen können: das glaubst Du selber nicht! Da sein Blick das aber genugsam aussprach, schwieg er.

Nach einer Pause schloß er dann begütigend: „Weißt Du, Philipp, zanken ist mir zuwider, schelten ebenso; wenn Du Philosophie machst, schiltst Du immer und

zwar auf die Menschheit. Ich bin wahrlich kein übertriebener Philanthrop, aber doch höre ich es ungern, wenn jemand eine Gesellschaft schmäht, zu der ich selbst gehöre, noch dazu in schöner Gegend und bei sechsundzwanzig Grad Réaumur!"

Herrn Philipps weitere Angriffe glitten an dem rauchenden Fex gänzlich ab.

„Ein schrecklich indolenter Mensch!" dachte er — „der reine Idiot in diesem Punkt — na warte! morgen wandere ich nicht wieder mit Dir; lieber laufe ich die Nacht über das Stilfser Joch davon — o, diese Menschen! in die schönste Natur tragen sie den schreiendsten Mißton!"

Wer diesen Gemeinplatz anführt, nimmt sich selbst stets davon aus — so auch Herr Philipp; und doch hätte er mit seinem Innsbrucker Lodenkostüm, dem gemusterten Flanellhemd und der tadellos gebundenen neuen Krawatte, vollends aber mit seinem großstädtischen Blaßgesicht viel eher für einen solchen Mißton gelten können, als der saloppere Fex, der schon mehr einen brünetten Defreggerkopf auf seinen breiteren Schultern trug.

Nun die Arseier Gletscher in ihrer kalten, unnahbaren Hoheit schimmernd hinter ihm standen, war er wahrlich keine Staffage, die den Coulissen entsprach, vielmehr eine Bestätigung seines eigenen Satzes. Nur die Eingeborenen, die einfachen Naturburschen und langzöpfigen Schönen, Gestalten, denen die Mode nichts anhaben kann, passen in solchen gewaltigen

Rahmen; jeder Stadtmensch, der gescheidteste selbst, der am glänzendsten gefirnißte — auf der Zacke jenes vorsintflutlichen Riesengebirges bekommt er meistens den Anstrich der Karrikatur.

Die Sonne stand jetzt gerade über dem Thal, als die beiden „Mißtöne“ dem Dorfe Lins entgegenschlenderten. Ihr starker Schein trieb den kräftigsten Wohlgeruch aus den Tannen, jenen bekannten Ozon, den man sich heutzutage auch winters aus gläsernen Flaschen ins Zimmer spritzen kann, um dabei der Tannenwälder zu gedenken, die man sommerlich durchschritt — nur unverfälschter war er, kräftiger, schöner; dazwischen der feine Duft von Skabiosen und Krauseminze, von all den hundert Pflanzen, die an Alpenhängen wuchern, die ersten Herbstblumen, noch kaum bemerkbar zwischen die glühenden Dolden des Sommers gestreut und doch schon eine leise Ahnung kommenden Abschieds in das volle Blütenglück tragend; hier ein helles Wasser, mit jenem Schulbuben-Übermut zu Thale sausend, wie er Bergbächen eigen ist; dort eine abgemähte Wiese mit reichen Erntebüscheln, das satte Bild der Sommerhöhe, der langen Arbeit, die am Ziele ist — endlich das Dorf, ein echtes Tiroler Dorf, voll schwerer Obstbäume, Sonnenblumen und Malven, die Häuser im schmucken Landesstil mit breiten, steinbelasteten Dächern, wie man sie in jeder Kunstausstellung findet unter den „Motiven aus der Schweiz“, der primitive Heilige über der Thür, oder eine schwertdurchbohrte Maria unter dem üppigen nelkenschweren Blumenfenster —

fließende Brunnen, neugierige Kinder, der Duft von Lawendel, Knoblauch und Reseda; Männer mit langen Pfeifen und bunten Westen, Frauen im hellen Kopftuch, ein „Grüß Gott“ auf der Lippe — alles heiß und hell in der fast lähmenden Glut eines wolkenlosen Augusttages.

Etwas besaß das Dorf Lins, was die andern Schwesterdörfer nicht hatten, nämlich eine Vergangenheit, keine von jenen dutzendhaften, in denen eine Feuersbrunst oder ein übergetretener Bach die Hauptrolle spielt, sondern eine besondere, interessante, historisch verbriefte Vergangenheit.

Vor Jahrhunderten residierte hier eine Herzogin von Tirol. Ein massives Schloß stand in der Mitte des Dorfes, dort, wo jetzt ein neues Kirchlein mit romanischen Fensterscheiben zwischen den Häusern aufblitzt ein viereckiger Bau mit wenig Fenstern, riesigen Thüren und einem breiten Altan, auf dem abends zuweilen das brokatne Gewand der Herzogin knisterte, wenn sie die alte Bergstraße hinab nach Boten und reitenden Mannen spähte. Edelhöfe schossen ringsum auf; reiche Grafen ließen sich marmorne Portale meißeln, fremde Kaufleute kehrten bei ihnen ein, mit den Herrlichkeiten Venetiens hausierend. Die Geschichte teilte mit freigebigem Lächeln dem kleinen Dorf eine kurze Rolle zu, bis die Rolle zu Ende war, bis die Herzogin die Augen schloß, die Edelhöfe leer wurden, die Zerstörung an den Marmortreppen nagte und nichts übrig blieb, als ein paar bröcklige Fassaden, ein

italienischer Giebel, ein Brunnenheiliger, der dem verirrten Flügelschlag einer fernen, blühenden Kunst sein Dasein dankte — etliche Urkunden mit dem unleserlichen Namenszug der verblichenen Herzogin und — was eigentlich das Schönste war — jener leise, melancholische Schatten, der überall waltet, wo ein größeres Einst von einer ausdruckslosen Gegenwart verwischt wurde, jenes romantische Memento verdrängter, aber nicht ganz erstorbener Vergangenheit.

„Welch ein Idyll!" rief Herr Philipp begeistert, nachdem er in den ausgeschnittenen Bädekerblättern, die er in der Brieftasche trug, die betreffenden Notizen gelesen hatte — „könnte man sich doch eine Stunde aus jener Zeit heraufholen!"

„Glaubst Du, die Menschen von damals hätten eher das Glück gehabt, Dir zu gefallen?" fragte Fex.

„Ganz gewiß! wenigstens Spott und Ironie kannten sie noch nicht!" versetzte er anzüglich; dann, als plötzlich der frische, jauchzende Ton eines echten Jodlers aus irgend welchem dämmernden Hausflur herschallte, blieb er stehen, ergriff Fex am Arm und begann energisch: „Damit wir uns recht verstehen, laß mich einmal klarlegen, höre mir einmal zu, ohne gleich mit Deiner Sezierschere dazwischen zu schneiden! Du weißt, ich hasse die Menschen, sie sind mir tief zuwider, all' die berechnenden, kalten, vertrauenslosen Ameisen des großen Haufens — diese aber —" und er wies auf eine sonntäglich bunte, leise schwatzende Gruppe am Brunnen — „diese naiven Naturkinder,

denen die reine Harmlosigkeit stadtfremden Lebens aus dem Auge schaut, die rechne ich überhaupt nicht zu den Menschen in diesem Sinne —"

„Hör mal!" warf Fex ein, „für diese Rubrizierung wären sie am Ende nicht gerade dankbar —"

„Unterbrich nicht!" gebot Herr Philipp gereizt; „sie scheinen mir so anders als die Theaterpuppen von zu Hause, daß ich sie eher wandelnden Blumen vergleichen möchte, ähnlich jenen rätselvollen Meerpflanzen, die wie Blüten aussehen und wie Lebendige atmen."

„Ich danke meinem Schöpfer, daß ich kein Zoologe geworden bin!" rief Fex. „Diese Definition könnte einem Fachmann ja den ganzen Sommertag verderben!"

Herr Philipp aber fuhr unbeirrt fort: „Da stehen sie im Sonntagsschmuck, eben aus der Kirche herabgekommen, fromm und unschuldig, den letzten Gesangbuchvers noch auf der Lippe, die Männer ehrlich und treu, die Frauen braunäugig und gut, alle zusammen die lebendige Illustration zu dem hübschen Wort, ‚auf der Alm giebt's ka Sünd!'"

Und mit einer eleganten Handbewegung, derselben tadellosen Geste, mit der Herr Philipp in Winterzeiten als Festarrangeur die Mütter der Schönen ins Sofa lud, deutete er jetzt auf die malerische Schar, die unter dem berauschenden Atem eines Lindenbaumes flüsternd zusammenstand.

Wohl Dir! dachte Fex. Ich will Deine Illusionen nicht stören; daß die dort sich aber die Cour schneiden,

genau so wie Du Deinen wechselnden Coeurdamen, darauf hackte ich mir die Finger ab; „Enfin! das Wirtshaus!“ rief er dann — „zum Schäfle, ach, wie poetisch! das Symbol der Unschuld im Wappen und hoffentlich Tyroler im Keller!“

„Ja, durstig wird man,“ entgegnete Herr Philipp gedankenlos, und beide traten durch die Seitenpforte in den Wirtsgarten.

Er war sehr primitiv, dieser Wirtsgarten, schlechtgepflegter Rasen, eine hölzerne Laube, ein verkrüppelter Birnbaum und eine Kegelbahn mit rauchenden ‚Defreggers‘ darin — aber Sonne auf dem Ganzen und Gletscher darüber — er war eigentlich sehr hübsch, dieser Wirtsgarten!

„Das schönste auf der Wanderung, das ist die süße Rast!“ citierte Herr Philipp und sank auf die Holzbank. „Etwas weicher könnte der Sitz zwar sein!“ fügte er gleich mißbilligend hinzu.

„In Idyllen sitzt man immer hart,“ bemerkte Fex.

Da kam eine behäbige, vertrauensvoll grinsende Gestalt vom Wirtshaus her, stellte sich am Eingang der Laube auf, sah die beiden Wanderer an und sagte langsam: „Ja, ja, ja!“

„Ein Original!“ flüsterte Herr Philipp, „ein Naturmensch! o, wie das wohl thut!“ Er bestellte einen Liter vom Faß, und bedächtig schlürfte der Wirt in seinen weiten Sonntagspantoffeln davon.

„Weshalb das Gasthaus zum ‚Schäfle‘ heißt, weiß ich nun,“ sagte Fex.

„Du thust mir leid," grollte Philipp, „daß Du keinen Sinn für ländliche Einfalt hast. Moralisch steht diese Einfalt jedenfalls weit höher als die moderne Schlangenklugheit gewisser Vernunftsritter."

Fex lachte. „Von selber wär's mir allerdings nicht eingefallen, daß dieser Wirt vom ‚Schäfle' in irgend etwas über mir stehen soll; danke für den Avis!"

Der Besprochene kam zurück. „Die Stasi bringt's," sagte er und ließ sich ohne weiteres neben Herrn Philipp nieder. „Ja, ja!" monologisierte er noch einmal mit derselben Langsamkeit, derselben staunenswerten Beschränktheit im leidlich geformten Gesicht.

„Sie haben wohl viel Gäste des Sommers?" fragte Herr Philipp leutselig.

„O ja, das geht schon an," entgegnete das „Schäfle" nach Ablauf einer Minute; „diesen Sommer waren halt schon zwei oben."

„Wirklich?" wunderte sich Herr Philipp.

„Ja, ja — erst Herr Schnabel — Sie kennen doch Herrn Schnabel?"

„Nein —"

„Nicht?" sagte der Wirt ungläubig. „Herrn Schnabel aus Kalifornien, den müssen Sie doch kennen!"

„Nein, wirklich nicht," beharrte Philipp.

Über die wunderbare Entdeckung, daß jemand auf dem Globus Herrn Schnabel aus Kalifornien nicht kannte, verfiel der Wirt in langes Schweigen.

„Ja, Du hast recht; Einfalt ist etwas Köstliches!“ flüsterte Fex dem Freunde zu.

Da erschien die Stasi mit dem Wein.

Leider war Stasi nicht die Tochter, wie der Mädchen verachtende Herr Philipp trotz allem gehofft hatte, sondern die Gattin des Schäflewirts, nicht gerade eine verblühte, aber doch zu sehr ins breite gegangene Schönheit.

„Aber den Lindenschmid, den kennen Sie doch?“ fragte der Wirt.

„Nein,“ gestand Herr Philipp.

„I natürlich!“ mischte sich Fex ins Gespräch; „den Lindenschmid, den kenn' ich, ein lieber Mensch das! So, also der Lindenschmid ist hier oben gewesen?“

Das Gesicht des Wirtes leuchtete. „Ei jawohl, und da oben hat er gewohnt über dem Nelkenbrett, und Fresgemälde hat er gemalt, zum Morgenfrühstück hat er Honig genommen, Brod, Butter, Eier — zuweilen auch a Käs —“

Langsam, als wäre jedes Wort von historischer Bedeutung, fielen die Silben von des Erzählers Lippen. „Diese Erzählung des Lindenschmidschen Frühstücks ist ja wirklich fabelhaft spannend!“ flüsterte Fex. Philipp dagegen war ganz hingenommen von der einfachen Welt, die sich hier aufthat, von der biederen Redlichkeit der beiden Leute und jener Perspektive anspruchlosen Genügens. Er that Frage auf Frage. So kurz die Antworten waren, so deutlich

entrollte sich ihm doch das Bild des Alltagslebens dieser Leute, das einförmige und doch anmutende Gemälde, in das nur der Wechsel der Jahreszeiten Veränderung brachte. Die Mittagshitze wirkte dabei so angenehm einschläfernd. Er glaubte Schnitterlieder zu hören oder das klatschende Klippklapp des Schuhplattltanzes, das Surren des Spinnrades, das die Stasi an Winterabenden drehte, das Schwatzen der Mädchen, die zum Maisauskernen in die Gaststube kamen, wenn draußen der Wind heulte oder ferne Lawinen niederkrachten.

Ja, es war etwas recht Geeignetes für Herrn Philipps stadtmüde Phantasie!

Dabei aus der Kegelbahn das einförmige Geräusch sausender Kugeln, die Rufe des Kegeljungen, das Bravo der Spieler; über ihm eine schmetternde Drossel, und wenn er den Blick erhob, die blendende Zackenreihe des herrlichen Gletschergebirges, weiß und fleckenlos dem tiefen Himmelsblau enttauchend.

„Und im Winter kommen die jungen Leute aus der Fremde heim," erzählte die Stasi. „Und Spiele haben wir dann in Lins, der Kooperator studiert sie ein; das is ein ganz junger Mann, was der Kooperator is, und er hat viel gesehen in München, wo er herkommt; er sucht sich die Leute dazu aus, und die ganze Intelligenz spielt mit."

Dann hat der Wirt also nie zu spielen gebraucht! dachte Fex.

„Und im alten Schulhaus wird aufgeführt; dann

kommen die Leute von weit her, sogar von Hochwies —" und Stasi zeigte auf einen schlanken Kirchturm an der anderen Seite des Flußthales, der aus riesigen Wäldern anmutig emporstieg, „Nur aus Grans kommt keiner; da gönnen sie uns nicht die Ehr."

„Warum nicht?" fragte Fex.

„Da hat's früher mehr Menschen gegeben als bei uns," versetzte Stasi; „jetzt giebt's bei uns mehr, und das können die Granser nicht verzeihen."

„Hm!" lachte Fex, „Piquagen giebts also auch hier."

„Da kommt Cyper!" sagte der Wirt.

Cyper war der einzige Sohn des ‚Schäfles' einstmaliger Erbe; ein kräftiger, hochaufgeschossener Mensch, dem die Pfeife im Munde hing, ganz wie einem Modell jener glücklichen Maler, die ihre heimische Rasse berühmt gemacht haben über weite Meere hinaus. Der Verstand der Familie hatte nach der schönen Ausruhe, die er bei der Versorgung des Vaters gehalten, sich in Cyper wieder aufgenommen. „Ich geh' ins ‚Rößle'!" sagte er; „will sehen, ob's Bier dort schon wieder sauer ist."

Der Vater nickte; Cyper rückte ein wenig am Hut und schlenderte davon.

„Das ist 'ne Wirtschaft im ‚Rößle'!" sagte der Wirt; „immer saures Bier."

Fex, der den jungen Tiroler scharf beobachtet hatte, fragte obenhin: „Im ‚Rößle' sind wohl Töchter?"

„Ja wohl — eine schmucke Dirn — aber — aber —“ und er schüttelte mißbilligend den Kopf.

Hm, hm, dachte Fex; nun weiß ich, warum der Cyper ins „Rößle“ geht, um's saure Bier nicht — tout comme chez nous! —

Die Zeit ging wie im Traum hin, und der Tirolerwein erhöhte noch das Traumgefühl. Fex mahnte schießlich zum Aufbruch.

„Es ist fast unrecht, sich gewaltsam aus einer so angenehmen Situation herauszureißen!“ sagte Herr Philipp; „ich bliebe noch so gern.“

„Ei, so bleiben Sie doch!“ ermunterte der Wirt. „Das Stüble, worin der Herr Schnabel gewohnt hat, steht noch leer.“

„Bleib doch!“ redete Fex ihm zu. „Am Ende kommst Du auch in des Lindenschmids Zimmer; wer weiß? Da sind vielleicht noch Fresgemälde an der Wand, und zum Frühstück fällt möglicherweise auch für Dich Honig und „a Käs“ ab.“

„Bleiben Sie doch!“ sagte nun auch Stasi. „Dreimal in der Woche giebt's Knödl, und wenn Sie wollen, können Sie alle Tage Geselchtes haben, und Sonntags machen wir Stauß.“

Herr Philipp lächelte, dasselbe hübsche Theaterlächeln, das ihm während der Saison so vielen weiblichen Beifall einzutragen pflegte, und wehrte freundlich ab. „Aber ich komme wieder, gewiß, ich komme wieder!“ und mit großer Herzlichkeit drückte er die dargebotenen Hände der Naturkinder.

Fex legte sein Dankesgefühl wesentlich in ein gutes Trinkgeld. „Und grüßen Sie den Lindenschmid!“ rief der Wirt ihnen nach. Die Gartenthür fiel ins Schloß. Die beiden Wandrer standen auf der Straße.

„Das wäre also gewesen!“ sagte Fex.

Sie schritten in dem breiten Häuserschatten hin, den der Sonnenbrand über den Weg zeichnete. Die herabhängenden Nelkenstauden an den Fenstern streiften ihnen fast die Schulter. Riesige Sonnenblumen lugten über die bretternen Zäune und sprudelnde Wasser schossen überall thalab. Am Ende des Weges blieben beide stehen und schauten sich noch einmal um. Links ragten die Reste eines hohen Portals, zwei mächtige Karyatiden mit jenem großen Verwunderungsblick, den man so oft an diesen steinernen Häuptern findet; Moos wucherte an ihren Schläfen; Kinderwäsche trocknete auf ihren schönen Schultern und um ihre Hüften schlang eine Spalierrebe den zarten Zweig. Rechts stand das Gasthaus zum „Rößle,“ ein plumper, weißer Bau mit einem ungeschickten Pferd über der offenen Thür, schlecht und pfuscherhaft gemalt; im Flur aber verschwamm das abgetönte Sonnenlicht in dämmerndes Blau. Dort stand Cyper, der Sohn vom „Schäfle,“ und untersuchte, ob das Bier sauer war, auf seine Art, indem er die Tochter vom „Rößle“ persönlich ins Gebet und dabei in die Arme nahm.

„Hier wohnt das Glück!“ seufzte Herr Philipp.

Da klopfte ihm Fex auf die Schulter. „Weißt Du was?“ sagte er, „wenn wir armen Stadtmenschen Dir

nächsten Winter einmal ganz zuwider werden, so wandre doch aus! Mache die Saison in Linz mit! Wer den Ort sicher weiß, wo das Glück wohnt, ist ja ein Thor, wenn er nicht hingeht.“

II.

Stadtmenschen . . .

Ja, da saß er wieder zwischen ihnen, während der Schneesturm über Dächer und Fabrikschornsteine toste, und der Winter die Gesichter blau und die Herzen frostig machte.

Da saß er, eingeklemmt in einen Beruf, der ihm zu trocken, in eine Geselligkeit, die ihm zu stürmisch war, zwischen Menschen, die sämtlich das Mißgeschick hatten, ihm unerträglich zu sein.

Seine Philosophie blühte ruhig weiter, gutgenährt vom pessimistischen Gedankentau, den er ihr täglich zukommen ließ; aber wie immer bei Herrn Philipp, so klaffte auch jetzt zwischen Theorie und Praxis eine weite Kluft. Er haßte die Menschen zwar, hatte sich aber doch vor vierzehn Tagen in ein Komitee für Dilettantenaufführungen wählen lassen.

Man spielte für ein abgebranntes Dorf, weitab an einer meilenfernen Landesgrenze, wo die Kinder mit dem Schreckensruf „der Russe kommt!“ zu Bette gejagt werden, wie einst die kleinen Römerknaben mit

dem Hannibal ante portas! Im Grunde ging der polnische Brand die Mitbürger des Herrn Philipp sehr wenig an, aber wo Mitleid, die schöne Blüte menschlichen Gefühls, einmal gedeihen will, da nimmt sie es mit der räumlichen Entfernung des Gegenstandes nicht so genau.

Alles war im besten Geleise.

Die Vorstandsdamen lagen sich bereits in den Haaren wie alte, vorchristliche Barbarenvölker. Unter den Spielern war auch schon eine Art Jasonscher Drachenzähne aufgegangen. Etliche hatten sich entrüstet vom Schauplatz zurückgezogen mit dem festen Vorsatz, künftig mit schwarzseherischen Blicken das Messer einer unbarmherzigen Kritik zu wetzen. Unter den Müttern hielt jede das eigene Kind für eine geborene Riemann-Raabe und kämpfte wie eine Löwin um die größte Rolle. Daher massenhafter Andrang, nur teilweise Erhörung und namenloser Zorn auf den Sündenbock für alles, was nicht nach Wunsch ging — auf das Komitee. Wirklich! die Dinge waren im besten Geleise!

Zweimal meldet sich selten jemand zu der Ehre, Komitee zu sein; das hat gute Gründe. Wenn Herr Philipp auf sein bisheriges Wirken zurücksah, auf die ungerecht erhaltenen Nackenschläge, die schuldlos erworbenen Feindschaften, so lautete die Quintessenz: das war einmal und nicht wieder!

Aber leider war der Spuk noch nicht zu Ende.

Mit grimmig lächelndem Gesicht stand er tagtäg-

lich auf den leichtgezimmerten Brettern, stöhnend unter der Ritterpflicht der Höflichkeit, wenn ihm ein donnerndes Exerzierplatzwort aus seiner Dienstzeit in der Kehle saß. Zu all dieser Pein noch die Verantwortung für jeden Mißgriff, der vorkam, für das Klappen der Aufführung, das Wohlbefinden der Gäste, für vorschnelle Verlobungen und zerkrachte Freundschaften.

Und das Schlimmste war der Partner im Komitee, der furchtbare Regierungsrat mit seiner ewigen, fuchtelnden Handbewegung, der Mann mit dem künstlichen Mäcenas-Nimbus und den langen Feuilleton-Tiraden über das „wahrhaft Schöne“! Ja — und wenn er ihn nur tags über hätte sehen müssen, diesen backenbärtigen Phraseur mit dem albernen Binocle! Was das Schlimmste war, allnächtlich schnarrte er in Herrn Philipps mühsam erkämpfte Träume und jagte die hübschen Gestalten anderen Geschlechts zurück, die gerade unter der Gedankenschicht heraufwollten.

„Ich werde noch verrückt!“ sagte Herr Philipp jedesmal, wenn er seinem Freund Fex — sie arbeiteten an derselben Regierung — bei einer Sitzung begegnete.

„Warum läßt Du Dich darauf ein?“ achselzuckte Fex.

„Ja, kann ich denn anders, Mensch?“ rief alsdann rollenden Auges das unglückliche Komiteemitglied, so laut, daß der alte Präsident erstaunt von den Akten aufsah. Einen Grund, weshalb er nicht anders konnte, gab er jedoch nicht an.

Es war ja eigentlich auch nur natürlich, daß Herr Philipp bei der Sache war, daß sein dunkelblonder Normalkopf überall auftauchte, wo die Geselligkeit ihre Falterflügel schwang, ja, daß dieser Kopf sogar auf dem ersten Tableau mitwirken sollte.

Man versprach sich besonders viel von diesem ersten. Die niedlichste junge Dame erschien darin als „weiblicher Paris“, ganz nach dem modernen Gemälde eines Wiener Künstlers, drei männliche Grazien vor sich zur Auswahl: einen älteren Bonvivant, dem man ansah, daß Konservieren sein Lebenszweck war, eine ansprechende Uniform mit dito Inhalt und Herrn Philipp im Künstlerrock, der Phantasie Raum lassend, ob Maler, Klaviervirtuos oder Stern irgend anderer Art.

Im Widerspruch zur Mythologie befand sich aber dieser weibliche Paris keine Minute im Zweifel, wem er den Preis zuerkennen solle — ach! alles, was mit ihm probte, übte und spielte, sah es den hübschen Augen an, daß Herr Philipp der Glückliche war. Alle beneideten ihn; nur er, Herr Philipp selber, war indigniert über das ungewollte Interesse der armen Dame und hätte sich am liebsten die größte Gleichgiltigkeit ausgebeten.

„Ich habe all diese Spielereien satt!“ raunte er Fex zu. „Wie geschraubt das ist, wie unnatürlich! Jeder läuft auf Stelzen, kein wahres Wort, keine offene Meinung. Hinterhaltig sind sie alle, die Kleine da am meisten! Jetzt thut sie mit dem Regierungsrat

schön, und ich weiß, sie kann ihn nicht ausstehen, ebensowenig wie ich."

„Aber Philipp!" versetzte Fex. „Siehe Nordau! Du willst doch nicht etwa gegen die konventionelle Lüge auftreten?"

„Allerdings will ich das! Wahrheit und Freiheit sind die Stützen der Gesellschaft!"

Fex seufzte. „Das glauben ja die Schauspieler selber nicht, wenn sie die schöne Tirade donnern! Glaub' Du es meinethalben, bis der Vorhang fällt; darüber hinaus schiebt aber Dein Verstand ein Bollwerk vor diesen kindlichen Glauben."

„Natürlich! Du denkst immer nur das Schlechte!" grollte Philipp. „Du glaubst nicht, daß die Menschheit einmal einen Aufschwung nehmen könnte!"

„Aber den hat sie ja gar nicht nötig! So wie wir sind, sind wir ja ganz gut. Die irdischen Verhältnisse erlauben es gar nicht anders."

„Gut? Dies Meer von Lüge und Heuchelei findest Du auch noch gut?"

Fex lachte. „Wir sind nicht schlimmer als andere."

„Oho, da möchte ich doch bitten! Es giebt zum Glück noch Thäler, wo Bosheit nicht hindrang, wo noch Vertrauen wohnt, das wir Träger der sogenannten Kultur längst verlernten."

„Du denkst an Lins? fragte Fex.

„Nun ja, oder an irgend ein anderes jener beglückten Apenthäler — Himmel! wie deutlich sehe ich

sie vor mir, diese fabrikleeren Almen, diese stillen, schlummernden Dörfer ohne Konzerte, Theater und Routs, diese biedren, guten Gesichter ohne den elenden Verstellungsfirnis der Physiognomien von hier!"

„Reis' doch hin!" lachte Fex. „Nimm Urlaub!"

„Und unter welchem Vorwand?" zürnte Herr Philipp. „Soll ich mich etwa für bleichsüchtig ausgeben?"

„Warum nicht? Geistige Bleichsucht hast Du ja schon!"

Jetzt wurde Herr Philipp sehr ungehalten. „Mit Dir ist überhaupt nicht zu reden!" versetzte er. „Immer dieser unausstehliche Spott! Du bist mit der schlimmste Typus, Fex, und dabei entschuldigst Du noch die Schwächen, in denen Du selber brillierst, und spielst Dich auf den toleranten Nathan!"

„Höre, Philipp," sagte jetzt Fex mit Nachdruck, zum ersten Mal in einen ernsten Ton verfallend. „Ich wüßte einen andern Vorwand für eine Luftveränderung. Werde mir so grob, daß wir uns schießen müssen; dann hast Du ein paar Monate idyllischer Festungshaft sicher!"

Der alte Präsident — die beiden Freunde führten ihre Unterredung während der Sitzung hinter ein paar blauen Aktenbündeln, — wurde immer unruhiger. Ein gutmütiger Rat gab Herrn Philipp einen höflichen Avis. Die Reisepläne brachen ab, und Kanalbauten und Abwässerungsgeschichten tönten über den grünen Tisch. —

Um fünf Uhr ging Herr Philipp zu einem Diner.

Surrend rollten neben ihm die Gummiräder über den Asphalt; dazwischen knarrten Droschken und Reklamewagen; Fuhrleute riefen ihr unmelodisches „Vorsicht", Schuhputzer pfiffen froh und ungeniert zwischen den Laternenpfählen hin, als existiere die Welt allein für sie; eilige Menschen rannten aneinander, Hunde kläfften dazwischen; überall Gasflammen, Bogenlicht, Lampenschein, grell hineinstrahlend in die blaugraue Fünf-Uhr-Dämmerung und wiedergespiegelt von den zahllosen Pfützen, die das letzte Tauwetter ließ, von den breiten Gossen, in denen Zeitungsfetzen schwammen, Cigarrenstummel, Gemüsegrün — ein echt realistisches Durcheinander.

O, wie er sie haßte, die moderne Großstadt!

Dann das Diner. Zwei Dutzend Gäste, alle lächelnd, stereotyp lächelnd, grinsend, wie ihm schien, eingezwängt in Frack und Seide; Scherze über die banalsten Dinge, daneben Langeweile, öde, niederdrückende Langeweile; endlose Bediente, Trüffeln in der Serviette, Sekt, echt französisch und normal frappiert — nachher giftig starker Mokka, Liqueurauslese von Foking; eine immer müder werdende Konversation, Kunstpausen von erschreckender Länge, grabesstill wie Kirchhofsmausoleen; dann Abschied, verlegte Claques, gestammelter Dank gegen die Hausfrau für das reizende Diner, draußen Dank gegen Gott, daß die Qual vorüber!

Trotzdem ging Herr Philipp noch nicht nach Hause,

sondern in die Oper; dort saß er grollend im Parkett, unzufrieden mit der Welt, unzufrieden mit Meyerbeer, der die Musik so laut, mit der Zeit, welche die Sängerin so verblüht gemacht hatte. Dann im Foyer das endlose Gewoge, überall Bekannte zum Begrüßen, Damen zum Verbeugen, Blicke zu ertragen, die an der hübschen Erscheinung Herrn Philipps jedesmal hafteten, wo sich Jugend aufhielt.

Nach dem dritten Akt aus dem Theater gestürzt, eine neue Knopflochzierde gekauft, ein weißes Chrysanthemum auf Draht, und in den Rout geeilt — dort all die Qual vom Mittag in zweiter Auflage, nein verschlimmert! Er war neben ein junges Mädchen plaziert, der er im vorigen Winter unverzeihlich den Hof gemacht hatte, und mit der er seit einiger Zeit „nicht mehr konnte“; es war dieselbe, die bei den Aufführungen zum Besten des abgebrannten Dorfes als „weiblicher Paris“ sitzen sollte. Am liebsten hätte Herr Philipp den Hausherrn, der so taktlos plaziert hatte, erschlagen.

Paris dagegen hätte dem Hausherrn am liebsten auf den Knieen für seinen Platz gedankt.

Während des Ragouts verhielt sich der Tischherr unzufrieden schweigsam. Paris mühte sich, dem andern Nachbarn, einem schüchternen Avantageur, Antworten abzuringen. Es war ein Kämpfen um jede Silbe; der Avantageur befand sich zum erstenmal auf dem Parkett und hatte zudem trotz des gewählten Berufs einen Abscheu vor Damen.

Herr Philipp fand dies redliche Abackern eines so unfruchtbaren Bodens einfach abgeschmackt.

Stirnrunzelnd begann er beim Braten mit einem gleichgiltigen Thema; natürlich kamen sie bald auf die Aufführung.

„Ich wollte, der ganze Tamtam wäre erst vorbei;" sagte Herr Philipp.

„Tamtam? das nennen Sie Tamtam?" rief der weibliche Paris entrüstet; er nannte es für sich auf französisch „comble du bonheur."

„Allerdings! Komödie wird im Leben ohnehin genug gespielt, daß man sich nicht noch extra dafür herrichten zu lassen brauchte!"

Das redliche Herz des weiblichen Paris wurde immer indignierter. „Sie spielen die Komödie des Mißvergnügten allerdings mit soviel Vollendung," versetzte sie vorwurfsvoll, „daß man Sie kaum zu einer andern veranlassen dürfte."

Herrn Philipps Augen ruhten jetzt zornflammend auf ihr. „Ich glaube zu verstehen!" sagte er — „Sie wollen andeuten, daß ich mich für das bewußte Bild nicht eigne? Sie haben recht. Wer vor Ihnen kniet, von dem wird wohl alle Welt verlangen, daß er beglückter aussieht, als ich es imstande bin."

„Vielleicht wären Sie es mit einer andern Partnerin besser imstande!" versetzte sie kalt und fing gelassen an, das unfruchtbare Feld der Avantageur-Konversation neu zu beackern.

‚O, diese modernen Mädchen!' dachte Herr Philipp.

‚Immer schnippisch, immer berechnend oder piquiert!‘ und ihm fiel plötzlich das hübsche Naturkind ein, das sommers in Lins der glückliche Cyper so herzhaft geküßt hatte. Ja, da war noch Ursprünglichkeit — Frische — Liebe . . .

Nach Tisch trat ein ungeschickter Bedienter Herrn Philipp auf den linken Fuß, der ihn ohnehin schmerzte. Die schöne Frau X. sagte ihm etwas Teilnehmendes über sein elendes Aussehen. Beim Fortgehen zog jemand im Vestibül seinen Mantel an, noch dazu ein korpulenter Herr, der ihn ausweitete; so etwas ist schon nicht mehr Versehen, das ist Perfidie. Ärgerlich und abgetrieben ging er nach Hause.

Natürlich schlief er die Nacht sehr schlecht und wachte mit Kopfschmerzen auf. Beim Frühstück sah er die eingegangenen Briefe und Zeitungen durch, ärgerte sich über einige Maßregeln der Regierung, las alle verübten Unthaten und sonnte sich in Abscheu gegen eine Menschheit, die immer raffiniertere Abscheulichkeiten zustande brachte.

Zuletzt ging er an die Briefe.

Erst die Zeilen einer Mutter, die um eine andre Rolle für ihre Tochter bat. ‚Rokoko stehe Frida nicht; italienische Tracht wäre besser; ließe sich das nicht machen, so dankten sie überhaupt.‘

Zweiter Brief von einer jungen Frau. ‚Sie könne unmöglich mit Herrn von L. in einem Stück spielen, da zwischen seiner und ihrer Familie etwas vorgefallen wäre.‘

Dann ein erbostes Schreiben des Regierungsrats. ‚Man könne unmöglich bei Gas spielen. Elektrisches Licht sei das einzig wahrhaft Schöne. Er würde noch im letzten Moment aus dem Komitee scheiden, sofern Herr Philipp auf Gas bestände.‘

Zuletzt ein kleiner, weißer, unparfümierter Brief des weiblichen Paris. ‚Sie müsse morgen zu einer kranken Freundin reisen, könne zu ihrem Bedauern bei den Aufführungen nicht mitwirken, wünsche Herrn Philipp viel Vergnügen‘ und so weiter. Der Brief ließ an indifferenter Höflichkeit nichts zu wünschen übrig.

Herr Philipp las ihn zweimal erstaunt durch. ‚Um so besser!‘ dachte er; ‚dann wird eben aus dem ganzen Bilde nichts.‘ Zuletzt gestand er sich ehrlich: ‚Das hatte ich nicht erwartet.‘

Zugleich wanderten seine Gedanken rückwärts.

Es war doch eine hübsche Zeit gewesen, als er noch soviel Jugendmut besaß, einem Mädchen unverzeihlich den Hof zu machen, als er noch mit Passion tanzte, zu Gefallen lief, ohne Mißtrauen in blaue Augen sah, unverstellt und heiter sein junges Löwentum durch die Ballsäle trug — jetzt war das alles vorbei; er hatte einen Dégout gegen die Welt! jawohl, einen Dégout! Und er sprang hastig auf, das Zimmer zu durchsausen, riß einen Band Nietzsche vom Schreibtisch und durchblätterte ihn aufs Geratewohl.

„Wo man nicht mehr lieben kann, da soll man vorübergehn!“ Richtig! da stand es, in schwarzen

Lettern auf geduldigem, aus Lumpen
Papier.

Ja, vorübergehen! das wollte er
sophischer Ruhe hinter sich lassen, was er
mehr imstande war, den ganzen Ballast
Plunder, den ganzen Tamtam!

Oh! er wußte noch ein Thal, wo
Herz auftauen konnte, wie sommers
über ihm.

— Am Abend desselben Tages fand
aus seinem litterarischen Wochenzirkel h
Brief Philipps vor.

„Ich reise mit dem Nachtkurier in
Land. Das Ganze ist mir zuwider.
laub meiner Carriere schadet, um so b
Hintermänner! Ich konnte nicht and
durchaus nicht ein, warum ich an dieser
Aufführungen zugrunde gehen soll! M
tröstet mich meine Philosophie.

Bis auf weiteres

Meine Adresse wirst Du Dir denken
Schäflewirt."

III.

Eine weiße, blendend helle Fläche, hier und da unterbrochen von dunklen Kiefern, verstreuten Dörfern, von den blitzenden Windungen eines zugefrorenen Flusses — der Himmel von kaltem, einförmigem Blau, am Horizont verschwimmend in eine flüchtige Schattierung von Matt-lila; gegen ihn gelagert eine mächtige Kette, schroff, riesenhaft und schneeweiß — ja, da waren sie, die Alpen!

Herr Philipp hätte fast die Hände gefaltet, so selig überkam ihn das Bewußtsein ihrer Nähe. Er lag in seinen Pelz gehüllt im Coupé, fröstelnd, aber seit langen Monaten zum erstenmal wieder glücklich. Er war allein, das heißt, so gut wie allein; der Geschäftsreisende in der andern Ecke, der wegen Rosinenhandels über den Brenner wollte und eifrig in der Börsenzeitung las, zählte für ihn nicht. Er hatte ganz die holde Empfindung eines ungestörten Tete-a-Tete mit den Bergen seiner Sehnsucht.

Wie schön sie war, diese Winterfahrt!

Immer näher kamen die Gipfel, immer deutlicher unterschied er ihre Zacken, die schlanken Biegungen der Vorgebirge; jetzt schoß die Bahn dicht an ihrem Fuße hin; der grüne Inn drängte sein schillerndes Bett daneben; zerstörte Burgen ragten düsterschwarz aus dem weißen Schnee, hohe Burgen, die aber klein erschienen, weil die riesige Alpenstaffage hinter ihnen

stand. Dörfer schwanden im Flug vorbei; wie eingeschlafen lagen sie da, ohne Grün', ohne Touristenschwärme, ohne Leben — leere Bahnhöfe überall, höchstens der verschlafene Wirt, eine frierende Landfrau, ein junger Mönch, den sein Orden verschickte; sonst auf derselben Weltstraße, über die allsommerlich viele Tausende hinwegfluten, die Stille des Winters, in die der Bahnpfiff fast befremdend hineinklang. Das Echo heulte ihm nach. Zuweilen scholl es fernab wie zürnendes Donnern — Lawinen, die zu Thale sausten, gelockert von dem schrillen Ton . . .

Da — eine mächtige Veste über dem Fluß, steil, grau und von kahlen Sträuchern umstarrt — Kufstein, Zollgrenze.

Herr Philipp stieg geduldig aus und stellte mit Hochgenuß fest, daß er durchaus nicht mehr reizbar sei; wie würde ihn ein so unbequemes Aussteigen in der Heimat geärgert haben! Als Nichtraucher kam er noch dazu unbehelligt durch, während sein Coupégenosse bei harmlosem Paschen abgefaßt und in Strafe genommen wurde. Herr Philipp warf ihm einen pharisäerstolzen Blick zu.

Der Zug sauste weiter, immer tiefer in die verschneite Gigantenwelt hinein. Bald rechts, bald links wand sich der Inn, ein stolzer Liebhaber, zu den Füßen der Berge hin. Wie sie leuchteten, die Berge! Herr Philipp wußte nicht, ob in Weiß, ob in Silber. Das schimmerte und funkelte — er schloß die Augen und dachte daran, wie schön es im Sommer dort oben ge-

wesen, hoch an den Felsen hinauf, wo der Fremde nichts vermutet als Gemsen, Almen, Einsamkeit, und wo plötzlich ein riesiger See aufschimmert mit bebauten Ufern, Drahtseilbahnen und rauchenden Dampfern, ein See, berühmt wegen seines himmelähnlichen Blaus...

Wie schön war die Welt! Immer neue Formen thaten sich auf, neue Ortschaften blinkten mit ihren roten Dächern aus dem Schnee, dazwischen mächtige, fensterreiche Bauten, von steilen Gartenmauern umgrenzt, mit einem Anstrich von exclusivem Hochmut, wie er Bauten oft ebenso eignen kann als ihren Bewohnern: reiche Klöster, darin, gebannt in behagliche Einförmigkeit, hundert Lebenskräfte brachgelegt waren, Schicksale, die seltsam hätten werden können, die man erbarmungslos mitten abschnitt und zum Wohlleben verdammte, dem einzigen, traurigen Ersatz für das Beste in der Welt.

Weiter, weiter —

Eine blinkende, herrlich gebaute Stadt mit ragenden Kuppeln von demselben Grün, mit dem der Inn sich färbt, Felsen hinter ihr, Frau Hitt in schwindelnder Höhe, Gletscher gegenüber — tiefer unten Berg Isel und weiter links ein gelbes, lustiges Schloß; wir sind im Bannkreis Andreas Hofers, der Welserin — in Innsbruck.

Herr Philipp wechselt den Zug. Der Rosinenreisende bleibt lesend mit seiner Tigerdecke zurück. Bald wird er auf dem Brenner sein, neben dem grünen See, von dem mißtrauische Touristen sagen,

er wäre „unwahrscheinlich grün“; dann, wenige Stunden nachher, nimmt das Land des Frühlings ihn auf, lächelt ihm Italien ins Gesicht. Herr Philipp beneidet ihn nicht, den blinden jungen Mann, der an tausend Schönheiten vorbei in die Börsenzeitung starrt — sein Weg führt abseits von den Städten in die Einsamkeit.

Er geht frierend auf dem Bahnhof hin und her; aber es ist eine angenehme Kälte, die er empfindet, jener gesunde Höhenfrost, von dem wir wissen, er kommt aus erster Hand zu uns und hat noch kein anderes Gesicht gerötet. O! er gäbe dies Frösteln nicht für die wärmste Ecke im Sitzungszimmer hin, in dem Freund Fex wohl jetzt gerade Akten zusammensucht und den Präsidenten nach seinen Befehlen fragt!

Sein Zug schnaubt heran. „Zeitungen!“ ruft ein brünetter Bengel ihm beim Einsteigen zu. „Fällt mir nicht ein!“ sagt Herr Philipp; „mag passieren, was will, mich kümmert's nicht.“ Die Fahrt geht weiter. Die Martinswand in ihrer unheimlichen Steilheit hebt sich über dem Thal mit ihrer alten, romantischen Erinnerung, die ihr anhaften wird, solange Menschen in den Alpen reisen, die Erinnerung an einen kaiserlichen Bergfex, der sich beim Jagen verstieg. Jetzt stürzen in unserer götterlosen Zeit die waghalsigen Steiger erbarmungslos in die Tiefe; damals, weil es noch ein Ausnahmsfall war, führte ein Engel den Kaiser zu Thal, jawohl, ein Engel, der die Liebe des Volkes war in verkörperter Gestalt! Ihm fiel das Lied ein,

das er als Schulbube gelernt, und dessen Anfangsstrophe ihm noch jetzt im Gedächtnis hing: „Willkommen, Tiroler Herzen, die ihr so bieder schlagt! Willkommen, Tiroler Berge, die ihr den Himmel tragt!“

Er sagte es ganz laut vor sich hin, sodaß der Schaffner, der zum Billetnachsehen kam, ihn erstaunt musterte.

Und immer bekannter, immer vertrauter wurden ihm die Gipfel, die Thäler, die er im Sommer gesehen und durchschritten hatte. Freilich, die grüne Farbe war weggelöscht, die springenden Wellen festgelegt von einer spiegelglatten Schicht; nur zuweilen brach sich eine Wogenschar sprudelnd Bahn und schäumte ungeduldig dahin, als könne sie den ersten Lenztag nicht erwarten, der Befreiung gab.

Wie alte Freunde sahen ihn die aufschimmernden Fernen an; ja, das waren noch Freunde, bessere, edlere, als der moquante Fex und Konsorten! — und endlich, um eine letzte Bergbiegung herum, an dem steilen Kegel vorüber, von dem ein altes, viereckiges Felsennest auf die entlaubten Wälder niederdräute — endlich lag das ersehnte Thal vor ihm, das schneebegossene, mit seinen Burgen, Hängen und Dörfern, hoch oben, scheinbar ganz dicht unter den zerklüfteten Zügen des Arseier Gletschers, der Turm von Lins.

Herr Philipp seufzte aus tiefster Brust. Was er für ein Thor gewesen war, daß er erst jetzt kam!

In Lauders stieg er aus, beordnete sein Gepäck

und wanderte im Nachmittagszwielicht rüstig bergan. Er bog vom Inn ab, sah sein breites Bett noch einmal aufleuchten unter der Burg von Lauders, die steil über dem Flusse hing und ging dann auf verschneiten Wegen eilig fürbaß.

Da klang ihm ein Plätschern entgegen, ein Grollen, Stöhnen und Rauschen; die Trisana wars, der wilde Bergstrom mit dem Namen voll südlichen Wohllauts, mit dem urgewaltigen Trotz eines freien Elements, das sich selbst vom Winter nicht zwingen läßt. Welch ein Anblick das war, nach all dem Zwang, den er miterlebt, mitgefühlt!

Das Wasser rüttelte an der Brücke. Ihm schien, sie bebte, als er hinüberging; eine Ahnung überkam ihn, was wildgewordene Bergwasser bedeuten.

Der wohlbekannte Pfad führte bald hoch hinauf. Er ging in der Spur von Wagenrädern hin; vielleicht hatte der Cyper vor wenig Stunden Vorräte von Lauders heraufgeholt. Der Schnee knisterte unter seinem Fuß. Zuweilen tönte der Schrei eines Raubvogels über ihm oder das Knarren frostgebogener Bäume. Dämmerung kam; sie hatte es nicht leicht, das Licht von einem so hellen, weißen Bilde zu löschen; ganz allmählich nur sank sie; erst als Herr Philipp auf der Höhe stand, war der letzte Sonnennachglanz fort, brannten die ersten Lichter aus den verstreuten Ortschaften, ganz in der Ferne die Lichter von Grans, verschwimmenden Sternen gleich. Er suchte mit dem Blick den Pfad, der von dort nach Lins ging und

glaubte die Stelle zu enträtseln, an der er damals in der Sommerglut mit Fex gerastet.

Die Lichter von Lins leuchteten schon so nahe, er ging wie im Traum. Eine kleine Kapelle stand am Wege, die Thür halb offen; das Beten im Vorübergehen darf der Winter nicht verwehren! Die ewige Lampe blinkte unversehrt vor dem bunten Zierrat, aber den Boden bedeckte Schnee, fußhoher Schnee. Da — der Markstein; Herr Philipp war in Lins.

Der Lichterschein aus den kleinen, hellen Fenstern huschte spielend über den Schnee. Undeutlich standen die Umrisse der Häuser und Hütten neben dem toten Dunkel der blütenlosen Gärten. Wo sommers die Sonnenblume das goldige Haupt emporhob, die stolze Anbeterin des fernen Helios, wo Geranien und Nelken in üppigem Durcheinander geglüht, geschillert und geduftet, wo der gelbe Kürbis an der Mauer gehangen und die tiefblauen Trauben am Spalier — da breitete sich nun gleichmäßig die gefrorene Decke aus, da lag der Schatten der aufsteigenden Nacht wie ein großes, dunkles Geheimnis ...

Herr Philipp eilte jetzt dahin. Je näher er dem Ziele kam, desto rascher trieb ihn die Sehnsucht. Nun kam er am „Rößle" vorbei; ein rotes Licht glomm aus der halboffenen Thür und fiel über die Straße bis zu der Karyatide hin, die gegenüber den Portikus auf ihrem Haupte und Schnee auf den Schultern trug. Der Brunnen tauchte auf, Eiszapfen am Rande, ein paar blasse Sterne, die jetzt oben vorbrachen, zitternd

im Spiegel; links die Gartenpforte, durch die er einst in das friedliche Mittagsidyll getreten war, und dort die Thür des „Schäfle" mit dem harmlosen Emblem.

Er trat ein; niemand hörte ihn; aus dem Gastzimmer schollen helles Lachen, abgebrochene Liedstrophen, die weichen, melancholischen Klänge einer Zither. Eine halbe Minute noch, und Herr Philipp stand auf der Schwelle.

In den eleganten Pelz gehüllt, den der erste Schneider der Großstadt nach den modernsten Ideen verfertigt hatte, und den sein Besitzer mit jenem grandseigneurialen Avec zu tragen wußte, der zum Pelz gehört, stand er da, einem Pariser Modeblatt vergleichbar, das plötzlich zwischen Bilder mit Tiroler Volkstrachten hereinweht. Und vor ihm um den langen Holztisch in scharfem Gegensatz breitete sich das Bild hin, das wohlbekannte, wie er es zahllos oft gesehen in Schaufenstern, Albums, Galerien — ein Tiroler Dorfstück, ursprünglich, voll Behagen, wie von Matthias Schmid gemalt, eine verkörperte Alpengeschichte, wie von Rosegger erzählt.

Da saßen sie um die vollen Maiskörbe herum, die schwarzzöpfigen Dirnen, mit dem Auskernen der üppigen Kolben beschäftigt, Männer dazwischen mit langen Pfeifen, blitzenden Augen und jenem phlegmatischen Bauernlachen aus dem Behagen und stiller Humor leise klingt; der Schäflewirt seitab neben seiner Stasi, ein zerbrochenes Etwas flickend und dabei mit dem zufriedenen Grinsen einer fast beneidenswerten Dumm-

heit dem Cyper zunickend, der mit zwei andern Gesellen bei den Karten saß. Dann die schönste der Dirnen, die Vroni aus dem „Rößle“, die mit ihren hellen, kräftigen Fingern die Zither spielte — um das alles braungetäfelte Wände, schlicht und einförmig, eine dunkelblaue Winternacht, die zwischen den Gardinen hereinlugte mit schimmerndem Sterngefunkel und gespenstischen Bergzügen — das Ticken der steilen Ständeruhr, das Prasseln des Feuers — die einfältigen Gesichter armseliger Heiligenbilder da und dort, bunt und schlecht, aber voll inniger Frömmigkeit, wie von liebender Hand gemalt, von frommen Priesterlippen geweiht.

Das Zitherlied klang aus. Langsam wandte die Vroni ihre schönen Aurikelaugen zum Cyper hin; da blieben sie unterwegs haften und fielen gerade auf den Fremden, der noch immer im Rahmen der Thüre stand. „Jessas! hab ich mich verschrocken!“ schrie sie auf, stieß die Zither fort und starrte Herrn Philipp wie einer Vision ins Gesicht, gleich nach ihr die andern, zuletzt der Schäflewirt, dem das Umdrehen schwer ward.

Herr Philipp hatte oft Furore gemacht, wenigstens, was man in seiner verwöhnten, blasierten Welt Furore nannte; er war Mittelpunkt gewesen, Gegenstand des Interesses, der Neugier, ja der Bewunderung — allerdings nur auf Bällen, auf dem Eise, bei Routs, und das zählt nur halb — jetzt aber war es wie ein elektrischer Schlag,

der durch die Versammlung fuhr. Die Bursche sprangen auf und starrten ihn an. Die Frauen und Mädchenaugen glitten staunend an ihm auf und nieder — galt es ihm? galt es dem Pelz? wer weiß! Der Wirt schüttelte ihm die Hände, die Stasi rief ihr „Grüß Gott“, die Hauskatze kam herbeigeschlichen und rieb ihr Fell an seinen beschneiten Stiefeln; und Herr Philipp begrüßte, fragte und erzählte wie ein alter Freund, als sei er statt der wenigen Sommerstunden ein ganz Dezennium in Lins gewesen.

Dann saß er zwischen ihnen, dem Ofen nah, in dem das Reisig knackte, bei Knödl und Geselchtem, ein anspruchsloser Gast. Er hörte den munteren Reden zu, die nach der ersten Anfangsscheu neu in Fluß kamen, sah die Finger der Vroni neben sich über die Zither gleiten und den „Schäflewirt“ beseligt vor sich hingrinsen, stolz auf den Winterfrischler, der so plötzlich mit den Flocken hereingeschneit gekommen; — noch immer war ihm zu Mut wie in einem Traum. Ja, das war es, was er gewollt hatte: ausruhen am Busen der Natur!

Da schien es ihm, als ziehe mit den Zitherklängen herauf eine ferne, stürmische, ruhelose Melodie, ängstigend und atemlos; wohlbekannte Klänge, bei denen er einst in zu engen Stiefeletten über das Parkett gewalzt war. Er glaubte das Gewoge zu sehen bunter, heuchelnder Menschen, nickender Pagoden, stolpernder Lohndiener, gähnender Geheimräte; er hörte Mädchen lachen, ein geziertes, unwahres Lachen, hörte

Phrasen, Komplimente, Tiraden; allzustarke Parfums wehten ihn an, machten ihn krank, verstimmt, elend. — — —

Die Musik brach ab. „Gelt?“ sagte die Vroni, „das ist halt ein trauriges Lied?“ und dabei lachte sie mit den Augen und Lippen, daß ihm das Herz warm wurde. Die Welt sank zurück, von der er geträumt, mit ihren faden Freuden, ihrer tändelnden Schlechtigkeit.

Herr Philipp war glücklich.

In der Nacht schlief er nach langer Zeit zum ersten Mal einen traumlosen Schlaf. Das Bett war zwar hart — aber was that das? Dafür ruhte Herr Philipp ja am Herzen der Natur!

IV.

„Armer Fex!

Du magst wollen oder nicht, beneiden thust Du mich doch!

Sähst Du mich hier in der warmen Bauernstube vor dem dicken Holztisch, das aufschauende Auge auf Alpenketten gerichtet, wie sie schöner nie in meinen Träumen standen, weitab von dem unerquicklichen Chaos, das bisher meine Welt war — fürwahr, Fex, so poesielos Du bist — vergieb! — so nüchtern Du

denkst, so mitleidig lächelnd Du
Verstandeskothurn herab alle Dinge
sähst Du mich hier, Du folgtest n
auch Deine Fesseln!

Spotte nur, Fex! Ziehe nur
möglichst hoch, schicke nur Deinen
diese Zeilen herab! Sie sind gefeit
einer Höhe, wo Weltmannskritik
Ihre Herkunft schützt sie vor Dir,
sie und ihren Schreiber nicht.

Du irrtest, Fex, wenn Du mir je
ein Typus der Zeit, eine Kons
dieses Jahrhunderts. Der Typus
einmal pardon! Mir — ich fühle
— mir wäre besser gewesen, ich hä
Säkulum gelebt. Welchen Reiz sie
diese hinabgeronnenen Perioden, we
sie noch ausströmen, die kargen Zeu
Pfahlbaureste zum Beispiel, aus
ans Licht gezogen, beredte
unverdorbenen Generation. Ja, zu
hätte ich vielleicht gepaßt; zu Dir
passe ich nicht. Darum ist mir so
samkeit. Ich fühle, wie ich gesunde,
Ich sehe ein, was für ein unerqu
geworden war, eine seelenlose Ge
einem Herzen wie von papier ma
trug Schuld? die Menschheit selbst,
sieh! darum bin ich vor ihr geflohen

„Und Deine Karriere?“ wirst Du fragen. Fex! ich war nie ein Streber; ich war auch darin der Unmodernste von Euch allen. Mögen andere mir vorbeisausen, ich sehe lächelnd ihrem armseligen Galopp nach. Was erreichen sie auch, wenn sie ein paar Jährchen früher am Ziele sind? Man wird sich selbst doch nie genug — und nachher? was hat man davon, ob der Steinhauer einem in goldenen Buchstaben einen hohen Titel auf die Grabplatte meißeln kann? Wenn nur Rosen da sind, den Stein zu überwuchern!

— Ich wurde unterbrochen. „Gott sei Dank!“ wirst Du sagen. Der Wirt kam. Er fragte nach Dir, und mit welcher Innigkeit, welchem biederen Vertrauen! Es ist etwas Rührendes an diesen Alpenmenschen! sie haben kein Falsch in der Seele, und weil sie selber soviel Einfalt, biblische Einfalt, besitzen, trauen sie andern die gleiche zu. Glückliches Mißverstehen, nicht wahr? Interessant ist er nicht, nein, aber zum Teufel auch mit den interessanten Männern, die so schneidig zu reden und ebenso schneidig zu verletzen wissen! Was nützt Geist ohne Herz? „Den meisten Menschen darfst Du nicht die Hand geben, sondern die Tatze, und ich will, daß Deine Tatze auch Krallen habe!“ Als Friedrich Nitzsche das schrieb, da dachte er an Dich und Deine Spezies!

Hier giebt man die Hand. Kräftige Finger drücken sie, Finger, die in der Feldarbeit hart geworden sind, nicht abgemagert im elenden Federhandwerk, nicht von

Aktenstaub angeblaßt. Und diese Ge
schauen einen so frei und offen an;
ist der Hauptzug darin, und Vertr
ganz verlernt; es wurde ja auch
Artikel bei uns! hier strahlt es einem
all den dunkelbraunen Sternen

Du glaubst nicht, wie beruhigen
leben ist!

Den Tag über geht jeder
Höchstens schaut die Stasi nach mir
kommt herein, sieht mich an und frag
ich übers Wetter denke? Zuweilen
auch beim Wandern. O, dieses
Das ist ein anderes Treten als
Makadam. Die Berge stehen wie ein
da: es sieht aus, als sei ganz Ti
Glanz versunken, als habe er selbst
gedeckt. Weißt Du, was es heißt,
Winterschnee? Sieh, das malt Dir
vor, wie es ist, dafür fehlt die
raffiniertesten Kasten; den Sommer
Leinwand zaubern, den Winter nicht;
nicht greifbar. Fast am schönsten
aus, wenn die erste Dämmerung
Lichter hinausglühen über den Schne
wie Leben aus dem großen, weißen
vergessen hattest, fällt Dir wieder
ja Menschen, hier hoffen, dulden
schöpfe wie Du, bessere Geschöpfe,

Fleisch uud Blut — und plötzlich drückt Dich die großartige Gewalt der Gegend nicht mehr nieder; Du fühlst Dich heimisch in ihr.

Ein seltsamer Gesell, dieser Cyper! er folgt mir, so oft er kann. Um Unterhaltung kann's ihm nicht zu thun sein, denn die geht spärlich. Dennoch bewundere ich ihn, und weißt Du warum? Der Vater will nicht, daß er die Vroni aus dem „Rößle" heiratet; die Familien haben einen alten Span miteinander, und darum ist er seit dem Herbst mit der Vroni zu End. Er sagte das ganz einfach, wie etwas Selbstverständliches. ‚Zu End sein!' wie natürlich das klang, und oft ist es doch das Schwerste in der Welt! Hier befiehlt der Vater, und der Sohn gehorcht, selbstredend, ohne das Gefühl einer Heldenthat. Diese Leute sind so prachtvoll gesund; da giebt es keine komplizierten Falten, kein jesuitisches Herumlügen um das Muß. Sage Du einem unserer Referendare, da, wo er einer pekuniär schlecht erzogenen Sie den Hof macht, daß er ‚zu End sein' müsse! Laß es einem jener Ballväter seiner Tochter anbefehlen! Äußerlich ja: ausdruckslose Mienen, Gehorsam; hinten herum: Thränen, Seufzer, Beteuerungen — das ist bei uns ‚zu End sein'.

Die Vroni sieht den Cyper kaum mehr an. Ja, ich bewundere die Menschen, die mit soviel natürlicher Willenskraft einen Traum begraben. Abends spielt sie jedesmal die Zither, wenn Burschen und Mädchen zusammenkommen; dann sitzt sie neben mir, ich spiele

denkst, so mitleidig lächelnd Du auch von Deinem Verstandeskothurn herab alle Dinge betrachten magst, sähst Du mich hier, Du folgtest mir und sprengtest auch Deine Fesseln!

Spotte nur, Fex! Ziehe nur Deine Schultern möglichst hoch, schicke nur Deinen Mephistoblick auf diese Zeilen herab! Sie sind gefeit; sie kommen aus einer Höhe, wo Weltmannskritik kein Gewicht hat. Ihre Herkunft schützt sie vor Dir, und Du kränkst sie und ihren Schreiber nicht.

Du irrtest, Fex, wenn Du mir so oft sagtest, ich sei ein Typus der Zeit, eine Konsequenz der Schäden dieses Jahrhunderts. Der Typus bist Du — noch einmal pardon! Mir — ich fühle es nur zu gewiß — mir wäre besser gewesen, ich hätte in einem andern Säkulum gelebt. Welchen Reiz sie für mich haben, diese hinabgeronnenen Perioden, welchen seltenen Duft sie noch ausströmen, die kargen Zeugen von einst, jene Pfahlbaureste zum Beispiel, aus grünen Seewellen ans Licht gezogen, beredte Bruchstücke einer gesunden, unverdorbenen Generation. Ja, zu den Pfahlbauern hätte ich vielleicht gepaßt; zu Dir und Deinesgleichen passe ich nicht. Darum ist mir so wohl in der Einsamkeit. Ich fühle, wie ich gesunde, nicht nur physisch. Ich sehe ein, was für ein unerquicklicher Mensch ich geworden war, eine seelenlose Gesellschaftspuppe mit einem Herzen wie von papier maché. Aber wer trug Schuld? die Menschheit selbst, die mich umgab! sieh! darum bin ich vor ihr geflohen.

„Und Deine Karriere?“ wirst Du fragen. Fex! ich war nie ein Streber; ich war auch darin der Unmodernste von Euch allen. Mögen andere mir vorbeisausen, ich sehe lächelnd ihrem armseligen Galopp nach. Was erreichen sie auch, wenn sie ein paar Jährchen früher am Ziele sind? Man wird sich selbst doch nie genug — und nachher? was hat man davon, ob der Steinhauer einem in goldenen Buchstaben einen hohen Titel auf die Grabplatte meißeln kann? Wenn nur Rosen da sind, den Stein zu überwuchern!

— Ich wurde unterbrochen. „Gott sei Dank!“ wirst Du sagen. Der Wirt kam. Er fragte nach Dir, und mit welcher Innigkeit, welchem biederen Vertrauen! Es ist etwas Rührendes an diesen Alpenmenschen! sie haben kein Falsch in der Seele, und weil sie selber soviel Einfalt, biblische Einfalt, besitzen, trauen sie andern die gleiche zu. Glückliches Mißverstehen, nicht wahr? Interessant ist er nicht, nein, aber zum Teufel auch mit den interessanten Männern, die so schneidig zu reden und ebenso schneidig zu verletzen wissen! Was nützt Geist ohne Herz? „Den meisten Menschen darfst Du nicht die Hand geben, sondern die Tatze, und ich will, daß Deine Tatze auch Krallen habe!“ Als Friedrich Nitzsche das schrieb, da dachte er an Dich und Deine Spezies!

Hier giebt man die Hand. Kräftige Finger drücken sie, Finger, die in der Feldarbeit hart geworden sind, nicht abgemagert im elenden Federhandwerk, nicht von

Aktenstaub angeblaßt. Und diese Gesichter! die Augen schauen einen so frei und offen an; Ehrlichkeit, das ist der Hauptzug darin, und Vertrauen! ich hatte es ganz verlernt; es wurde ja auch ein unmoderner Artikel bei uns! hier strahlt es einem sonnenwarm aus all den dunkelbraunen Sternen entgegen.

Du glaubst nicht, wie beruhigend dieses Winterleben ist!

Den Tag über geht jeder seiner Arbeit nach. Höchstens schaut die Stasi nach mir oder der Cyper kommt herein, sieht mich an und fragt schließlich, was ich übers Wetter denke? Zuweilen begleitet er mich auch beim Wandern. O, dieses Wandern im Schnee! Das ist ein anderes Treten als auf Asphalt und Makadam. Die Berge stehen wie ein großer Gletscher da: es sieht aus, als sei ganz Tirol in silbernem Glanz versunken, als habe er selbst die Dorfhäuser zugedeckt. Weißt Du, was es heißt, solch ein Dorf im Winterschnee? Sieh, das malt Dir kein Maler so vor, wie es ist, dafür fehlt die Farbe selbst im raffiniertesten Kasten; den Sommer kann man auf die Leinwand zaubern, den Winter nicht; diese Reize sind nicht greifbar. Fast am schönsten sehen die Dörfer aus, wenn die erste Dämmerung kommt und frühe Lichter hinausglühen über den Schnee! sie schimmern wie Leben aus dem großen, weißen Tod. Was Du vergessen hattest, fällt Dir wieder ein: hier wohnen ja Menschen, hier hoffen, dulden und lieben Geschöpfe wie Du, bessere Geschöpfe, aber auch aus

Fleisch uud Blut — und plötzlich drückt Dich die großartige Gewalt der Gegend nicht mehr nieder; Du fühlst Dich heimisch in ihr.

Ein seltsamer Gesell, dieser Cyper! er folgt mir, so oft er kann. Um Unterhaltung kann's ihm nicht zu thun sein, denn die geht spärlich. Dennoch bewundere ich ihn, und weißt Du warum? Der Vater will nicht, daß er die Vroni aus dem „Rößle“ heiratet; die Familien haben einen alten Span miteinander, und darum ist er seit dem Herbst mit der Vroni zu End. Er sagte das ganz einfach, wie etwas Selbstverständliches. ‚Zu End sein!‘ wie natürlich das klang, und oft ist es doch das Schwerste in der Welt! Hier befiehlt der Vater, und der Sohn gehorcht, selbstredend, ohne das Gefühl einer Heldenthat. Diese Leute sind so prachtvoll gesund; da giebt es keine komplizierten Falten, kein jesuitisches Herumlügen um das Muß. Sage Du einem unserer Referendare, da, wo er einer pekuniär schlecht erzogenen Sie den Hof macht, daß er ‚zu End sein‘ müsse! Laß es einem jener Ballväter seiner Tochter anbefehlen! Äußerlich ja: ausdruckslose Mienen, Gehorsam; hinten herum: Thränen, Seufzer, Beteuerungen — das ist bei uns ‚zu End sein‘.

Die Vroni sieht den Cyper kaum mehr an. Ja, ich bewundere die Menschen, die mit soviel natürlicher Willenskraft einen Traum begraben. Abends spielt sie jedesmal die Zither, wenn Burschen und Mädchen zusammenkommen; dann sitzt sie neben mir, ich spiele

ja ganz den Eingeborenen und mache alles mit; und zuweilen zwischen zwei Takten sieht sie mich an, voll und unbefangen, so ländlich fromm, daß ich meinen Schnurrbart nicht dabei zu drehen wage, weil mir das zu städtisch scheint. Ich könnte mir vielleicht etwas darauf einbilden, aber weißt Du, Fex, meine Eitelkeit habe ich auch in der Stadt zurückgelassen.

Überhaupt — man wird hier gut. Viele Sünden, die bei uns natürlich erscheinen, fallen hier von selber von einem ab. Wie oft habe ich bei jenen schauderhaften Komödienproben dem Regierungsrat oder einer der Mütter Böses gewünscht, nichts sehr Schlimmes natürlich, aber doch einen verstauchten Fuß — selbstredend nicht zu schmerzhaft — oder einen entfernten Todesfall, natürlich von jemand, der sowieso hätte sterben müssen. Wie materiell wurde man zudem zwischen all' dem Mousseux, Trüffeln und Pasteten! Hier sagt man sich mit Befriedigung, daß man doch kein ganz verlorener Gourmet ist, daß man noch Talent zur Einschränkung besitzt — und siehe da! man bekommt Respekt vor sich selbst. Und wie man schläft, lang, traumlos, mit tiefen, ruhigen Atemzügen! Und erwacht man, so ist es ohne Kopfschmerz, ohne Groll auf den Bedienten, der zu spät das Rasierwasser bringt, ohne Grauen vor den Menschen, mit denen man tagüber zusammenkommen muß.

Wenn ich erwache, bricht die Sonne durch die hellen Gardinen und malt einen Glorienschein um den heiligen Franziskus über meinem Bett, auf den

porzellanenen Engel, der sein Weihwasserbecken über mein unkatholisches Ketzerhaupt hält. Im Gegensatz zu den anderen Heiligenbildern im Haus ist dieser Franziskus merkwürdig gut gemalt; darum ziert er auch die Gaststube. Ich möchte wohl wissen, welch ein verkanntes, vom Glück mißhandeltes Talent ihn gemalt hat, welch sorgenvolles Haupt sich damals über seine blassen, südländischen Züge beugte! Er gleicht dem Kooperator hier — das ist eine seltsame Erscheinung, sage ich Dir, ganz wie herausgeschnitten aus einem Roman! Dabei geht er zwischen den Menschen einher, als könne es keine Gefahr für ihn geben, ja, er billigt ihre weltlichen Freuden mit einer Duldsamkeit, die fast über seine Jahre hinausgeht, ohne natürlich sie zu teilen. Er fühlt sich scheinbar sehr glücklich in dieser Weltfremde — wie sollte es auch anders sein!

Wenn ich den Kreis betrachte, in dem ich hier lebe, so überkommt mich oft ganz dasselbe Gefühl, das mich damals beschlich, als ich mitten im Lärm der Saison die „Münchener“ spielen sah. Anfangs schien mir das alles nichts Besonderes, ich fand es hübsch, freute mich an der fremden Sprache, lachte mit, aber ihr eigentlicher Reiz war mir doch nicht klar. Plötzlich aber kam es — mit einem Mal fühlte ich mich umweht und gebannt von einem fremden Geist, und ich staunte über soviel großartige Schlichtheit im Denken dieser Leute, über die klare Folgerichtigkeit ihres Gefühls, die rührende Einfachheit, mit der sie

da ein schlichtes Wort sagten, wo ein moderner Dramatiker herzzerreißende Monologe hingesetzt hätte.

Ja! es ist etwas Staunenswertes um echtes Volkstum.

Noch einmal: beneide mich, Fex.

Lebe wohl und laß mich in meinem Glück! Nur wenn Du es ohne Ironie kannst, schreibe

Deinem genesenen Freunde."

Fex schrieb: einen kurzen Zettel und einen langen Brief; der letztere war mehrfach versiegelt.

Auf dem Zettel stand: „Ohne Ironie kann ich's nicht — darum nur kurz meinen Gruß! Anliegenden Brief bitte ich erst dann zu lesen, wenn Deine Illusionen zu verblassen beginnen und Sehnsucht nach der von Dir so schnöde verlassenen Welt Dich überkommt; er ist ein Heftpflaster für den Augenblick der Einsicht, daß Dein Idyll doch nicht so fleckenlos und wir doch nicht so schlimm sind — Fex."

Herr Philipp lächelte mitleidig, als er den Zettel las. So würde vielleicht Odysseus gelächelt haben, wenn ihm ein Seher geweissagt hätte, daß er sich einst langweilen werde bei der Nymphe Kalypso, damals, als er ihr Eiland betrat . . .

Nein, nicht die Ahnung einer Neugier überkam ihn, was in dem Briefe stehen möchte. Er hätte ihn ruhig in das brennende Kienholz werfen können, denn Fex' Bedingung lag ja außer dem Bereich der Möglichkeit. Wie er den Freund bedauerte, den armen

Stadtmenschen, der seinen Mangel an geistigem Schwung mühsam hinter dem allgemeinen Spötterlächeln zu verbergen suchte, der keine Luftschlösser kannte, keine Phantasie!

* * *

Drei Wochen waren vergangen, seit Herr Philipp in Lins ankam. Es ließ sich nicht leugnen, sie hatten Wunder an ihm gethan, eine kräftigere Farbe auf seine Backen gemalt, die Schatten unter seinen Augen hinweggewischt und seiner Haltung die verlorene Elastizität wiedergegeben.

Er fühlte sich aufs neue jung; seine Nerven zogen sich rücksichtsvoll in sich selbst zurück, denn, o Wunder! Herr Philipp hatte sich seit Wochen nicht mehr geärgert.

Lesen that er kaum; der Walter Scott, den er mitnahm, lag noch unangerührt im Koffer. Zuweilen blätterte er wohl im Kreisblättchen, das der Schäflewirt hielt, das gewissenhaft einen Extrakt von allen Begebenheiten, aber alle altbacken, brachte; dann erschien ihm der Gedanke fast verwunderlich, daß jenseits des Gebirges volk- und stadtreiche Länder lagen, in denen aufgebauschte Tagesfragen in tausend Variationen abgeleiert wurden — noch verwunderlicher, daß er selbst dies Ableiern jahrelang so gewissenhaft mitbetrieben hatte; und er nickte selbstzufrieden und fühlte sich gereift.

Diese Selbstzufriedenheit abgerechnet, hatte er übrigens vollkommen recht: er war ein besserer Mensch geworden; was an liebenswürdiger Einfachheit in ihm war, an unverwöhnter Bescheidenheit, das kam jetzt zum Vorschein. Vielleicht hätte es ihm aus seinem ganzen heimatlichen Klub keiner nachgemacht, so primitiv zu leben, mit so unblasierten Augen auf das Alltägliche zu schauen, wie er es vermochte.

Man mußte es Herrn Philipp nachsagen: Zeitschwächen hatte er, aber eine Schablone war er nicht.

Drei Wochen waren also vergangen.

Der Frost dauerte noch an. Die gesunde Müdigkeit, die während der ersten Zeit auf dem Wintergast von Lins gelagert hatte, Folge der langen Anspannung, die bei der ersten Pause in langes Ruhebedürfnis umzuschlagen pflegt, wich allmählich. Er bekam Lust, weiter zu wandern, höher zu steigen, eine Art Thatendrang.

Eines Morgens, zu einer Stunde, in der, wie er mit Genugthuung dachte, Fex und Genossen oft erst das Lager suchten, stand er auf, sah das erste, bleierne Tagesgrau farblos über der Erde liegen, dann einen leisen Rosenschein über die Gegend fallen, endlich den Ball auftauchen, den goldenen, der überall schön ist, am Meer, über der Heide, aber am schönsten im Hochgebirge. Er ging nach Hochwies, dem Walddorf jenseits der Trisana. Rechts wand sich die breite, uralte Straße durch das Thal, über die viele Jahrhunderte hinweggeschritten waren mit ihren wechselnden Ge-

stalten, Trachten, Zügen, die ganze Skala der Menschen, die von Süden her das Alpengebirge überstiegen, von den klirrenden Römerkohorten an bis zu den Bergfexen in Jägerflanell von heute. Jetzt war niemand auf ihr zu sehen, nicht einmal ein wandernder Bua, der einen Botengang ins Patznaun lief; ihm aber bevölkerte sich der Weg mit bunten Scharen, und wenn irgendwo eine Schneelast ins Thal herabrutschte, so klang es ihm wie Waffenrauschen, Schildgeklirr oder wie der Kommandoruf streitbarer Centurionen; zuweilen auch — soweit war Herr Philipp noch Damenherr — wie das ferne Schluchzen einer sänftegetragenen Römerin die sich von den kalten, weißen Spitzen zurücksehnt in die sengende Mittagsglut des Forum Romanum.

Da ein Pfiff — aus dem dunklen Bergloch über der Schlucht schoß die Eisenbahn, das plumpe, schwarze, eilige Ungeheuer, das alle benutzen, das niemand rasch genug geht, und das jeder, sobald es ihm besser in die Stimmung paßt, als trivial verwünscht.

Herr Philipp runzelte die Stirn und sah weg von ihr auf die graue Ritterveste am Fels und den schlanken Turm von Hochwies.

Das Dorf lag mitten im Walde, ein kleines, kümmerliches Dorf, mit dem verglichen Lins fast einen städtischen Eindruck machte. Die Hütten standen weit von einander, als habe der Zufall sie achtlos in der Zerstreutheit hingestellt; hübsch war nur das neue Kirchlein, von dessen keck geschweiftem Portal das Anno Domini in grauen Sandsteinlettern herabsah

— herrlich aber waren die lichten
von allen Seiten auf die menschliche
niederglitzerten.

Herr Philipp trat in das
saß ein Haufen blonder Kinder
und er mußte sorgfältig über das
balancieren, ehe er die Gaststube

Drinnen war es warm; die Äste
das braune Holzgetäfel schaute
Tisch saß bereits ein Gast, der

„Ein Mensch — wie
Philipp, „und natürlich hat er sich
Ecke ausgesucht.“ Da erkannte e
Franziskus. Er begrüßte ihn höfl
eine Unterhaltung im Gang. Herr
angenehm berührt; ohne es zu
doch schon zuweilen den leisen Wu
Umgang.

Der Wirt brachte heißen
Wärme floß dabei durch des

Von dem Holzgetäfel gegenüber
Schwärmerhaupt des jungen
melancholisches Bildnis ab.

„Sie sind auch ein Freund vom
fragte Herr Philipp.

„Nicht doch! mehr ein Freund
versetzte der Gefragte; „denn wer
Daß ich hier bin, verdanke ich einen
droben am Rain, der beim Sch

Leiter fiel und bei Sonnenaufgang starb. Sie wissen, Hochwies ist eingepfarrt in Lins." Er sprach das alles mit einförmig ruhigem Ton, in dem es wie Litaneiengesang vibrierte; die Stimme hatte etwas unsagbar Melodisches.

Herr Philipp murmelte ein paar teilnehmende Worte über die traurige Veranlassung. Der andere schwieg dazu. „Aber trotzdem," fuhr Herr Philipp fort, „denke ich mir Ihr Amt ein beneidenswertes, so weltfern, so friedevoll!"

Da traf ihn ein seltsamer Blick aus dem dunklen Auge gegenüber. Die Lippen des heiligen Franziskus bewegten sich, aber es kam dennoch kein Wort über sie; er schwieg.

Das Gespräch wandte sich auf andere Dinge, auf Landessitten, Volksgewohnheiten, auf die Spiele, die demnächst in Lins aufgeführt werden sollten. Der Kooperator studierte die Spieler ein. „Das muß Freude machen," meinte Herr Philipp, „diese naiven Seelen zur Komödie zu schulen! Das ist ein Arbeiten mit reinem Material, anders, als wenn bei uns zu Hause Dilettanten den Spielfanatismus bekommen."

„Meinen Sie?" fragte der junge Geistliche. „Ich glaube, es ist ziemlich dasselbe."

„Aber nein!" rief Herr Philipp und begann aufs lebhafteste — wie Äneas vor Dido — ‚die Drangsal alle nun zu offenbaren, die er gesehn und meistens selbst erfahren.' Er sprach sich ganz in Eifer. Seit lange hatte er nicht mehr mit soviel gesunder Wärme

geredet wie jetzt. „Sie sollten nur einmal unser Stadtleben kennen lernen!“ schloß er.

„Ich kenne es zur Genüge;“ entgegnete der andere leise. „Ich bin nicht immer in den Einöden gewesen. Sie malen Ihre Welt zu schwarz, die unsre sehen Sie zu rosig. Für die Ihre haben Sie keine Illusionen mehr übrig, und hier verschwenden Sie sie im Überfluß. Glauben Sie mir, die Menschen sind überall dieselben, werden überall genau das, wozu ihre Verhältnisse sie machen, und wir sehen an ihnen stets, was wir sehen wollen. Sind wir in düsterer Stimmung, so sehen wir Dornen, sind wir glücklich, so sehen wir Rosen.“

Er stützte den Kopf in die Hand; eine bleiche, langfingrige Hand war es, eine Hand, die zu denken gab, die gewiß gern nach andern Dingen gegriffen hätte, als immer nur nach Brevier, Kelch und Stola.

„Sie denken sehr milde,“ meinte Herr Philipp; „das ist gewiß für Menschen, die sich befriedigt fühlen, leicht, aber für unsereins —“

„Befriedigt?“ unterbrach ihn der andere und ließ die Hand schwer auf den Tisch fallen, während er ihm finster ins Gesicht sah — „befriedigt? ich? hier in meiner Strafversetzung, in der Einöde droben zwischen zwei Gletschern, in dem elenden Dorf mit seinem kleinlichen, kindischen Menschengewirr?“

„Herr Kooperator! Da muß ich doch Partei nehmen für Lins!“

„Für Lins, das Sie drei Wochen kennen! Bleiben

Sie dort einmal drei Jahre, wie ich, noch dazu verbannt, losgetrennt von all dem lauten, schönen, flutenden Leben da draußen —"

„Das ist es gerade, was ich meide —"

„Sie meiden es, weil Sie wissen, daß Sie es jederzeit wieder haben können. Solches Meiden ist eine freiwillige Marotte, ein Luxus, wenn Sie wollen. Aber das Meidenmüssen ist etwas anderes. Vergeben Sie meine Erregung — aber es kommt mir vor, als mache man sich lustig über mich, wenn man mir zumutet, hier befriedigt zu sein!"

Armer Herr Philipp! Sein heiliger Franziskus verlor mit einem Mal den Glorienschein — ein Mensch saß vor ihm, noch dazu eine problematische Natur, wie sie ein Spielhagen nicht komplizierter hätte wünschen können.

„Ich urteilte allerdings wohl zu subjektiv," sagte er einlenkend; „aber mir scheint dennoch, Ihre Sünde kann keine große gewesen sein, wenn diese Versetzung die Strafe dafür ist."

„Man straft bei uns je nach der Individualität, mein Herr!" sagte der Geistliche und zog die Augenbrauen ernsthaft zusammen. Dann verfiel er in trübes Schweigen.

Herr Philipp brach nach einigen Minuten auf. An dem Abschiedsgruß des Fremden sah er noch einmal deutlich, was er schon länger gefühlt hatte. Dieser Mann war seinesgleichen an Alter, Herkunft, Stand — nur an Glück nicht.

Draußen wirbelte ein leichtes Schneegestöber.

Die Sonne war fort. Hätte sie noch am Himmel gestanden, wer weiß, ob Herr Philipp jetzt nicht doch ein Paar Flecken in ihr gesehen hätte? Die Gestalt des jungen Priesters wollte ihm nicht aus dem Sinn. —

Noch einmal machte er Rast auf der Wanderung, bei der Postwirtin in Grans. Was für ein behäbiger Volkstypus sie war, dick und kernig, so recht ein Anblick, um sich von dem geistlichen Problem, neben dem er droben in Hochwies gesessen hatte, auszuruhen!

Das Gaststubenfenster ging auf die Straße, unter der ein Felsbach fast senkrecht zur Trisana niederschoß. Wie die Tannen es anfingen, in so steiler Sicherheit neben diesem tiefen Abgrund dazustehen, begriff Herr Philipp kaum; schwindlig konnten sie nicht sein, diese dunkelgrünen Töchter der Berge!

Wenn er weiter nach rechts sah, schaute er gerade in eins jener prachtvollen Seitenthäler, wie sie plötzlich und unvermutet den Alpenwanderer blenden, wenn er gedankenlos die Landstraße entlang schreitet; Thäler, durch die noch keine Bahn zu schnauben wagt, Berge, in deren Felsenherz noch kein Tunnel den Weg fand, hohe Ferner, unschuldig in ihrem fleckenlosen Weiß, aber fast beklemmend in ihrer schroffen Hoheit. Dort ragte die Serlosspitze, der noch nie erstiegene Grat, von dem der Schwindel die klimmenden Fexe bisher noch beharrlich in die Tiefe und das Nichts schleuderte.

„Wie schön das hier ist!“ rief Herr Philipp.

„Na, so was sieht man halt alle Tag!“ meinte die Wirtin; „freilich, schöner als in Hochwies ist's bei uns. Der Herr kommt von Hochwies?“

„Ja —“

„Ach, Sie wohnen wohl dort?“

„Nein —“

„Das ist schade!“

„Und warum?“

„Das geschäh den Linsern schon recht, wenn noch wer anders einen Wintergast hätte als der Schäflewirt droben.“

„So?“ fragte Herr Philipp harmlos. „Die Linser haben einen Wintergast?“

„Und was für einen!“ sagte die Wirtin und ließ die Hände geräuschvoll in den Schoß fallen. „Wer's ist, wissen sie zwar halt alle nicht, obwohl sonst droben in Lins geratscht wird, wie nirgends sonst, selbst der Waldl hats nicht rausbekommen.“

„Der Waldl?“

Das ist dem Photographen seiner, der steckt den Kopf in alle Linser Töpfe, wenn er auch nur ein Auge hat.“

Herr Philipp entsann sich dunkel eines kleinen, einäugigen Patrons, der ihn einmal durch unverhohlenes Anstarren erstaunt hatte, als er sich von Vroni die Künste des Zitherspiels erklären ließ. Ihn belustigte die Harun al Raschid-Pose, in der er sich unerkannt zwischen dem Volke wandelnd befand.

Diese Selbstzufriedenheit abgerechnet, hatte er übrigens vollkommen recht: er war ein besserer Mensch geworden; was an liebenswürdiger Einfachheit in ihm war, an unverwöhnter Bescheidenheit, das kam jetzt zum Vorschein. Vielleicht hätte es ihm aus seinem ganzen heimatlichen Klub keiner nachgemacht, so primitiv zu leben, mit so unblasierten Augen auf das Alltägliche zu schauen, wie er es vermochte.

Man mußte es Herrn Philipp nachsagen: Zeitschwächen hatte er, aber eine Schablone war er nicht.

Drei Wochen waren also vergangen.

Der Frost dauerte noch an. Die gesunde Müdigkeit, die während der ersten Zeit auf dem Wintergast von Lins gelagert hatte, Folge der langen Anspannung, die bei der ersten Pause in langes Ruhebedürfnis umzuschlagen pflegt, wich allmählich. Er bekam Lust, weiter zu wandern, höher zu steigen, eine Art Thatendrang.

Eines Morgens, zu einer Stunde, in der, wie er mit Genugthuung dachte, Fex und Genossen oft erst das Lager suchten, stand er auf, sah das erste, bleierne Tagesgrau farblos über der Erde liegen, dann einen leisen Rosenschein über die Gegend fallen, endlich den Ball auftauchen, den goldenen, der überall schön ist, am Meer, über der Heide, aber am schönsten im Hochgebirge. Er ging nach Hochwies, dem Walddorf jenseits der Trisana. Rechts wand sich die breite, uralte Straße durch das Thal, über die viele Jahrhunderte hinweggeschritten waren mit ihren wechselnden Ge-

stalten, Trachten, Zügen, die ganze Skala der Menschen, die von Süden her das Alpengebirge überstiegen, von den klirrenden Römerkohorten an bis zu den Bergfexen in Jägerflanell von heute. Jetzt war niemand auf ihr zu sehen, nicht einmal ein wandernder Bua, der einen Botengang ins Patznaun lief; ihm aber bevölkerte sich der Weg mit bunten Scharen, und wenn irgendwo eine Schneelast ins Thal herabrutschte, so klang es ihm wie Waffenrauschen, Schildgeklirr oder wie der Kommandoruf streitbarer Centurionen; zuweilen auch — soweit war Herr Philipp noch Damenherr — wie das ferne Schluchzen einer sänftegetragenen Römerin die sich von den kalten, weißen Spitzen zurücksehnt in die sengende Mittagsglut des Forum Romanum.

Da ein Pfiff — aus dem dunklen Bergloch über der Schlucht schoß die Eisenbahn, das plumpe, schwarze, eilige Ungeheuer, das alle benutzen, das niemand rasch genug geht, und das jeder, sobald es ihm besser in die Stimmung paßt, als trivial verwünscht.

Herr Philipp runzelte die Stirn und sah weg von ihr auf die graue Ritterveste am Fels und den schlanken Turm von Hochwies.

Das Dorf lag mitten im Walde, ein kleines, kümmerliches Dorf, mit dem verglichen Lins fast einen städtischen Eindruck machte. Die Hütten standen weit von einander, als habe der Zufall sie achtlos in der Zerstreutheit hingestellt; hübsch war nur das neue Kirchlein, von dessen keck geschweiftem Portal das Anno Domini in grauen Sandsteinlettern herabsah

— herrlich aber waren die lichten Bergkuppen, die von allen Seiten auf die menschliche Armseligkeit herniederglitzerten.

Herr Philipp trat in das Wirtshaus. Im Flur saß ein Haufen blonder Kinder spielend zusammen, und er mußte sorgfältig über das jüngste hinwegbalancieren, ehe er die Gaststube betrat.

Drinnen war es warm; die Äste knackten im Ofen; das braune Holzgetäfel schaute behaglich drein. Am Tisch saß bereits ein Gast, der Kooperator von Lins.

„Ein Mensch — wie unangenehm!“ dachte Herr Philipp, „und natürlich hat er sich bereits die wärmste Ecke ausgesucht.“ Da erkannte er seinen heiligen Franziskus. Er begrüßte ihn höflich, und bald war eine Unterhaltung im Gang. Herr Philipp fühlte sich angenehm berührt; ohne es zu merken, verspürte er doch schon zuweilen den leisen Wunsch nach gebildetem Umgang.

Der Wirt brachte heißen Kaffee; eine wohlige Wärme floß dabei durch des Wandrers müde Glieder.

Von dem Holzgetäfel gegenüber hob sich das dunkle Schwärmerhaupt des jungen Geistlichen wie ein schönes, melancholisches Bildnis ab.

„Sie sind auch ein Freund vom frühen Wandern?“ fragte Herr Philipp.

„Nicht doch! mehr ein Freund des Schlafens!“ versetzte der Gefragte; „denn wer schläft, fühlt nicht. Daß ich hier bin, verdanke ich einem Bauernburschen droben am Rain, der beim Schneeschaufeln von der

fiel und bei Sonnenaufgang starb. Sie wissen,
ist eingepfarrt in Lins." Er sprach das alles
ruhigem Ton, in dem es wie Litaneien-
vibrierte; die Stimme hatte etwas unsagbar

Philipp murmelte ein paar teilnehmende
über die traurige Veranlassung. Der andere
dazu. „Aber trotzdem," fuhr Herr Philipp
„denke ich mir Ihr Amt ein beneidenswertes,
so friedevoll!"
traf ihn ein seltsamer Blick aus dem dunklen
gegenüber. Die Lippen des heiligen Franziskus
sich, aber es kam dennoch kein Wort über
schwieg.
s Gespräch wandte sich auf andere Dinge, auf
Volksgewohnheiten, auf die Spiele, die
in Lins aufgeführt werden sollten. Der
studierte die Spieler ein. „Das muß
machen," meinte Herr Philipp, „diese naiven
zur Komödie zu schulen! Das ist ein Arbeiten
inem Material, anders, als wenn bei uns zu
Dilettanten den Spielfanatismus bekommen."
Meinen Sie?" fragte der junge Geistliche. „Ich
es ist ziemlich dasselbe."
Aber nein!" rief Herr Philipp und begann aufs
— wie Äneas vor Dido — ‚die Drangsal
zu offenbaren, die er gesehn und meistens
erfahren.' Er sprach sich ganz in Eifer. Seit
hatte er nicht mehr mit soviel gesunder Wärme

geredet wie jetzt. „Sie sollten nur einmal unser Stadtleben kennen lernen!“ schloß er.

„Ich kenne es zur Genüge;“ entgegnete der andere leise. „Ich bin nicht immer in den Einöden gewesen. Sie malen Ihre Welt zu schwarz, die unsre sehen Sie zu rosig. Für die Ihre haben Sie keine Illusionen mehr übrig, und hier verschwenden Sie sie im Überfluß. Glauben Sie mir, die Menschen sind überall dieselben, werden überall genau das, wozu ihre Verhältnisse sie machen, und wir sehen an ihnen stets, was wir sehen wollen. Sind wir in düsterer Stimmung, so sehen wir Dornen, sind wir glücklich, so sehen wir Rosen.“

Er stützte den Kopf in die Hand; eine bleiche, langfingrige Hand war es, eine Hand, die zu denken gab, die gewiß gern nach andern Dingen gegriffen hätte, als immer nur nach Brevier, Kelch und Stola.

„Sie denken sehr milde,“ meinte Herr Philipp; „das ist gewiß für Menschen, die sich befriedigt fühlen, leicht, aber für unsereins —“

„Befriedigt?“ unterbrach ihn der andere und ließ die Hand schwer auf den Tisch fallen, während er ihm finster ins Gesicht sah — „befriedigt? ich? hier in meiner Strafversetzung, in der Einöde droben zwischen zwei Gletschern, in dem elenden Dorf mit seinem kleinlichen, kindischen Menschengewirr?“

„Herr Kooperator! Da muß ich doch Partei nehmen für Lins!“

„Für Lins, das Sie drei Wochen kennen! Bleiben

Sie dort einmal drei Jahre, wie ich, noch dazu verbannt, losgetrennt von all dem lauten, schönen, flutenden Leben da draußen —"

„Das ist es gerade, was ich meide —"

„Sie meiden es, weil Sie wissen, daß Sie es jederzeit wieder haben können. Solches Meiden ist eine freiwillige Marotte, ein Luxus, wenn Sie wollen. Aber das Meidenmüssen ist etwas anderes. Vergeben Sie meine Erregung — aber es kommt mir vor, als mache man sich lustig über mich, wenn man mir zumutet, hier befriedigt zu sein!"

Armer Herr Philipp! Sein heiliger Franziskus verlor mit einem Mal den Glorienschein — ein Mensch saß vor ihm, noch dazu eine problematische Natur, wie sie ein Spielhagen nicht komplizierter hätte wünschen können.

„Ich urteilte allerdings wohl zu subjektiv," sagte er einlenkend; „aber mir scheint dennoch, Ihre Sünde kann keine große gewesen sein, wenn diese Versetzung die Strafe dafür ist."

„Man straft bei uns je nach der Individualität, mein Herr!" sagte der Geistliche und zog die Augenbrauen ernsthaft zusammen. Dann verfiel er in trübes Schweigen.

Herr Philipp brach nach einigen Minuten auf. An dem Abschiedsgruß des Fremden sah er noch einmal deutlich, was er schon länger gefühlt hatte. Dieser Mann war seinesgleichen an Alter, Herkunft, Stand — nur an Glück nicht.

Draußen wirbelte ein leichtes Schneegestöber.

Die Sonne war fort. Hätte sie noch am Himmel gestanden, wer weiß, ob Herr Philipp jetzt nicht doch ein Paar Flecken in ihr gesehen hätte? Die Gestalt des jungen Priesters wollte ihm nicht aus dem Sinn. —

Noch einmal machte er Rast auf der Wanderung, bei der Postwirtin in Grans. Was für ein behäbiger Volkstypus sie war, dick und kernig, so recht ein Anblick, um sich von dem geistlichen Problem, neben dem er droben in Hochwies gesessen hatte, auszuruhen!

Das Gaststubenfenster ging auf die Straße, unter der ein Felsbach fast senkrecht zur Trisana niederschoß. Wie die Tannen es anfingen, in so steiler Sicherheit neben diesem tiefen Abgrund dazustehen, begriff Herr Philipp kaum; schwindlig konnten sie nicht sein, diese dunkelgrünen Töchter der Berge!

Wenn er weiter nach rechts sah, schaute er gerade in eins jener prachtvollen Seitenthäler, wie sie plötzlich und unvermutet den Alpenwanderer blenden, wenn er gedankenlos die Landstraße entlang schreitet; Thäler, durch die noch keine Bahn zu schnauben wagt, Berge, in deren Felsenherz noch kein Tunnel den Weg fand, hohe Ferner, unschuldig in ihrem fleckenlosen Weiß, aber fast beklemmend in ihrer schroffen Hoheit. Dort ragte die Serlosspitze, der noch nie erstiegene Grat, von dem der Schwindel die klimmenden Fexe bisher noch beharrlich in die Tiefe und das Nichts schleuderte.

„Wie schön das hier ist!“ rief Herr Philipp.

„Na, so was sieht man halt alle Tag!“ meinte die Wirtin; „freilich, schöner als in Hochwies ist's bei uns. Der Herr kommt von Hochwies?“

„Ja —“

„Ach, Sie wohnen wohl dort?“

„Nein —“

„Das ist schade!“

„Und warum?“

„Das geschäh den Linsern schon recht, wenn noch wer anders einen Wintergast hätte als der Schäflewirt droben.“

„So?“ fragte Herr Philipp harmlos. „Die Linser haben einen Wintergast?“

„Und was für einen!“ sagte die Wirtin und ließ die Hände geräuschvoll in den Schoß fallen. „Wer's ist, wissen sie zwar halt alle nicht, obwohl sonst droben in Lins geratscht wird, wie nirgends sonst, selbst der Waldl hats nicht rausbekommen.“

„Der Waldl?“

Das ist dem Photographen seiner, der steckt den Kopf in alle Linser Töpfe, wenn er auch nur ein Auge hat.“

Herr Philipp entsann sich dunkel eines kleinen, einäugigen Patrons, der ihn einmal durch unverhohlenes Anstarren erstaunt hatte, als er sich von Vroni die Künste des Zitherspiels erklären ließ. Ihn belustigte die Harun al Raschid-Pose, in der er sich unerkannt zwischen dem Volke wandelnd befand.

„Und was meint man von dem Fremden?“ ermunterte er.

„Die meisten meinen, daß er närrisch ist.“

„Albernes Volk!“ durchschoß es Herrn Philipp; aber nein! das war ja nur urwüchsig, kindlich ... „So, und was meinen die andern?“

Da rückte die Wirtin geheimnisvoll zu ihm hin. „Daß er was mit der Polizei gehabt hat! nicht gestohlen, nein, das nicht gerade. Der Cyper, der vom Schäfle, sagt, Geld hätt' er genug im Koffer. Als er mal weg gewesen, haben der Cyper und seine Mutter zugeschaut. Die Stasi ist auch so eine, die nicht genug zum ratschen finden kann, und was der Wirt ist, dem läßt die Neugier auch keine Ruh — aber so ein Todschlag, meint der Cyper, so ein Todschlag in der Hitz' — beim Florian! Ohne Grund wird doch niemand so lange im Schäfle bleiben, da steckt was dahinter. Die Linser sollen nicht so pratschig thun mit ihrem Gast!“

In Herrn Philipp zog sich plötzlich etwas zusammen, der ganze Enthusiasmus nämlich, mit dem er die Menschheit dieser Gegend im Überfluß vergoldet hatte. Als der Geistliche vor einer Stunde von dem „kleinlichen Gewirr“ sprach, hielt er ihn für ungerecht; nun er hörte, daß man auch über sein liebes Ich zu ratschen sich vermaß, lag das anders.

„So?“ sagte er kalt. „Die Linser sollten sich lieber in die eigenen Dinge mischen.“

„Ja, da kennen Sie die Linser schlecht!“ entgegnete

Wirtin. „Da sind mir die von Hochwies noch
Die prügeln zwar öfter, und 's kommt wohl
daß zur Kirmeß ein oder zwei draufgehen und
Gericht von Lauders kommen muß — aber sie
sich ordentlich grad naus, nicht wie die
wo alles versteckt geht."
‚Aber woher kommt denn das?" forschte er.
‚Nun! sind halt zuviel Menschen droben. Früher
bei uns mehr, aber seit die Bahn vorbeigeht,
manche fort ins Paznaun hinüber; seitdem giebts
mehr Seelen als bei uns. Je mehr Leut',
mehr Streit; sie können wohl halt nicht anders."
Sprach da nicht Fex? Ihm war, als hörte er
einen Gedanken des fernen Freundes. Sollte
recht haben? — aber nein doch! Wenn in Grans
mißgünstige Wirtin über Lins räsonnierte, brauchten
Linser darum gleich versteckt zu sein? Mißgünstig?
Also Mißgunst gab es doch auch hier in der Gegend!
Bah, Herr Philipp! lassen Sie sich Ihre hübschen
nur nicht so schnell von der Granser Post-
zerreißen!
Er leerte sein Grog-Glas geschwinder als beabsich-
zahlte und warf der Wirtin einen zürnenden
zu. Er bemühte sich, sie für eine rechte Aus-
an Unchristlichkeit, Rohheit der Seele, ja, für
weibliche Fexausgabe zu halten — natürlich
es ja auch solche Ausnahmen geben, ebenso, wie
iner Heimatstadt auf tausend Verbrecherseelen zu-

weilen eine lichte und fleckenlose gekommen war. Während seiner Reflexionen stand die Wirtin schmunzelnd da, mit dem Bewußtsein erfüllten Berufs; war es doch eine traditionelle Verpflichtung der Granser Postwirtinnen seit Urzeiten, seit an der Holzveranda des Gasthauses Fiesolen blühten, jedem durchkommenden Fremden gegenüber das Rivalendorf Lins so herunterzumachen, wie der Fremde und die Möglichkeit es nur irgend zuließ.

„Sie wollen nach Lins hinauf?" fragte sie enttäuscht, als Herr Philipp sich linksab wandte. „Etwa zu den Spielen? Nächste Woche ist das erste. Da werden Sie aber halt keinen großen Genuß haben. Was die Linser zusammenspielen, ist halt albern. Der Amtmann von Lauders sagt's auch."

„So?" versetzte Herr Philipp scharf. „Es wundert mich, daß Sie als fromme Christin das von Spielen sagen, die der Herr Kooperator einstudiert." Es überkam ihn plötzlich der Drang, erziehlich auf die Granser Postwirtin einzuwirken.

„Ja, der Herr Kooperator!" sagte sie. Herr Philipp bekam aber nicht heraus, weshalb sie das in so sonderbarem Tone sprach. So entfernte er sich denn mißgestimmt und ging bergauf seiner Winterfrische entgegen.

V.

Leider ist die Illusion nicht das Charakteristische von einer Sache! Sie ist der schönere Wiederschein, der sanftere Abglanz, der blaue Schleier, den der Mensch unbewußt selber im Auge trägt, wenn er die Dinge der Welt beschaut, den er über reizlose Wirklichkeiten schonend gleiten läßt, bis sie verklärt dastehn.

Als die Schäflewirtin im Sommer von den jungen Leuten sprach, die Winters heimkämen aus der Fremde, da stand in Herrn Philipps Auge die hübscheste Illusion gleich fertig da. Er sah die großen, sehnigen Gestalten leuchtenden Auges bergauf ziehn, jauchzend die Mützen schwenken, dem Heimatkirchlein zu, er glaubte ihr Jodeln zu hören, den schallenden Alpruf, der da klingt, als spränge ein Menschenherz vor Glück; er sah im Geist die lodernden Abendfeuer, um die sich die Familien scharten, den heimgekehrten Sohn in der Mitte, von den Wundern der Fremde erzählend, die aber trotz all ihrer Leuchtkugeln die leise Stimme des Heimwehs nie zu ersticken vermochte.

Ja! das war die Illusion von der Sache!

Die Wirklichkeit aber hockte allabendlich im „Rößle“ um den runden Holztisch. Rauchend und plaudernd saß hier die Jugend von Lins zusammen, die im Sommer ihre Gastrollen in der Welt gab.

Der einäugige Waldl führte dabei stets das große Wort. Es war, als habe der Verlust der halben

Sehkraft seine andern Sinne bis zur äußersten Möglichkeit geschärft; er hörte wie ein Indianer und schwatzte wie ein Wasserfall. Den Sommer hatte er als Führer verbracht im Bannkreis von Innsbruck. Ahnungslosen Wandrern, die nach dem Bädeker die Lanser Köpfe besteigen oder hinaufklimmen wollten zum jugendlichen Modebad Igels, fiel Waldl unvermutet in den Rücken, machte sie erst durch falsche Angaben irre, bis sie nicht mehr zurechtfanden, mußte schließlich doch zugezogen werden und ergaunerte sich zum Schluß jedesmal ein Trinkgeld. Er war noch jung, aber höhere Ziele als diese Art Sommertouren forderte er bescheidener Weise seiner Zukunft nicht ab.

„Ha!" sagte er jetzt wegwerfend, „Leute wie den Stadtherrn da im „Schäfle" kenn' ich zu Dutzenden; faule Gesellen sind's, müssen alle Minuten stehen bleiben, weil ihnen der Atem ausgeht, und kommt mal ein Abgrund, so denken sie immer gleich, 's ist aller Tage Abend."

„Es sind allesamt Gecken und Nichtsthuer," fuhr ein anderer fort, der Sepp vom Gugelbauern, der seine Sommerfrische im Zillerthal als Kellner zu nehmen pflegte. „Man lernt die Menschen am besten kennen, wenn man ihnen serviert; so wie sie einem das Trinkgeld geben, so sind sie. Schleudern sie's so von ungefähr hin, als wollten sie sagen: ‚Nimm, du Hund!' da taugen sie nichts — ordentlich herschieben müssen sie's mit einem ‚Bitte schön!' dann sind sie was wert, wenn sie auch sonst dem Herrgott den Tag wegstehlen."

Quer vor dem Tisch saß ein riesiger Kerl, stämmig, ein Goliath, wie sie zuweilen in Berggegenden aufwachsen wie eine verspätete Reminiscenz an die Tage der Giganten. Er war geworden, wozu ihn sein Format vorherbestimmt hatte — Hausknecht. Er trug während der Saison die Koffer und wichste die Stiefel der Fremden, die droben in St. Anton Rast machten, hoch auf dem gletschernahen, schimmernden Gipfel des Arlberg. An seinem schäbigen Anzug glänzten einige bessere Gegenstände, die zu der Vermutung berechtigten, daß dieser dienende Goliath eine weniger sinnige als einträgliche Art hatte, sich Souvenirs an die Gäste von St. Anton zu sammeln.

„Den Sommer mögen sie kommen,“ begann er mit einer zu seiner Größe merkwürdig kleinen piepsigen Stimme — „da hat man sein Verdienst mit ihnen, aber daß die Fremden auch noch im Winter auf die Berge 'naufkraxeln wie der da im „Schäfle“, das fehlt grad noch; sollt man schon wegen der Dirnen nicht dulden,“ und er schlug mit der derben Faust dröhnend auf den Tisch.

Eyper, der auch von der Gesellschaft war, hatte bisher schweigend zugehört. Plötzlich ballte er die Faust. „Wenn er mir die Vroni abspenstig macht, schlag' ich ihm den Schädel ein!“

„Da schlagen wir halt alleweil mit!“ riefen die andern.

„Bei den Spielen will er dabei sein, hat er gesagt,“ erzählte Waldl, „da wird's schwer halten, ihn

bei der Vroni auszustechen!" wandte er sich zum Cyper, gegen den er von lang her einen Span hatte — „was so die Manier is, das weiß er auswendig, und das thuts den Mädeln an. Das Bärble von drüben fährt auch schon immer ans Fenster, wenn er angegangen kommt in seinem Pelz — der alte Patsch! denkt er gleich, daß er einfriert!"

„Das Bärble?" rief der Hausknecht und sprang auf. „Das nimmst' zurück, Waldl!"

„Und das mit der Vroni auch!" rief Cyper, „gleich auf der Stell'!"

Vom andern Tisch, wo ein paar alte Linser bei abgestandenem Bier Politik machten, auf dem Blättchen fußend, das der Klerus zu halten erlaubte, sah man gespannt her; es war doch immer eine Abwechslung, solch eine werdende Prügelei. Wenn sie sich nur nicht vorher wieder vertrugen!

Aber nein — der Waldl war im anwachsenden Streit auf den Stuhl gesprungen; mit den Füßen stieß er nach den Andrängenden, den Maßkrug griff er und warf ihn unter sie, dem weiland Hausknecht von St. Anton gerade an den Kopf; aber dem verschlugs nichts; es war nicht der Rede wert für so einen Goliathschädel. Jetzt packten sie ihn an. Der starke Cyper griff ihn fest um die Taille. „Zurück nimmst's!" schrie er noch einmal; aber Waldl war von Natur eigensinnig veranlagt und schwieg grinsend. Zwei Minuten später flog er unter großem Halloh aus der Thür.

Herr Philipp ging gerade vorbei. Ihm war beim Abendessen die Beschränktheit des Wirtes und der enge Horizont der Stasi derart aufgefallen, daß er sich entschloß, den Kooperator aufzusuchen — er sehnte sich nach gebildetem Umgang. Langsam wanderte er fürbaß. Dafür konnte er nichts, aber er sah es natürlich nicht ohne Behagen, daß rechts die Vroni ihr schlankes Näschen an die Scheiben preßte, als er vorüberging, und links das Bärble, — eine Etage über demselben auch noch eine, die aber zu betagt war, um von Herrn Philipp bemerkt zu werden.

Waldl flog gerade vor ihm in den Schnee, ein greifbarer Beweis, daß der Abendfriede der Alpendörfer auch eine Sache mit Hindernissen ist. In der offenen Hausthür sah er die erhitzten Köpfe der Streitenden, darunter das zornflammende Auge des Cyper, der Vronis Schatten im Schnee erkannte; im Hintergrund, wie die ehrwürdigen Greise von Troja, drei graue Vaterhäupter von Lins, freudig erregt, als wäre Fluchen ihnen Musik.

Ihm fiel ein, was die Postwirtin in Grans gesagt hatte: ‚je mehr Leut, desto mehr Streit; sie können wohl halt nicht anders.‘

Eilig entwich er dem unschönen Eindruck, ahnungslos, daß Waldl eigentlich seinetwegen aus der sonst gastlichen Pforte des „Rößle“ geflogen war.

Das Bärble fuhr von dem Fenster zurück, als sie den Hausknecht, ihren ungeschlachten Anbeter erblickte.

„Der soll mir noch dran glauben!“ rief dieser und ballte der eleganten, pelzumhüllten Silhouette Herrn Philipps die Faust nach. „Heut fliegt der Waldl! schau zu, daß Du nicht morgen fliegst!“

So war und so dachte die ideale Jugend von Linz. —

Indessen saß der Kooperator einsam in seinem Zimmer. Er las nicht, er arbeitete nicht, er dachte nichts; stumm starrte er in die Nacht, die mit dunkelblauem Auge durch das gardinenlose Fenster hereinsah und mit ihrem Sterngefunkel so glitzernd paradierte, als thäte sie es jemandem besonders zu liebe.

Vielleicht galten ihre himmlischen Künste wirklich dem armen Verbannten, der in sie hinausträumte, als möchte er in ihrem Dunkel versinken.

Es klopfte, und gleich darauf trat Herr Philipp ein. „Besuchszeit ist zwar nicht,“ begann er; „aber wenn Sie erlauben, möchte ich ein wenig mit Ihnen plaudern.“

Der Kooperator war aufgesprungen. Es flog etwas über sein ovales Schwärmerantlitz, das wie Humor aussah. „Sie haben Menschenhunger?“ fragte er und nahm Herrn Philipp den Pelz ab.

„Das wohl nicht gerade — oder doch — Sie haben am Ende recht. Ich befinde mich nicht ganz gut — ich muß mich vielleicht noch mehr akklimatisieren — physisch —“

„Physisch?“ er rückte ihm einen Stuhl zurecht; „ich glaube, das ist man nach drei Wochen; vielleicht

meinen Sie in geistiger Hinsicht? Da, mein Herr, kann ich Ihnen die Versicherung geben: geistig akklimatisieren werden Sie sich hier nie."

Er sagte das ruhig wie eine unumstößliche Wahrheit.

„Aber darum bin ich hergekommen!" entgegnete Herr Philipp.

„Darum werden Sie baldmöglichst wieder weggehen!"

„O, das liegt keineswegs in meiner Absicht!"

Der Geistliche sah ihn noch immer mit einem halben Lächeln an. „Verzeihen Sie," begann er, „wenn ich Ihnen indiskret erscheine, aber in dem Augenblick, als ich zum erstenmal Ihren feinen Weltmannskopf zwischen den Linser Bauernschädeln auftauchen sah, habe ich mir Ihre Geschichte zurechtgereimt: es ist die Geschichte eines enttäuschten Idealisten, der darob Pessimist wurde, aus der Welt flüchtete in eine Sphäre, die er für besser hielt und die ihn schließlich am meisten enttäuschen wird. O, der Prozeß ist ganz natürlich; wenn Sie können, so widersprechen Sie mir gefälligst."

Herr Philipp faltete statt der Antwort seine beiden Hände fest auf dem Holztisch, daß die Ringe förmlich den Fingern weh thaten, und stöhnte krampfhaft: „O! es ist eine elende Welt! elend ist sie überall."

„Da pflichte ich vollkommen bei!" sagte der Kooperator; „und von allen Schmerzen, Herzweh ausgenommen, ist Weltschmerz der schimmste. Mich wundert

nur, daß Sie gestern früh noch so anderer Meinung waren. Sie verließen mich ja sichtlich entrüstet über meine trübe Stimmung."

„Entrüstet! nein, das nicht!" wehrte Herr Philipp ab — „ich hoffte sogar im stillen, Sie würden mich vielleicht begleiten."

Der Kooperator lachte. „Da hätte ich mich ja aufdringen müssen! und, offen gestanden! ich wußte bereits, daß Sie mit der Zeit von selbst zu mir kommen würden, ja, ich erwartete Sie heute so halb und halb. Die Enttäuschungen marschieren schnell. Wer die ersten Flecken in der Sonne sieht, dem zeigt sie sich bald genug ganz dunkel. Und gestehen Sie nur! So gänzlich unbefleckt erschien sie Ihnen schon gestern nicht mehr?"

„Woher haben Sie nur soviel Menschenkenntnis?" fragte Herr Philipp verwundert.

„Aus der Zeit, als ich selbst noch ein Mensch war —" entgegnete er hastig, während ein plötzlicher Schatten über seine Stirn flog; dann fuhr er schnell fort: „ich habe übrigens noch etwas anderes, Besseres aus jener begrabenen Zeit, einen ganz vorzüglichen Chartreuse" — er öffnete den Wandschrank und entnahm ihm eine festverkorkte Flasche. „Bei Florenz ist er geboren in dem schönsten Bergkloster, das auf Erden zu finden ist, oder das mir darum so überaus schön erschien, weil ich ein junger Pilger war und lebte. Ich kam von Rom — können Sie sich denken, daß derselbe bergverbannte Kooperator, der jetzt vor

Ihnen steht, einmal nichts Höheres kannte als den Ehrgeiz, daß kein Wunsch in ihm wohnte, der nicht der Kirche galt und seinem Beruf? Diese Wünsche sind inzwischen verraucht, verweht wie Höhenfeuer auf den Bergen — jene Reise aber steht wie ein schönfarbiger Traum noch jetzt in meinem Gedächtnis; sie war mir ein Genuß und ein Verderb zugleich; sie trieb mich unter Menschen, lehrte mich vieles vergessen, den Ehrgeiz und die Tonsur — ich war ja so jung, und das Gefühl der Jugend, das lange niedergezwängte, überkam mich voll und ganz zum erstenmal — bis — nun wozu viel Worte? — bis schließlich auf einem unserer Alpenseen mitten in der muntersten Gesellschaft, die je an Bord eines Dampfers fuhr, die Hand eines strengen Prälaten mir plötzlich auf die Schulter fiel. Man bauschte mein Vergehen ins Ungeheuerliche auf; ein Exempel wurde statuiert für die andern alle, die allein die Welt durchpilgern, Sklaven der drei Gelübde wie ich; man strafte mich mit dem Härtesten, was mich treffen konnte, man verbannte mich in diese Einöde. Damals bin ich sozusagen gestorben; was jetzt vor Ihnen steht, ist gleichsam nur der Schatten eines lebendig Gewesenen, die Mumie eines warmfühlenden Menschen. Stoßen Sie an! Der alte Mönch aus den Florentiner Bergen hat mich weder vergessen noch verdammt; er sandte mir diesen Labetrunk in die Wildnis, aber ich mag nicht allein zechen. Es lebe der Weltschmerz, und möge der Ihre ebenso rasch verrauchen und verlodern wie mein Glück."

Herr Philipp hatte sich und sein kleines Leid allmählich vergessen, während der andere sprach. Ihm war, als wachse die Gestalt des Erzählenden mit jedem Worte, staunend sah er die Lippen an, die so ruhig von bitteren Dingen sprachen, die Augen, in denen ein großes, warmes Lebensfeuer in Asche niedergezwungen war, und aus denen es doch wie Widerschein glühender Funken flammte.

Der Kooperator sah ihn lange an. „Beneiden Sie mich noch?“ fragte er.

„Nein, aber ich bewundere Sie, daß Sie das ertragen können!“

„Ich fühle nichts mehr dabei,“ entgegnete er dumpf; „aber trinken Sie doch! trinken Sie! Was Mönche zusammengebraut haben, das wärmt und belebt. Glauben Sie mir! In diesem Chartreuse schlummert das Parfum der Luft um Florenz, die Glut, von Pinien ausgehaucht, welche die Sonne bescheint, Cypressengeruch, und der Atem von den hundert blühenden Dolden, die um Gärten und Paläste wuchern. Hören Sie nicht den Arno rauschen? Sehen Sie dort den blauen Appenin? Fiesoles weiße Mauern, den hellen Turm von San Miniato?“

Er trank und schien in einen Traum zu versinken; eine Weile schwiegen beide.

„Nun erzählen Sie mir!“ sagte dann der Geistliche tonlos — „etwas von der Welt, aus der Sie kommen, daß heißt, wenn Sie mir soviel vertrauen

wollen — zwar! wem könnte ich hier oben etwas verraten?"

Herr Philipp erzählte. Es that ihm wohl, alles in Worten auszusprechen, was ihm in den letzten Tagen als dumpfer Druck auf der Seele gelegen hatte. Auch von seiner Heimat sprach er, die Bilder des allzulauten Lebens beschwor er herauf — aber seltsam! mit einem Mal schien ihm das alles minder entsetzlich; es kam ihm natürlich vor, was er bisher unerlaubt gefunden hatte. „Merkwürdig," schloß er; „wie die Entfernung verklärt — daß ich es dort nicht aushielt, steht fest — aber das Warum habe ich nicht mehr im Kopf. Es sind eben tausend Kleinigkeiten gewesen, die zusammen ein gräuliches Ganzes ausmachten."

„Und nach Ihren Erzählungen," warf der Kooperator ein, „scheint mir in diesem gräulichen Ganzen Ihr Freund Fex als einziger, vernünftiger Leuchtturm dagestanden zu haben."

„Meinen Sie wirklich? — ich weiß nicht," sagte Herr Philipp und fuhr sich mit dem Taschentuch über das Gesicht — „ob der Chartreuse das thut — aber mir wird plötzlich viel philanthrophischer zu Mut."

„Das kommt daher, weil sie wissen, daß Ihre Existenz zu beneiden ist, weil Sie sehen, wie ich Sie beneide!"

Herr Philipp reichte ihm die Hand. „Ich wollte, ich könnte Ihnen helfen!" sagte er.

„Helfen?" Da war wieder der todestraurige Ausdruck des heiligen Franziskus auf seinem Gesicht,

jener himmelansehnende Schmerz derer, die sich von den Freuden der Welt abgewendet haben; der Heilige, wie ihn Rubens gemalt hat, nur daß der Strick nicht um seine Hüfte lag und die Palme in der Hand noch fehlte. „Wozu auch,“ fuhr er fort, „einem Toten ins Leben zurückhelfen? und wer kann das? Dem Toten selber wäre am Ende nicht einmal damit gedient, ebensowenig, wie jenen Halberhängten, denen ein christlicher Mitbruder im letzten Augenblick wieder zum Atem verhilft, der denkbar schauderhafteste Dienst, den einer dem andern erweisen kann — finden Sie nicht auch? — Aber lassen wir den Totentanz beiseite! reden wir von etwas anderem. Morgen ist Spielprobe im Schulhaus — wenn Sie sich vielleicht unsere ländlichen Dilettanten ansehen wollen? Es sind Typen darunter, die Sie am Ende aus ihrer Heimat kennen.“

Nach einer Viertelstunde trennten sie sich. Von der Turmuhr schlug es elf, eine späte Stunde für Herrn Philipp, der in letzter Zeit mit den Linser Hühnern und Bewohnern zu Bette gegangen war.

Draußen lagerte eine kalte Nacht. Von den Arseier Gletschern wehte ein Wind herab, den Herr Philipp noch nicht durch dieses Thal hatte brausen hören; er trug etwas Beunruhigendes, Aufrührerisches in sich — es war Tauwind.

Als er sich dem „Schäfle“ näherte, hörte er Stimmen hinter dem Gartenzaun — Cyper und die Vroni, die auf elterliches Gebot tagüber so heldenhaft mit einander ‚zu End waren‘, um sich allabendlich mit

halberfrorenen Füßen an einem geheimen Rendez-vous zu entschädigen.

„Ich hab ihm ja nur Augen gemacht,“ hörte er die Vroni flüstern, „damit Du ein bißchen mehr in die Hitz' kämst — gelt, es hat Dich geärgert? aber 's hat keine Gefahr! den stichst Du noch alleweil aus!“

Dann hörte er, wie sie sich küßten, und wenn seine eigene Erinnerung auch nicht ganz frei von derartigen Reminiscenzen war, so stieg doch eine große moralische Entrüstung in ihm auf, ja, er donnerte möglichst geräuschvoll die „Schäfle“-Thür zu, ein Umstand, der von den beiden Liebenden aber nicht weiter beachtet wurde.

Die Stasi war schon zu Bett. Sein Hauswirt leuchtete ihm herauf. „Morgen giebts Knödl!“ enthüllte er dem Gast und zog dann gähnend treppab.

Du lieber Himmel! Herr Philipp hatte sich an Knödl bereits seit vorgestern übergessen ...

Ein böser Tag! Es war auch recht viel zusammengekommen, gerade, als habe die ganze Welt, das heißt, das ganze Gebirgsthal sich gegen seine Illusionen verbündet. Das mit der Vroni war doch eigentlich stark! Er hatte wirklich etwas wie ein Gefühl für sie gehabt. Geschichten fielen ihm ein, wenn er in ihre aurikelblauen Augen sah, die er in müßigen Stunden auf dem Divan der Wiener Cafés in Journalblättern flüchtig durchflogen hatte, Geschichten von reichen, vornehmen Menschen, die niedrig geborene Naturkinder zu sich emporziehen und wunderbare Er-

jener himmelansehnende Schmerz derer, die sich von den Freuden der Welt abgewendet haben; der Heilige, wie ihn Rubens gemalt hat, nur daß der Strick nicht um seine Hüfte lag und die Palme in der Hand noch fehlte. „Wozu auch,“ fuhr er fort, „einem Toten ins Leben zurückhelfen? und wer kann das? Dem Toten selber wäre am Ende nicht einmal damit gedient, ebensowenig, wie jenen Halberhängten, denen ein christlicher Mitbruder im letzten Augenblick wieder zum Atem verhilft, der denkbar schauderhafteste Dienst, den einer dem andern erweisen kann — finden Sie nicht auch? — Aber lassen wir den Totentanz beiseite! reden wir von etwas anderem. Morgen ist Spielprobe im Schulhaus — wenn Sie sich vielleicht unsere ländlichen Dilettanten ansehen wollen? Es sind Typen darunter, die Sie am Ende aus ihrer Heimat kennen.“

Nach einer Viertelstunde trennten sie sich. Von der Turmuhr schlug es elf, eine späte Stunde für Herrn Philipp, der in letzter Zeit mit den Linser Hühnern und Bewohnern zu Bette gegangen war.

Draußen lagerte eine kalte Nacht. Von den Arseier Gletschern wehte ein Wind herab, den Herr Philipp noch nicht durch dieses Thal hatte brausen hören; er trug etwas Beunruhigendes, Aufrührerisches in sich — es war Tauwind.

Als er sich dem „Schäfle“ näherte, hörte er Stimmen hinter dem Gartenzaun — Cyper und die Vroni, die auf elterliches Gebot tagüber so heldenhaft mit einander ‚zu End waren‘, um sich allabendlich mit

halberfrorenen Füßen an einem geheimen Rendez-vous zu entschädigen.

„Ich hab ihm ja nur Augen gemacht," hörte er die Vroni flüstern, „damit Du ein bißchen mehr in die Hitz' kämst — gelt, es hat Dich geärgert? aber 's hat keine Gefahr! den stichst Du noch alleweil aus!"

Dann hörte er, wie sie sich küßten, und wenn seine eigene Erinnerung auch nicht ganz frei von derartigen Reminiscenzen war, so stieg doch eine große moralische Entrüstung in ihm auf, ja, er donnerte möglichst geräuschvoll die „Schäfle"-Thür zu, ein Umstand, der von den beiden Liebenden aber nicht weiter beachtet wurde.

Die Stasi war schon zu Bett. Sein Hauswirt leuchtete ihm herauf. „Morgen giebts Knödl!" enthüllte er dem Gast und zog dann gähnend treppab.

Du lieber Himmel! Herr Philipp hatte sich an Knödl bereits seit vorgestern übergessen...

Ein böser Tag! Es war auch recht viel zusammengekommen, gerade, als habe die ganze Welt, das heißt, das ganze Gebirgsthal sich gegen seine Illusionen verbündet. Das mit der Vroni war doch eigentlich stark! Er hatte wirklich etwas wie ein Gefühl für sie gehabt. Geschichten fielen ihm ein, wenn er in ihre aurikelblauen Augen sah, die er in müßigen Stunden auf dem Divan der Wiener Cafés in Journalblättern flüchtig durchflogen hatte, Geschichten von reichen, vornehmen Menschen, die niedrig geborene Naturkinder zu sich emporziehen und wunderbare Er-

jener himmelansehnende Schmerz derer, die sich von den Freuden der Welt abgewendet haben; der Heilige, wie ihn Rubens gemalt hat, nur daß der Strick nicht um seine Hüfte lag und die Palme in der Hand noch fehlte. „Wozu auch,“ fuhr er fort, „einem Toten ins Leben zurückhelfen? und wer kann das? Dem Toten selber wäre am Ende nicht einmal damit gedient, ebensowenig, wie jenen Halberhängten, denen ein christlicher Mitbruder im letzten Augenblick wieder zum Atem verhilft, der denkbar schauderhafteste Dienst, den einer dem andern erweisen kann — finden Sie nicht auch? — Aber lassen wir den Totentanz beiseite! reden wir von etwas anderem. Morgen ist Spielprobe im Schulhaus — wenn Sie sich vielleicht unsere ländlichen Dilettanten ansehen wollen? Es sind Typen darunter, die Sie am Ende aus ihrer Heimat kennen.“

Nach einer Viertelstunde trennten sie sich. Von der Turmuhr schlug es elf, eine späte Stunde für Herrn Philipp, der in letzter Zeit mit den Linser Hühnern und Bewohnern zu Bette gegangen war.

Draußen lagerte eine kalte Nacht. Von den Arseier Gletschern wehte ein Wind herab, den Herr Philipp noch nicht durch dieses Thal hatte brausen hören; er trug etwas Beunruhigendes, Aufrührerisches in sich — es war Tauwind.

Als er sich dem „Schäfle“ näherte, hörte er Stimmen hinter dem Gartenzaun — Cyper und die Vroni, die auf elterliches Gebot tagüber so heldenhaft mit einander ‚zu End waren‘, um sich allabendlich mit

halberfrorenen Füßen an einem geheimen Rendez-vous zu entschädigen.

„Ich hab ihm ja nur Augen gemacht," hörte er die Vroni flüstern, „damit Du ein bißchen mehr in die Hitz' kämst — gelt, es hat Dich geärgert? aber 's hat keine Gefahr! den stichst Du noch alleweil aus!"

Dann hörte er, wie sie sich küßten, und wenn seine eigene Erinnerung auch nicht ganz frei von derartigen Reminiscenzen war, so stieg doch eine große moralische Entrüstung in ihm auf, ja, er donnerte möglichst geräuschvoll die „Schäfle"-Thür zu, ein Umstand, der von den beiden Liebenden aber nicht weiter beachtet wurde.

Die Stasi war schon zu Bett. Sein Hauswirt leuchtete ihm herauf. „Morgen giebts Knödl!" enthüllte er dem Gast und zog dann gähnend treppab.

Du lieber Himmel! Herr Philipp hatte sich an Knödl bereits seit vorgestern übergessen...

Ein böser Tag! Es war auch recht viel zusammengekommen, gerade, als habe die ganze Welt, das heißt, das ganze Gebirgsthal sich gegen seine Illusionen verbündet. Das mit der Vroni war doch eigentlich stark! Er hatte wirklich etwas wie ein Gefühl für sie gehabt. Geschichten fielen ihm ein, wenn er in ihre aurikelblauen Augen sah, die er in müßigen Stunden auf dem Divan der Wiener Cafés in Journalblättern flüchtig durchflogen hatte, Geschichten von reichen, vornehmen Menschen, die niedrig geborene Naturkinder zu sich emporziehen und wunderbare Er-

folge in ihren Seelen emporzüchten. Auch vom Theater kannte er so etwas, Birch-Pfeiffer glaubte er, zuweilen schlug es gut aus, und die Vroni war wirklich eine Schönheit.

Er trat ärgerlich ans Fenster; da sah er die Silhouetten im Schnee.

„Du brauchtest mich, sein Fischblut anzufeuern —“ geradeso raffiniert wie der treulose Geliebte in der alten Minnesängerstrophe war also auch sie!

Und er hatte vor nicht gar lang seiner einstigen Flamme die kleinste derartige Sünde nicht vergeben! Und sie war doch Stadtkind, stand mitten im Leben; man hatte sie dressiert; sie mußte steuern durch die Wogen einer Saison, wo etwas berechnende Klugheit Selbsterhaltung ist!

Eigentlich war er doch ungerecht gewesen!

Da fiel sein Blick auf das Bild des Heiligen an der Wand. Seine Gedanken nahmen eine andere Wendung. „Ob es vom Philosophieren kam,“ fragte er sich, „daß ich so undankbar dachte? Wenn ich diesen da betrachte und sein Geschick, so fühle ich allerdings, wie ich zu beneiden bin!“ —

* * *

Hätte die Sonne am nächsten Morgen Herrn Philipp recht freundlich entgegengeschienen, möglich, daß er trotz der Aussicht auf die furchtbaren Knödl, gegen die er bereits eine Art Haß empfand, mit gutem Mut ins Freie gewandert wäre — aber es lag blau-

grau über den Alpen, und gleichmäßig tropfte es von den Dächern. Die ungepflasterten Gassen von Lins zeigten hier und da schwärzliche Pfützen; die Welt sah aus, als habe sie die Nacht über herzzerbrechend geweint, als zerschwämme sie noch in Thränen . . .

Er trank seinen Kaffee wie gewöhnlich in der Wirtsstube. Cyper flickte in der Ecke einen alten Kessel und summte ein Schnadahüpfl dazu — ein Bild bäurischer Behaglichkeit.

„Elender Heuchler!“ dachte Herr Philipp, sah ihn mißgünstig an und würdigte ihn keines Wortes.

Er holte seinen Walter Scott-Band und las, aber die Stimmung fehlte; er überlegte, ob er wohl Ferens Brief öffnen sollte? Nein! so weit war er doch noch nicht, Sehnsucht nach der Welt zu haben, der er entflohen war — o nein!

Das Ende seiner Überlegung war, daß er sich recht gründlich langweilte.

Dann kam der Mittag; mit ihm die Knödl.

Schaudernd wandte er sich ab und aß Brot und Suppe; schließlich geriet er fast ins Lachen, als er daran dachte, was Fex, der jetzt im ersten Restaurant für fünf Mark dinierte, wohl für ein Gesicht machen würde, wenn er ihn tafeln sähe!

Der Schäflewirt drohte dem lachenden Herrn Philipp mit dem Finger und sagte vertraulich: „Kleiner Schelm! Sie habens hinter den Ohren.“

Das paßte ihm nun wieder nicht, ihm, der bereits

alle Examina hinter und wer weiß welch glänzende Karriere vor sich hatte; es war doch immerhin ein sozialer Abstand, der zwischen ihm und diesem einfältigen Wirt klaffte! Ja, freilich; daran hätte Herr Philipp aber nur eher denken sollen . . .

Den Nachmittag begab er sich zur Spielprobe ins Schulhaus.

Zu diesem war ein alter Edelsitz degradiert, der noch aus der goldenen Zeit von Lins stammte. Über den tiefen Fensternischen prangten steingehauene Wappenschilder, stolze, trotzige Tiergestalten, Blumen in schrägem Feld, Symbole mächtiger Geschlechter, die nun längst untergegangen waren im Sturme der Zeit, auf Schlachtfeldern niedergemetzelt — ausgestorben — vergessen.

Die rohen Schulbänke standen in trivialem Gegensatz dazu und ebenso die bäuerischen Gestalten, über die derselbe Deckenrundbogen sich heute wölbte wie vordem über den zechenden Vasallen der Herzogin von Tirol.

Herr Philipp kam mitten in die Probe. Du lieber Himmel! Er hatte sich auf etwas Neues, Urwüchsiges, Kerniges gefreut, und was ging vor sich? Das alte abgetretene „Versprechen hinterm Herd,“ das er zahllos oft von heimatlichen Dilettantenkehlen gehört hatte, in dem jeder Strizowsche Witz ihm nachgerade wie ein schmerzlicher Kalauer weh that.

Der Hausknecht von St. Anton gab den Strizow. Das war eine Leistung! Der Berliner, wie ein aus

Lins gebürtiger Hausknecht ihn sich denkt, dabei ins Bedientenhafte, Rüde übertragen. Die anderen leisteten Ähnliches! Nur das Bärble stand wie eine frische Bergblume dazwischen und schmetterte mit ihrer reinen Stimme lustig über die ganze Profanation hinweg. An den Wänden saßen Linser Mütter und strickten, wie vergröberte Ausgabe jener Stadtmütter, die Herr Philipp kannte; auch Väter waren anwesend; doch waren sie nicht indolent, sondern unmanierlich; sie spukten auf die Diele, das war ihre Beschäftigung.

Der Kooperator war Regisseur; es schien, als ob er ganz in der Sache lebte, kaum, daß er einen Blick zu Herrn Philipp warf. Ruhig ordnete er alles an wie ein Mensch vom vollkommensten Seelengleichgewicht; keine Miene verriet, daß er noch etwas anderes sein konnte als der diensteifrige Kooperator von Lins, daß es Stunden gab, in denen dies sanfte Auge zu flammen vermochte, Funken zu sprühen. Gelassen sah er an den blühenden Zügen des Bärble vorbei; freundlich redete er dem und jenem eine fürchterliche Nüance von eigener Erfindung aus; und was er wollte, geschah; sie schienen ihn alle wie ein Orakel zu betrachten, und die Kinder, die sich eingeschmuggelt hatten und mit neugierigen Blicken zusahen, küßten ihm im Vorbeigehen scheu und ehrfurchtsvoll die Hand.

‚Welch ein Mensch!‘ dachte Herr Philipp und schämte sich seiner eigenen Schwächen. Die Aufführung enttäuschte ihn; er wollte gehen, zumal ihm

plötzlich auffiel, daß Strizow und etliche andere junge Burschen feindliche Blicke nach ihm warfen; auch schien ihm mit einem Mal, als sänge das Bärble absichtlich in seine Richtung herüber.

„Was? Sie gehen schon?" rief eine der Spielmütter, die Wassermüllerin — „das langweilt Sie halt wohl, so, was Ländliches? Aber warten Sie nur, — nachher giebts auch was für Städter, ‚die Verlobung bei der Laterne'. Das wird Ihnen gefallen."

Herr Philipp schüttelte sich. Wo war die Urwüchsigkeit, von der er geträumt hatte?

„Sie wollen gehen?" fragte der Kooperator, der plötzlich neben ihn trat, „unser Repertoire mißfällt Ihnen wohl?"

„Es erstaunt mich —"

Der Geistliche lächelte. „Gehen Sie nur!" sagte er; „es ist auch aus anderen Gründen besser. Es leuchtet Ihnen wohl jemand die Stiege herab; ich bin leider im Dienst."

Die Wassermüllerin nahm ein Licht und öffnete ihm; er tastete sich langsam durch den dumpfen, kellerartigen Flur. Plötzlich sah er, wie nicht mehr die Alte, sondern das Bärble neben ihm stand; sie hatte der anderen von ihm unbemerkt das Licht abgenommen.

„Sie wollen halt nicht mitspielen?" fragte sie mit ihrer weichen, klangvollen Stimme. Das Licht, das von dem elenden Wachsstummel ausging, flutete magisch in gelblichem Schein um das Kind der Berge. „Sie ist tausendmal hübscher als die Vroni!" dachte er und

betrachtete sie sinnend. An den dunklen steinernen Wänden bewegten sich schwankend ihre Schatten.

„Würd' es Dich freuen, wenn ich mitspielte?" sagte er, und als sie nickte, faßte er nach ihrer freien Hand und drückte einen Kuß darauf.

„O, nicht doch auf die Hand!" rief sie beschämt, als hielte sie ihre Finger viel zu gering für eine solche Ehre.

Herr Philipp war mitten in der auf diese Einwendung naturgemäßen Antwort, als plötzlich oben die Thür aufgerissen wurde und der alpine Strizow die Treppe herunterkam.

„Jetzt ist's aber genug!" schrie er und holte gerade aus, um seine schwielige Bauernfaust mit Herrn Philipps weißem, gepflegtem Gesicht bekannt zu machen; da warf sich das Bärble gegen ihn, so hoch sie reichte, hielt ihm den Arm zurück und rief: „Daß Du ihn läßt! Wenn Du ihn schlägst, schau ich Dich mein Lebtag nimmer an!" Andere kamen; fast der ganze Dilettantentrupp stolperte die Stiege herab. Herr Philipp stand stirnrunzelnd da; wie plump das war, dieser rohe Ausbruch bäurischer Eifersucht! Sein Blick flog über die Gesichterreihe. Feindseligkeit stand darauf. Der eine ballte die Faust zu ihm herüber. Ein anderer rückte dicht auf ihn zu. Sie waren sehr in der Überzahl. Was sie riefen, verstand er nicht; im Zorn ging ihr Idiom ins Undeutliche über. Es war ein kritischer Moment.

Da trat der Kooperator unter sie.

„Wer meinen Gast nicht in Frieden läßt, verdirbt es mit mir!“ rief er mit erhobener Stimme. Er sah einen nach dem andern scharf an, es war der Blick eines Feldherrn, der Blick eines mutigen Kriegers — schade, wie viele weltliche Talente hier die Kutte barg! Da murrten sie leiser; etliche zogen sich zurück. Herr Philipp ging ungestört seines Wegs, von den braunen Haselnußaugen des Bärble bis zur letzten Sekunde gefolgt.

Mißmutig begab er sich in seine Wohnung; er hatte Lins satt, gründlich satt!

In der Dämmerung trat der Kooperator bei ihm ein. „Mein Schlitten steht vor der Thür!“ sagte er — „Ich muß heut abend noch nach Landers hinunter. Wollen Sie mich begleiten? Etwas wässerig werden die Wege zwar schon sein —“

Herr Philipp sah ihn prüfend an. „Sie meinen, ich bin nicht mehr sicher hier oben?“ fragte er langsam.

„Wenn Sie Ihr Gepäck gleich mitnehmen wollten, wäre es vielleicht nicht thöricht,“ sagte er statt aller Antwort. „Ich setz mich indessen in die Wirtsstube, aber verschweigen Sie lieber, daß Sie gehen; der Cyper könnte es hören, und auf französisch ist am Ende ebenso angebracht.“

Herr Philipp verstand. Es war ein eigentümliches Gefühl, das ihn beim Packen beschlich, gleichsam, als packe er die Reste eines zertrümmerten Luft-

schlosses zusammen; er hatte sich mit seinen Chimären diesmal entschieden vergaloppiert!

Die Arbeit ging ihm schnell von der Hand, zumal sich ein Drittel seiner Sachen allmählich von selbst empfohlen hatte. Selbst ein Scott-Band fehlte, seit heut früh auch die Hälfte seiner parfümierten Seife. Ein Päckchen Banknoten ließ er auf dem Tisch zurück.

Als er unten den Kooperator abrief, schlug ihm noch einmal die Herdwärme des Bauernidylls ins Gesicht. Er hörte die Katze schnurren, sah wie im Nebel die vollen Wangen der Stasi und den rötlichen Dummkopf des Wirtes; dann war es zu Ende mit der Rast im „Schäfle“.

Draußen schlugen die Tropfen, die vom Dache fielen, gegen das Wirtshausschild. Sie stiegen ein, der Kooperator zog die Schlittendecke hoch herauf. Die Pferde zogen an und klingelten davon. Grau und regennaß starrten die Häuser von Lins den Fahrenden nach, und die kleinen Lichter blinkten ihnen zu wie ein leuchtendes ‚Fahr wohl!‘

Hinter den Scheiben des „Rößle“ bewegten sich Gestalten. Dort schwur Herr von Strizow in Flüchen, die er von müden Arlbergtouristen droben in St. Anton gelernt haben mochte, daß er den Fremden erdrosseln werde, wo er ihn sähe; Cyper versprach Mitwirkung, und Waldl benutzte die Gelegenheit, nach dem gestrigen Zwist wieder intim mit seinen Genossen zu werden; nur der Vroni that es scheinbar leid, daß der schlanke,

pelzumhüllte Hals des galanten Gastes einem so elenden Schicksal anheimfallen sollte, wie ihm hier geplant ward.

Herr Philipp wandte sich unwillkürlich nach dem Fenster um.

„Ja!“ sagte der Kooperator. „Es heißt zwar: auf der Alm giebt's ka Sünd' — aber ich halte es für besser, daß man es nicht ausprobiert.“

„Ich glaube, Sie haben mir unberechenbar viel gerettet!“ entgegnete Herr Philipp ernsthaft.

„Oder nur das Renommee meiner Beichtkinder!“ lächelte der andere. „Ja, so sind sie, diese vielgelobten Naturseelen — für Volksstücke fühlen sie sich bereits zu modern; da ruhen sie nicht, ehe sie sich selber zu Karrikaturen machen und Stadtpossen abspielen; im Zorn aber sind sie ganz Natur, das heißt, sie benehmen sich unter Umständen wie Kain, da er den Abel erschlug — ich möchte die Gegend sehen, wo die Wilden wirklich noch bessere Menschen sind.“

Die letzten Häuser verschwanden; stöhnend schleifte der Schlitten über die feuchten Schneemassen dahin; verschwommen brachen die Sterne aus phantastischen Wolkenschichten, aber ruhig und stolz zeichnete der Arseier Gletscher seine kühne Linie über das wilde Thal.

„Ja, dort hinauf muß man steigen,“ sagte der Kooperator, und wies auf die mächtige Kette, „wenn man fromm werden will und nichts Böses sehen, aber dann darf man auch nicht wieder herunterkommen, weder nach Linz noch sonst wohin!“

„Wie bringen Sie es nur fertig, mit diesen Menschen zu leben?“ fragte Herr Philipp, noch schaudernd unter dem Eindruck, den seine verzärtelte Empfindung durch die drastische Bauernwirklichkeit bekommen hatte.

„Meine Philosophie ist einfach, aber gut: ich bleibe kritiklos — und warum sollen mich ihre Schwächen kränken? Dafür, daß sie schwach sind, sind sie ja eben Menschen —“ seine Stimme klang mitleidig, als spräche er von etwas Bedauernswertem; plötzlich gab er dem Kutscher ein Zeichen, der Schlitten stand. Herr Philipp fühlte eine kalte Hand sekundenlang in der seinen. „Leben Sie wohl!“ sagte der Kooperator. „Mein Geschäft ist aus. Sie sind in Sicherheit, und mir ist besser, ich bin allein.“ Ehe Herr Philipp antworten konnte, verwundert von dem plötzlichen Abschied, war der Kooperator in die offene Kapelle am Wege getreten, aus der die ewige Lampe matt wie ein müdes Auge in den grauen Abend blickte.

Der Schlitten riß ihn fort; noch einmal wandte er sich; da sah er von der Biegung des Pfades aus, wie die schwarze Gestalt vor dem kleinen Altar niedergesunken war, die Hände der Madonna entgegengefaltet, die in gelbem Strahlenkranze, andächtig aufwärts schauend, an der Mauer schwebte.

Über der Kapelle in dämmriger Ferne verschwand Lins; ein feiner Regen sprühte nieder; von unten grollte die Trisana herauf und rüttelte an den Brücken-

pfeilern, die sich über ihr wölbten. Sie war nicht mehr der plaudernde Sommerstrom, der wie ein Kind die Blöcke überjauchzte; ein wildes Alpenwasser brauste in ihrem Bett, angeschwellt von den Bächen zertauten Schnees, die von allen Seiten herniederrieselten, ein aufrührerischer Gesell, den es nach Thaten gelüstete, nach tollem Wirbeltanz und grausamer Zerstörung.

Herr Philipp hatte da droben, wo nun die Nacht ihren Vorhang niederließ, allerhand gelernt; in stillen Gedanken fuhr er ernsthaft zu Thal.

VI.

Im Hotelzimmer zu Landers saßen zwei fanatische Bergfexe um einen Eiskübel und tranken Sekt.

Das Tauwetter war ihnen gerade zwischen eine Hochtour gekommen. Ohne das hätten sie jetzt droben sein müssen auf dem steilen Grat eines Ötzthaler Ferners, wo, hingeklebt an die Wand des abschlüssigen Gesteins, die Alpenvereinshütte als ein Beweis hängt, daß es heutzutage auch nach oben hin keine Entfernungen mehr giebt, daß der Mensch die Heimstätten des Adlers ohne weiteres usurpieren kann, sobald es seiner Hoheit beliebt.

Möglich auch, daß sie ohne das eingetretene Tauwetter bereits mit zerschlagenen Gliedmaßen in einer verschneiten Schlucht gelegen hätten, von dem eisigen

Höhenwind überweht, von niemand gesehen als von kreisenden Raubvögeln und schweigenden Sternen — Opfer des Sports oder des Spleens.

Die Eisaxt lag blank geschliffen auf der Fensterbank, die Stricke daneben: ihr Kostüm war nur durch die Absicht berechtigt, sich damit von allen Weltkorsos seitab zu begeben — ihre Gespräche drehten sich unaufhörlich um Grate, Führer, Lawinen und Schneebrillen . . .

Herr Philipp, der am Nebentisch mit dem Heißhunger eines Menschen, welcher sich längere Zeit von Heuschrecken und wildem Honig genährt hat, ein Souper nach der Karte aß — mit Hingebung ausgesucht und mit Sehnsucht erwartet — Herr Philipp hätte unter andern Umständen voll Verachtung auf die beiden Klimmvirtuosen gesehen, die sich mit demselben Eifer auf ihr Thema stürzten, mit dem unser Jahrhundert sich auf alles Absurde wirft, nicht zum mindesten auf das lebensgefährliche Ersteigen gerade jener Gipfel, die der liebe Gott so hoch ragen ließ, damit es auch ein paar bevorzugte, menschenleere Strecken auf Erden gebe.

Jetzt erschienen ihm diese Fexe fast angenehm, ja, als er fertig war, setzte er sich sogar freiwillig zu ihnen, stellte sich vor mit der Höflichkeit eines Menschenfreundes und hörte gutmütig all den halsbrechenden Geschichten zu, die der jüngere mit Feuer und Übertreibung zum besten gab; ja, als er hörte, daß die beiden erst vorgestern ihre Heimatstadt Augsburg ver-

lassen hätten, war es ihm, als spänne sich plötzlich ein sichtbarer Faden von ihnen aus in die Welt zurück — die Welt! Er glaubte mit einem Mal ihr lustiges Gebrause zu vernehmen, das Narrenglöckleingebimmel, ihr klingendes Symbol; wie Sehnsucht kam es über ihn, als der junge Augsburger von Konzerten und Bällen sprach, die er gleich nach der letzten Hochtour ohne Ermüdung mitgemacht hätte, und als der lustige Baier schließlich die Type einer sehr hübschen Braut aus dem Portefeuille zog, da entgegnete er aus Versehen auf die Frage, wann er heimzureisen gedenke: „Vielleicht morgen schon."

Im Ernst meinte er das natürlich nicht. Er konnte ja allein des Freundes wegen nicht früher heimkehren; aber schließlich war er ja den Augsburgern keine genaue Rechenschaft schuldig.

Sie redeten und tranken lange zusammen. Im Grunde waren die Augsburger brave Menschen, aber durchaus nur eben Durchschnitt; ihre einzige Besonderheit war ihr Fexentum, der unwiderstehliche Drang in die Höhe, dort hinauf, wo der nagelbeschlagene Schuh kaum im Eise haftet, wo man nicht einmal die blendenden Fernsichten genießen kann, weil der Schwindel einen dann erfaßt. Sie betrachteten diesen Sport als eine Art Religion, ja, sie kehrten denselben Fanatismus dafür zu Tage, wie er die Nihilisten treibt, Rußland zu befreien und den Czaren zu ermorden.

Um zehn Uhr gingen sie zur Ruhe. Wenn der

Regen nachließe, wollten sie doch steigen. Herr Jung, der Syphonfabrikant, ihr Augsburger Hausnachbar, war vor acht Tagen oben gewesen; Herr Jung sollte diese Leistung unter keinen Umständen länger vor ihnen voraus haben!

Herr Philipp ging auf sein Zimmer. Portieren — sie imponierten ihm wie ein unerhörter Luxus nach den Holzwänden von Lins — ein Divan von grünem Plüsch — aufatmend streckte er sich auf das Polster und sah zufrieden an der neuen Wandtapete entlang. Moderne Bilder — eine Balldame am Kamin — Peep-bo, die schlitzäugige Chinesin — komisch, daß ihm das alles plötzlich so elegant vorkam, daß es ihm trotz der stillosen Zusammenstellung gefiel! Sein schönes Junggesellenzimmer stand ihm mit einem Mal lebhaft vor der Seele; er hatte es mit allen Raffinements ausgestattet; die ganze Erbschaft von einem unerwartet verstorbenen Onkel hatte er hineingesteckt, und als es fertig war, verachtete er sich damals mit philosophischem Hohn ob seiner Neigung zu soviel Komfort. Diese Hotelzimmer von Lauders waren ja elende Barackenzellen dagegen! Heimweh beschlich ihn.

„Ich will mir nichts mehr weismachen!“ sagte er sich. „Der Moment ist da, um Ferens Brief zu lesen.“

Er suchte ihn aus dem Handkoffer vor, fast mit einer Art Neugier, was die Zeilen enthalten könnten, die ihr Schreiber so ohne weiteres mehrere Wochen alt werden ließ.

„Armer Philipp!“

Armer? und das war die Antwort auf seinen begeisterten Brief?

„Zerbrochene Sachen sind immer fatal; am fatalsten zerschlagene Illusionen! Aber tröste Dich: es konnte nicht anders kommen. Ich hätte es Dir voraussagen können, doch Du würdest mir natürlich nicht geglaubt, nur die Bissigkeit des schwarzseherischen Fex bemäkelt haben.

Toujours perdrix ist zwar auch nichts Rechtes, aber das Gegenteil hält unsereins auf die Dauer noch weniger aus!

Vermutlich wimmelt es jetzt vor Deinen Augen von Sonnenflecken; vermutlich bist Du entrüstet über die ganz natürlichen Dinge, die Du erlebtest. Daß Dein Hauswirt kein Humboldt an Geist ist, darfst Du ihm aber nicht verübeln; daß die malerischen Defreggerjünglinge Bauernseelen haben, noch weniger; daß die hübschen Lonis und Tonis da oben auch Evastöchter sind wie unsere Sophien und Margareten hier, das ist ein Faktum, woran sie schuldlos sind. Erst hast Du sie idealisiert, so sehr, daß wir armen Stadtpflanzen daneben wie zufällig noch nicht eingesteckte Sünder erschienen — und nun willst Du ihnen anrechnen, daß sie nicht sind, wie Dein Kopf geruhte, sie abzuspiegeln?

Ich kann mir all Deine Enttäuschungen so ziemlich an den Fingern herzählen, da ich ja die Koulissen kenne, vor denen Dein Idyll sich abspielt. Zuweilen

— obwohl Du so viel Teilnahme gar nicht verdienst — habe ich sogar Angst um Dich. Deine Erscheinung ist viel zu — wie soll ich sagen, ohne zu schmeicheln? — viel zu gut zurecht gemacht, um bei den Tonis und Lonis nicht zu zünden, und Fäuste von Bauernliebhabern sind grob. Armer Philipp! Und Du bist so empfindlich gegen alles Platte und Derbe!

Wenn Du diese Zeilen liest, sitzest Du vielleicht schon weit fort von Linz und läßt Deine blauen Flecken abheilen und Deinen Pessimismus wachsen. Nun glaubst Du am Ende an gar nichts mehr, kein philosophischer Satz kommt, Dich zu trösten — armer Philipp!

Wäre ich Du — schwer wird es mir zwar, mich in ein solches Antipodengengehirn hineinzuversetzen — so ließe ich ein einfaches Naturgesetz wirken: wenn an der Wage die eine Seite fällt, so muß die andre steigen. Such' die Farbenreste zusammen, mit denen Deine Phantasie das Volk der Berge so hübsch angetuscht hat und verwende sie auf die Welt, die Du verließest, und in die Du einmal doch wieder zurückmußt. Denke nicht an ihre Fehler! Denke daran, daß auch im Sumpf Blumen wachsen, daß auch in Pfützen Sterne sich spiegeln!

Und noch eins: trag Deinen Weltschmerz nicht in ein anderes Thal! Vertrödle Deinen Urlaub nicht zwecklos in Gegenden, die ihren beau jour in anderen Monaten haben und nicht in der Frühlingstauzeit. Ich verspreche Dir, auch das leiseste Spottlächeln

herabzuschlucken, wenn Du früher heimkommst, als Du gewollt hast. Auf Holzwegen umkehren', ist keine Schande, ja, wer es mit dem rechten Elan thut, beweist sich dadurch nur als Charakter. Thust Dus nicht für Dich, so thu's für Deine Karriere! Du warst so hübsch im Zug! Nun trägt Dir der unmotivierte Urlaub schädliche Glossen ein. Der R. möchte Ende März nach Italien; nun kann er nicht, weil Du flüchtig geworden bist; Du wärst so gut am Platz.

Und nun noch ein Grund!

Ich möchte mich verheiraten; weiß der Himmel! die Wirtshauskost ist mir zuwider, und so edel wenig materiell wie Du bin ich nie gewesen. Ich heirate natürlich aus Vernunft, höchstens aus Sympathie. Du kennst meine Ansichten und meine Erfahrungen; zu einer zweiten Leidenschaft bringen Leute wie ich es nie.

Nun kommt es mir aber nicht sehr darauf an, ob ich um Gransteins Witwe anhalte oder um die junge Dame, die bei der neulichen Wohlthätigkeitssoiree den weiblichen Paris stellen sollte. Erstere nimmt mich gewiß, weil ich ihr passe; letztere vielleicht aus anderem Grunde; denke an die alte Geschichte, die immer neu wird!

Ich warte Deine Antwort auf die Zeilen ab; dann halte ich auf der Stelle um letztere an, wenn ich nicht doch eine Konkurrenz bekomme, der ich nicht gewachsen bin.

Für Dein freundliches Bedauern meiner Existenz

drücke ich Dir im Geiste die Hand, so unnötig es war. Ich bin nun einmal für Großstadtparfüm und fühle mich wohl unter diesen Tausenden, an denen mich das Gute amüsiert und das Schlechte nicht chokiert!

Auf Wiedersehen — Fex."

Herr Philipp ließ den Brief sinken und starrte in die Luft. Peep-bo lächelte vor ihrem chinesischen Fächer spöttisch auf ihn herunter. Unter den Fenstern brauste der große Strom vorbei und trieb Eisblöcke mit sich und schleuderte sie donnernd ans Ufer.

„Sie haben beide recht!" sagte Herr Philipp. „Und wenn ein verbannter Bergpriester in den Alpen und ein kluger Weltmann droben in der nordischen Tiefebene über eine Sache dasselbe denken, so streckt meine Philosophie die Waffen und ergiebt sich. In diesem Fall mag Fexens Klugheit die meine ausstechen; was eine andere Angelegenheit betrifft, so thut er mir leid! Da wird das Ausstechen wohl auf meiner Seite sein!" —

Am nächsten Morgen reiste Herr Philipp ab.

In den brausenden Atemzügen des Tauwinds, der mächtig über die Berge schnob, kündete sich leise jubelnd, nur wie ein unterdrücktes Singen vernehmbar, der Frühling an. Vorbotenstimmen waren es, die der kämpfende Winter noch verwehen mochte, kecke, daseinsselige Laute, in denen der Lenz vermeldete, daß er nicht gestorben sei, sondern jenseits der Schneeregionen schon blütenbeladen stehe — Laute, in denen das

jahrtausend alte Zwiegespräch neu begann: „Wer bist Du, schöner Wandrer? Bist Du es, Knabe Lenz? Er rief: Ich bin kein andrer, und komme von Florenz."

Herr Philipp schritt dem Bahnhof zu; der feine Tauregen schlug ihm feucht ins Gesicht, ringsum rieselte und rauschte es von allen Bergen und Hängen; er war froh, als er im Zuge saß, ja, er freute sich auf die Heimkehr.

Fex behielt recht; die Gegend hatte nicht ihren beau jour; sie machte ihm den Abschied leicht. Nur wenn er in die Höhe sah, kam das alte Staunen wieder über ihn, das man Bergriesen gegenüber nie verwindet; ja, ihm war fast, als habe er die Alpen noch nie so königlich groß gesehen wie jetzt, da sie gelassen und stolz die Schneelasten von ihren mächtigen Schultern abstreiften wie ein verbrauchtes Gewand, in ewiger Ruhe und der Gleichgiltigkeit der Unsterblichen dem Wandel des Jahres zuschauend, das jetzt auf den zerfließenden Resten des Winters eine neue Lenzzeit vorzubereiten begann.

Er winkte mit der Hand den Arseier Gletschern zu — vielleicht galt der Gruß dem Verbannten da droben, dessen Gestalt ihm rätselhaft in den Gedanken stand, daß er nicht wußte, was sie eigentlich gewesen, der Schatten eines Menschen . . . ein Sünder oder ein Heiliger?

* * *

Fex saß mit mehreren Freunden in der Opernloge. Sie ruhten sich von einem Diner aus und sammelten Kräfte für einen Rout. Der eine gähnte in seinen Claque; der andere zupfte an dem riesigen Chrysanthemum, das er im Knopfloch trug; Fex lorgnierte das Publikum und machte heitere Bemerkungen; alle drei fühlten sich unendlich wohl in ihrer Sphäre.

Von der Bühne klang es melodisch herauf; der fascinierende Zauber der Modernität schwirrte durch die Musik, der Reiz des Allerneusten, des Allerjüngsten, der gestern noch ein Unbekannter, heute schon eine Größe war — Klänge von Mascagni.

Das Haus war gedrängt voll; die übliche Ausstellung von Schönheit, Reichtum und Geschmack, das bekannte Gemisch von musikalischer Verzückung und Mitspielen ohne Gage.

Durch die angelehnten Logenthüren, über Gänge und Korridore hinweg, klangen die Töne gedämpft ins Freie und mischten sich wie leise Seufzer in den Atem der Nacht und das gleichförmige Gesurre der Stadt. Ungestüm wehte der Märzwind um den Tempel. Zerrissene Wolken jagten dunkel über ihn hin, und wie die Geister hellenischen Altertums starrten die weißen Säulenreihen in die Nacht. Auf dem Giebel des Theaters stand, von der Göttin gelenkt, das mächtige Viergespann und thronte, ein fremdartiges Symbol, hoch über dem Treiben des Alltags, über dem Karossen-

gedonner und dem flackernden Laternenwiederschein in den Wasserlachen.

Es war das alte Abendbild, das jeder kannte, jeder als selbstverständlich hinnahm; einer aber sog es mit durstigen Blicken auf, sah genießend auf seinen ruhelosen Tumult, seine banale Schönheit; Herr Philipp war es, der langsam die marmorne Theater-treppe emporstieg. Das Parfüm der Großstadt um-wirbelte ihn jetzt mit seinem ganzen langverkannten, langentbehrten Zauber . . .

Wenige Minuten später fühlte Fex, wie ihn je-mand an der Schulter rührte, er sah sich verwundert um; da stand vor dem roten Logenhintergrund sein Freund, unerwartet und wohlbehalten, das einst so nervös blasse Gesicht von der Farbe der Gesundheit wie verjüngt.

„Du hast Recht behalten, Fex!“ sagte er la-konisch.

Fex sprang auf. „Wie kommst Du hierher in aller Welt?“ fragte er erstaunt.

„Ich suchte Dich in Deiner Wohnung, aber um-sonst. Als ich dann hier vorbeiging und die er-leuchteten Kandelaber vor der Rampe sah und die Menschen und das ganze Treiben, da konnte ich nicht widerstehen —“

„Aha, genesen!“ erwiderte Fex, und trotz seines Versprechens zuckte es ihm ironisch um die Lippen.

* * *

Wenige Wochen später fragte Herrn Philipps Braut ihren Verlobten, wie es nur komme, daß er plötzlich so milde und tolerant, so liebenswürdig geworden sei?

Da faßte Herr Philipp das Ergebnis seiner Erfahrungen in einen Satz zusammen und sagte:

„Meine Philosophie ist einfach — ich bleibe kritiklos und verlange nicht mehr von den Menschen, als sie zu leisten imstande sind.“

Herrn Philipps Braut fühlte sich natürlich sehr imponiert.



Inhalt.

Sein Ich.

Roman

von

Emil Roland.

Auszüge aus den Besprechungen.

Berliner Neueste Nachrichten: „Sein Ich“ betitelt der Verfasser seinen Roman, in dem ein „Hoherpriester“ des Egoismus einer imponirenden Frauengestalt entgegengestellt wird, die trotz aller bitteren Lebenserfahrungen nicht aufhört, immer wieder neue Lasten sich aufzubürden zum Heile Anderer. Mag die Heldin des Romans auch vielfach allzu herb erscheinen und wissentlich ihr Glück zu zerstören scheinen, der Verfasser hat es verstanden, uns Interesse für sie einzuflößen. Ihr Ziel ist, sich Selbständigkeit zu wahren, ihr höchstes Glück ist Thätigkeit und Pflichterfüllung. Die Figuren des Romans sind lebenswahr und lebensvoll gezeichnet, nicht minder treffend die Gegenden, in denen der Roman spielt, das alte Schloß Varganz in der Schweiz, Baden-Baden und namentlich die alte Bischofsstadt Fulda.

Dresdener Journal: Ein Roman von eigentümlichem Gehalt, von einer gewissen Größe und Herbheit der Empfindung und entschieden künstlerischem Gleichmaß der Ausführung lernen wir kennen in „Sein Ich“ von Emil Roland. Erster Anlauf und weitere Entwickelung der Erzählung wollen zwar nicht ganz zusammenstimmen, man versteht kaum, wie der nüchtern korrekte, von der Meinung der Welt und den Vorurteilen seines Lebensbereiches bis zum Kläglichen abhängige Held zu dem allermodernsten Sport kommt, die tiefste Einsamkeit auf verfallenen Alpenburgen, angesichts der Gletscher, zu suchen. Aber von dem Augenblick an, wo er sich der unerwarteten Gefährtin gegenüber,

die ihm ein Unwetter auf Burg Varganz zugeführt hat, so kläglich lächerlich benimmt, bis zum Schluß, wo ihn Ottilie endgiltig verabschiedet, zeigt und bewährt Leo sich charakteristisch als der Mann, der halb nervös, halb trocknen Herzens ist. „Die Luft der Metropole hatte in den langen Jahren, da er sie geatmet, sein einst so warmes Empfinden ausgedörrt und der Egoismus, dem er so lange gehuldigt, die besten Funken ächter Wärme aus seiner Seele genommen." Es wird das Verhängnis dieses Egoisten, in dem wir uns einen höheren Beamten oder einen Berufspolitiker denken mögen, daß er gleichwohl in einer eigentümlichen Frauennatur den großen Zug, die warme und tiefe Seele, die höchste und idealste Lebensfähigkeit erkennen und fühlen muß, daß seinem eigenen Dasein das Beste gebricht, wenn Ottilie nicht die Seine werden kann. Mit feiner Empfindung und voller Lebenskenntnis wird der Mann dargestellt, der in eben dem Maße, als seine Empfindung für das Weib echter und wärmer wird, alle Falten seines selbstischen Wesens, seiner Abhängigkeit vom Vorurteil entfalten muß und es damit dazu bringt, daß Ottilie ihn wiederholt zurückweist und aufhört ihn zu lieben. Leo hat Mühe sich gegen die Selbstverachtung zu wehren. „Sollte er sich selbst einen Vorwurf daraus machen, weil er mit dem Strome schwamm, der ihn von jeher leicht und sicher zum Erfolge getragen? Mochte man dann die Zeit verdammen, nicht ihre schuldlosen Kinder. Nach dem abgelaufenen Urlaub tauchte Leo in sein altes Leben zurück. Die Wellen des Alltags, seiner Arbeit, fluteten über die Erinnerung und suchten sie zu verwischen, sie lag aber in seinem Gedächtnis, wie ein unheimliches, unnennbares Etwas, an das er keine Worte wußte, an das er mit keinem Gedanken mutwillig zu rühren wagte, damit das erstorbene Geheimnis nicht etwa wieder Leben annahm." Ottilie ist in seinem Leben der Schiffbruch gewesen, dessen Erinnerung der Mensch nie ganz überwindet. Ein Roman, der so durchaus innerliche Vorgänge schildert und dabei doch mit aller Schärfe die äußeren Zustände spiegelt, in deren Rahmen diese Vorgänge möglich sind, setzt eine starke Konzentrationskraft voraus, und in

der That schließt der Roman „Sein Ich" eine Fülle von Leben und Bewegung ein, eröffnet nach allen Seiten hin Ausblicke, so einfach seine Grundlinien auch gezogen sind.

Kölnische Zeitung: Eine sehr feine Studie modernen Lebens ist der bei F. Fontane & Co. erschienene Roman „Sein Ich" von Emil Roland. Wir haben da die Charakteristik jener an sich tüchtigen Männer vor uns, die infolge ihrer Selbstsucht sich um das eigene höhere Lebensglück bringen, weil sie unbequemen Verhältnissen, gesellschaftlichen Schwierigkeiten aus dem Wege gehen, immer nur „correct" handeln wollen. Der Kern des Inhalts läßt sich in wenigen Worten erzählen. Der Held wird von einem prächtigen, bedeutenden Mädchen angezogen, das auch für ihn eine Neigung hat. Sie hat aber auch einen mit Zuchthaus bestraften Bruder, den sie nicht fallen lassen will. Der Held ist der Ansicht, daß ein solcher Bruder und Schwager die größten Schwierigkeiten in die Ehe bringe, und zwar macht er diese Ansicht mit Erfolg seinem eigenen Bruder gegenüber geltend, der zunächst das Mädchen heiraten will. Später stirbt der Zuchthäusler, und der Held nähert sich wieder, aber jetzt ist das Mädchen so ernst, den Mann der ängstlichen Bedenken für immer von sich zu weisen. Dieses Thema wird auf einem vortrefflich charakterteristischen gesellschaftlichen Hintergrund mit sicherer Weltkenntnis, anschaulicher Seelenkunde und geistreicher, aber keineswegs aufdringlicher Darstellungsweise in fesselnder Weise behandelt. Man hat da eines jener Bücher vor sich, die viel feineres künstlerisches Gewebe als der Durchschnittsroman bieten und die ohne mit gewaltsamen Modeproblemen zu denken dem anspruchsvollen Leser ein fesselndes Bild des Lebens bieten.

Leipziger Tageblatt: Diesem außerordentlich eigenartigen Buch wünschen wir seiner bemerkenswerthen ethischen Tendenz wegen eine möglichst weite Verbreitung. Denn wir halten es hoch an der Zeit, daß endlich energisch gegen die mehr und mehr überhand nehmende Selbstsucht angekämpft werde, von der der Autor oben genannten Romans mit Recht sagt, „daß sie jetzt

bei Vielen für das Hauptprincip des Lebens gelte, ohne jene jedoch glücklich dabei zu machen." Auch wollen wir mit ihm hoffen, daß „die Menschheit einmal wieder der götterlosen Zeit überdrüssig werden und Kraft finden möge, sich dem Kultus ihres Ichs zu entreißen, von der Ueberzeugung geleitet, daß das Leben nicht lebenswerth ist, wenn nicht der Glaube an etwas Höheres, von unserem persönlichen Wohl und Wehe losgelöstes in uns liegt." Doch nicht nur die ethische Absicht, sondern auch die künstlerische Ausführung des Werkes verdient wärmste Anerkennung. Besonders rühmenswerth erscheint die psychologische Feinheit in der Durchführung der Grundidee. Jede tendenziöse Uebertreibung, jeder krasser Farbenauftrag ist streng vermieden, die gesammte Figurenschilderung athmet Geist, Vornehmheit und Anmuth aus und kein Zuviel an ausmalenden Details stört die Einheit des Interesses an dem anregenden Thema. Mit vollendetem Geschick ist der Conflict zwischen den beiden Hauptfiguren eingeleitet und mit unbeugsamer Logik, ohne jede Rücksicht auf den conventionellen Geschmack des großen Publicums zu Ende geführt; der Ichmensch leidet Schiffbruch an dem willensstarken Mädchen, das seiner Pflichttreue ohne Bedenken das Glück des eigenen Selbst opfert. Einen vorzüglichen Contrast zu dieser imponirenden Gestalt bildet die mit satyrischer Schärfe dargestellte Figur, der naiv selbstsüchtigen Salondame, die genau so kleinlich und banal handelt, wie jene groß und sonderartig. Reizend wirkt der „verschlafene" Backfisch, der sich ganz plötzlich zu einem **enfant terrible** auswächst. Der schöne schwung- und poesievolle Stil, in dem das Ganze erzählt ist, vervollständigt den günstigen Gesammteindruck.

Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung: Das Buch hat einen ganz besonderen Reiz, ohne alles Gemachte und Gekünstelte, aus sich herausgewachsen, wie eine reife, schöne Frucht, bietet sich ein Stück Leben dar. Die große Wahrheit und Schlichtheit der Darstellung läßt die Frage nach der Kunst des Verfassers nicht aufkommen. Er tritt ganz hinter sein Werk zurück. Von einer Tendenz des Romans zu reden, wäre unbillig, ja ganz unzutreffend. Aber eine starke und hohe Willensrichtung adelt die

Erzählung der überzeugenden Thatsachen, nämlich das Gericht über den Egoismus. Für manche Leser wird der feine Zug besonders werthvoll und verständnißfördernd sein, wie die beiden grundverschiedenen und darum auch nicht zu vereinigenden Hauptfiguren eine stille Liebe für Konrad Ferdinand Meyer hegen. Sie sind so talentvoll hingestellt, daß man sie erkennen würde, begegneten sie uns auf der Reise — ganze Menschen! Zum Ersatze drücken wir dem Verfasser die Hand.

Velhagen und Klasings Monatshefte: Ein Werk, das in jeder Hinsicht, formell wie inhaltlich, als eine hervorragende Litteraturerscheinung bezeichnet werden darf, ist der Roman „Sein Ich" (F. Fontane & Co.). Ich erinnere mich nicht, dem Verfasser, Emil Roland, litterarisch schon begegnet zu sein, aber wenn dieses Buch eins seiner Erstlingswerke ist, dann werden wir ihn sicher in nicht zu ferner Zeit als einen Meister der Prosadichtung begrüßen dürfen. Ein echter Dichter ist Roland jedenfalls. Auf die Handlung, die sich in dem Roman abspielt, kommt ästhetisch wenig an. Wodurch das Werk berückt, das ist in erster Linie die tiefdringende und doch in den feinsten Linien gehaltene Charakteristik, in zweiter die Stimmungs- und Naturschilderung. Es giebt wenige Gestalten in unserer neuen Romanlitteratur, die so eigenartig berühren, wie dieser echt moderne Egoist und dieses aufopferungsstarke Weib. Sprachlich versteht sich Roland auf die seltene Kunst, Schlichtheit und Glanz zu paaren.

Wiener Tageblatt: Emil Roland gehört zu den Autoren die die Lichtpunkte in dem Berufe des Rezensenten bilden. Es ist ein ideales Vergnügen, ihn zu lesen, ein unvergleichlicher Genuß, sich prüfend, urtheilschöpfend in die Tiefen seines Geistes zu versenken, kühl erwägend den Gang seiner Denk- und Empfindungsweise zu verfolgen. Es ist eine lohnende Arbeit. Man kann die Sonde der Kritik wo immer ansetzen, man wird überall reiche Schätze künstlerischer Schönheit zu Tage fördern. — In dem vorliegenden Roman „Sein Ich" hat er in der Gestalt eines vornehmen halbblasirten Lebemannes das ethische Prinzip einer Art von — wenn wir uns so ausdrücken dürfen — berechtigtem

Egoismus zu verkörpern versucht. Es ist dies ein Egoismus, dem wohl nichts von der abstoßenden Häßlichkeit selbstischer Ichsorge fehlt, den wir aber bei Roland als etwas durchwegs und spezifisch Menschliches begreifen lernen und dessen Existenzberechtigung, ja Existenznothwendigkeit wir als etwas in der menschlichen Urnatur Wurzelndes anerkennen müssen. Um die scharfgezeichneten Umrisse der Gestalt dieses Lebemannes gruppirt sich eine Handlung, die gleich im Anfange durch die Eigenartigkeit des Ansatzes angenehm befremdet, und auch in ihrem ganzen Verlaufe getreulich hält, was sie zu Beginn versprochen hat: eine Handlung, reich an Bewegung und interessanten Momenten, dabei frei von allem Gesuchten und Sensationellen einerseits, von allem Herrkömmlichen und Schablonenhaften andererseits. Hervorragend ist Roland's Meisterschaft im knappen, kaum andeutunsweisen Skizziren von Situationen und Menschen. Eine unscheinbare Wendung, oft nur ein Wort genügt ihm, um damit Besonderheiten im Wesen der Dinge zum Ausdruck zu bringen. Unübertrefflich an packender Realistik und plastischer Zeichnung ist die Heldin des Romans, ein starkes, pflichttreues Weib, und bei allem Idealismus, der sie verklärt, durchwegs realistisch gedacht und ausgeführt, während das sechzehnjährige Mädchen, dessen Seele, angeekelt von dem Hohlen und Nichtigen des Lebens, einschläft, und das aus seiner Lethargie erst erwacht, nachdem es im Verkehre mit einer edlen Freundin und im Kreise ernster Pflichten den Werth des Daseins erkennen lernt, uns ein psychologisches Märchen von tiefer Symbolik dünkt, mit dem ganzen bestrickenden Zauber und dem poetischen Reiz einer Märchendichtung. — Doch wir könnten in dieser Form fortfahren, ohne aufzuhören, und am Ende — alle Schönheiten, die Emil Roland's Roman bringt, können wir ja doch nicht registriren — es wäre denn, daß wir das ganze Buch, Zeile für Zeile und Satz für Satz, wiedergeben.

Druck von Gottfr. Pätz in Naumburg a. S.